

# ZEITSCHRIFT FÜR HISTORISCHE FORSCHUNG

Beiheft 49

## Söldnerlandschaften

Frühneuzeitliche Gewaltmärkte  
im Vergleich



Duncker & Humblot · Berlin

Söldnerlandschaften  
Frühneuzeitliche Gewaltmärkte im Vergleich

# ZEITSCHRIFT FÜR HISTORISCHE FORSCHUNG

Vierteljahresschrift zur Erforschung des Spätmittelalters u. der frühen Neuzeit

Herausgegeben von

Nikolas Jaspert, Johannes Kunisch, Klaus Luig, Peter Moraw †,  
Peter Oestmann, Heinz Schilling, Bernd Schneidmüller,  
Barbara Stollberg-Rilinger

Beiheft 49

# Söldnerlandschaften

Frühneuzeitliche Gewaltmärkte  
im Vergleich

Herausgegeben von

Philippe Rogger  
Benjamin Hitz



Duncker & Humblot · Berlin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten

© 2014 Duncker & Humblot GmbH, Berlin  
Fremddatenübernahme: L101 Mediengestaltung, Berlin  
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Berlin  
Printed in Germany

ISSN 0931-5268

ISBN 978-3-428-14420-4 (Print)  
ISBN 978-3-428-54420-2 (E-Book)  
ISBN 978-3-428-84420-3 (Print & E-Book)

Gedruckt auf alterungsbeständigem (säurefreiem) Papier  
entsprechend ISO 9706 ⊗

Internet: <http://www.duncker-humblot.de>

## Vorwort

Wissenschaft ist Kommunikation. Im Zeitalter digitaler Kommunikationsmittel und permanenter Vernetzung via World Wide Web haben wissenschaftliche Tagungen etwas erfrischend Altmodisches an sich. „Connecting people“ meint in der universitären Tagungspraxis, Menschen an einem Ort physisch miteinander in Kontakt zu bringen. Das ist im Vergleich zu online-Begegnungen verhältnismässig aufwendig. Dazu notwendig ist als erstes eine zündende wissenschaftliche Idee, welche beim Fachpublikum Neugierde zu wecken vermag. Ist dieser Schritt einmal geschafft, rauben praktische Problemstellungen Zeit, Nerven und Energie. Es müssen Anreise, Verpflegung und Unterbringung organisiert und die dazu notwendigen Finanzmittel aufgebracht werden. Erfolgserlebnisse, Niederlagen und stete Planungsunsicherheiten machen ein Tagungsprojekt zu einem spannenden Vorhaben mit ungewissem Ausgang. Dass die Tagung *Söldnerlandschaften – Frühnezeitliche Gewaltmärkte im Vergleich (15.–18. Jh.)*, die am 15. und 16. November 2012 an der Universität Bern stattgefunden hatte, zu einem Erfolg werden konnte, ist das Verdienst zahlreicher helfender Hände, wohlwollender Gutachter, funktionierender Universitätsinstitute und grosszügiger Geldgeber.

An erster Stelle zu nennen sind die Referenten, welche die Reise nach Bern auf sich genommen und mit ihrem Beitrag massgeblich zum Gelingen der Tagung beigetragen haben. Die Moderatoren Prof. Dr. André Holenstein (Bern), Prof. Dr. Rudolf Jaun (Zürich) und Prof. Dr. Horst Carl (Giessen) haben die Sektionen kompetent geleitet und für ein vorbildliches Zeitmanagement gesorgt. Therese Dudan, Sekretärin der Abteilung Schweizer Geschichte am Historischen Institut der Universität Bern, ist es zu verdanken, dass die Tagung in einer ausnehmend entspannten Atmosphäre stattfinden konnte. Die kritischen Fragen von Nathalie Büscher, die die Tagung gemeinsam mit uns organisiert hat, führten in der Planungsphase zu vielen anregenden Diskussionen. Nicht nur Einzelpersonen, sondern auch zahlreiche Institutionen waren mit namhaften finanziellen Beiträgen oder immateriellen Hilfeleistungen am Tagungsprojekt beteiligt, namentlich das Historische Institut der Universität Bern, die Historischen Seminarien der Universitäten Luzern und Zürich, das Center for Global Studies der Universität Bern, die Mittelbauvereinigung der Universität Bern, die Fondation Johanna Dürmüller-Bol, der Schweizerische Nationalfonds und die Forschergruppe Gewaltgemeinschaften der

Universität Giessen. Ihnen allen möchten wir an dieser Stelle ganz herzlich danken.

Den hier versammelten Beiträgen ist eine grosse Leserschaft zu wünschen. Die Voraussetzungen dazu sind günstig, da der Tagungsband als Beiheft der Zeitschrift für Historische Forschung erscheinen kann. Für die freundliche Aufnahme in dieser renommierten Reihe sei der Herausgeberschaft herzlich gedankt. Bedanken möchten wir uns auch beim Verlag Duncker & Humblot, insbesondere bei Programmplaner Dr. Andreas Beck und bei Heike Frank für die Besorgung der Drucklegung.

Bern und Basel, im März 2014

*Philippe Rogger  
Benjamin Hitz*

## Inhaltsverzeichnis

<i>Philippe Rogger/Benjamin Hitz</i>	
Söldnerlandschaften – räumliche Logiken und Gewaltmärkte in historisch-vergleichender Perspektive. Eine Einführung . . . . .	9
<b>I. Militärunternehmer und ihr Umfeld: Gewaltmärkte, Akteure, Netzwerke</b>	
<i>Heinrich Lang</i>	
Kriegsunternehmer und kapitalisierter Krieg: <i>Condottieri</i> , Kaufmannsbankiers und Regierungen als Akteure auf Gewaltmärkten in Italien (1350–1550) . . . . .	47
<i>Reinhard Baumann</i>	
Süddeutschland als Söldnermarkt . . . . .	67
<i>Michael Jucker</i>	
Erfolgreiche Söldnerlandschaft Eidgenossenschaft? Die Innenperspektive um 1476 . . . . .	85
<i>Jean Steinauer</i>	
Fribourg face au marché européen du mercenariat: le poids de la France . . . . .	107
<i>Uwe Tresp</i>	
Böhmen als Söldnermarkt / „Böhmen“ als Söldnertypus im späten Mittelalter . . . . .	119
<b>II. Söldnerhandel zwischen Ethnisierung und Globalisierung</b>	
<i>Stefan Aumann/Holger Th. Gräf</i>	
Hessische Truppen im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg – ein Datenbankprojekt zu einer „Söldnerlandschaft“ des 18. Jahrhunderts	143
<i>Horst Carl</i>	
Exotische Gewaltgemeinschaften – Krieger von der europäischen Peripherie im 17. Jahrhundert . . . . .	157

*Marian Füssel*

- Panduren, Kosaken und Sepoys. Ethnische Gewaltakteure im 18. Jahrhundert zwischen Sicherheit und Stigma ..... 181

**III. Anreiz und Zwang: Söldner als Migranten***Benjamin Hitz*

- Wer ging überhaupt und weshalb? Die Eidgenossenschaft als Söldnerlandschaft: das Beispiel von Luzern im späten 16. Jahrhundert ..... 203

*Stefan Xenakis*

- „Sye sollten des handelß mussig sein [...] und betrachten daß sye burger werent“ Loyalitätskonflikte und Identitätsbrüche bei oberdeutschen Fußsöldnern des frühen 16. Jahrhunderts ..... 223

*Ludolf W. G. Pelizaeus*

- Gewaltexport zwischen „Ausschaffung“ von Straftätern, Soldatenhandel und obrigkeitlichen Interessen an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert ..... 243

*Michael Sikora*

- Anmerkungen ..... 261

- Autorenverzeichnis ..... 271

# Söldnerlandschaften – räumliche Logiken und Gewaltmärkte in historisch-vergleichender Perspektive. Eine Einführung\*

Von *Philippe Rogger* und *Benjamin Hitz*

„Mit einem Wort: Hören wir auf, in alle Ewigkeit von Nationalgeschichte zu Nationalgeschichte zu plaudern, ohne uns zu verstehen. Ein Dialog unter Schwerhörigen, von denen jeder völlig verkehrt auf die Fragen des anderen antwortet, ist ein alter Kunstgriff der Komödie, dazu angetan, ein aufgeschlossenes Publikum zu erheitern; eine empfehlenswerte intellektuelle Übung ist es nicht“<sup>1</sup>.

Marc Blochs Forderung von 1928 mag in ihrer Absolutheit heute überspitzt wirken. Doch bereits ein kurSORISCHER Blick in die Forschung zum frühneuzeitlichen Solddienst zeigt, dass der wissenschaftliche Diskurs stark von nationalen Narrativen dominiert wird – trotz der globalen Dimension des Phänomens. Dieser unangemessenen Engführung will der vorliegende Sammelband entgegentreten.

Die nationalgeschichtliche Ausrichtung der Solddienstforschung hängt mit dem Umstand zusammen, dass die Militärgeschichte besonders stark nationalen Konjunkturen ausgeliefert war. In der Historiographie des eidgenössischen Solddienstes etwa wechselten sich je nach politischer Grosswetterlage Phasen der moralischen Verurteilung mit solchen von epischer Überhöhung ab<sup>2</sup>. Bezeichnenderweise erschien die ebenso einflussreiche

---

\* Teile dieser Einführung werden anlässlich eines Vortrags von Philippe Rogger mit dem Titel *Söldnerhandel – Europäische Gewaltmärkte in historisch-vergleichender Perspektive (15.–18. Jh.)* im Tagungsband der Tagung *Die „Hessians“ im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg (1776–1783). Neue Quellen, neue Medien, neue Forschungen*, Hanau-Wilhelmsbad, 7.–8. März 2013, ausgerichtet von der Historischen Kommission für Hessen, dem Staatsarchiv Marburg und dem Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde, abgedruckt (erscheint 2014).

<sup>1</sup> Marc Bloch, Pour une histoire comparée des sociétés européennes, in: Marc Bloch, *Mélanges historiques*, Bd. 1, Paris 1963, 16–40, hier 40 [zuerst erschienen in: *Revue de synthèse historique* 4 (1928), übersetzt in: Alles Gewordene hat Geschichte. Die Schule der Annales in ihren Texten 1929–1992, hrsg. v. Matthias Middell/Steffen Sammler, Leipzig 1994, 121–167, hier 159].

<sup>2</sup> Emil Dürr, Die Politik der Eidgenossen im XIV. und XV. Jahrhundert. Eidgenössische Grossmachtpolitik im Zeitalter der Mailänderkriege, Bern 1933, 545, er-

wie streitbare Monographie zum eidgenössischen Söldnerwesen von Paul de Vallière mit dem programmatischen Titel *Treue und Ehre* im Vorkriegsjahr 1913 und in einer zweiten Ausgabe 1940 mit einem Vorwort des Kriegsgenerals Henri Guisan<sup>3</sup>. Die Nation als Fluchtpunkt bei der Bearbeitung seines Themas drängte sich dem Verfasser geradezu auf: „Denn der Soldat, und ganz besonders der Fusssoldat, zeigt deutlich den Charakter des Landes, dem er entstammt. Wie das Volk, so seine Infanterie“<sup>4</sup>. In der Nachkriegszeit geriet die unpopulär gewordene Militärgeschichte zeitweilig aus dem Fokus der universitären Forschung, ehe sich in den 1970er-Jahren sozial- und wirtschaftsgeschichtlich interessierte Arbeiten wieder mit der Solddiensthematik befassten<sup>5</sup>. In jüngerer Zeit dominieren diplomatiegeschichtliche Fragestellungen, welche vor allem die Allianzpolitik der Orte in den Blick nehmen<sup>6</sup>. Neuere Forschungen zum eidgenössischen Solddienst sind indessen rar und bekunden zum Teil Mühe, sich von alten Vorstellungen und überholten Geschichtsbildern zu lösen<sup>7</sup>.

---

wähnt die „demoralisierende Wirkung des Reislaufens“, während *Ernst Gagliardi*, Mailänder und Franzosen in der Schweiz, 1495–1499. Eidgenössische Zustände im Zeitalter des Schwabenkriegs, Zürich 1914–1915, 54–55 biologische Metaphern braucht, indem er von der verderbenden Wirkung des Solddiensts und dessen Wuchern spricht. *Jean-René Bory*, Die Geschichte der Fremdendienste. Vom Konzil von Basel (1444) bis zum westfälischen Frieden (1648), Neuchâtel-Paris 1980, hingegen veröffentlichte eine apologetische Gesamtdarstellung der eidgenössischen Solddienste, in der er z.B. auf Seite 62 postuliert, dass die Dienstleistungen nicht verkauft, sondern vermietet wurden und somit die eidgenössische Souveränität nicht verletzt hätten. Weitere Beispiele bei *Valentin Groebner/Benjamin Hitz*, Die Schweizer Reisläufer 1500–1700 als Mythos mit Lücken: Geschichtsinszenierung und Kriegsökonomie im Alltag, in: Schweizer Solddienst. Neue Arbeiten, neue Aspekte, hrsg. v. Rudolf Jaun/Pierre Streit, Birmensdorf 2010, 31–40, hier 34–35.

<sup>3</sup> *Paul de Vallière*, Treue und Ehre. Geschichte der Schweizer in fremden Diensten, Neuenburg 1912.

<sup>4</sup> *Vallière*, Treue (Anm. 3), 725.

<sup>5</sup> Vgl. die Arbeiten von Hans Conrad Peyer: *Hans Conrad Peyer*, Die wirtschaftliche Bedeutung der fremden Dienste für die Schweiz vom 15. bis zum 18. Jahrhundert, in: *Hans Conrad Peyer*, Könige, Stadt und Kapital. Aufsätze zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Mittelalters, hrsg. v. Ludwig Schmugge/Roger Sablonier/Konrad Wanner, Zürich 1982, 219–231; *Hans Conrad Peyer*, Wollgewerbe, Viehzucht, Solddienst und Bevölkerungsentwicklung in der Stadt und Landschaft Freiburg i. Ü. vom 14. bis zum 16. Jahrhundert, ebd., 163–182. Vgl. auch die Arbeiten seiner Schüler: *Hermann Suter*, Innerschweizerisches Militär-Unternehmertum im 18. Jahrhundert, Zürich 1971 und *Walter Bührer*, Der Zürcher Solddienst des 18. Jahrhunderts. Sozial- und Wirtschaftsgeschichtliche Aspekte, Bern/Frankfurt a.M. 1977.

<sup>6</sup> Siehe die Ausführungen zum Pensionenwesen in der Eidgenossenschaft weiter unten.

<sup>7</sup> Zu erwähnen sind *Benjamin Hitz*, Kämpfen um Sold. Alltag, Ökonomie und Umfeld des Luzerner Solddienstes 1550–1600, Diss. (Luzern 2012); *Jean Stein-*

Noch stärker als in der schweizerischen Historiographie wirkten sich die Ereignisse des 20. Jahrhunderts auf die deutsche Forschungslandschaft zum Solddienst aus: Nachdem die deutsche Militärgeschichte während des Zweiten Weltkriegs politisch instrumentalisiert und vereinnahmt worden war, kam die Forschung zu einem Stillstand<sup>8</sup>. Erst in den 1990er Jahren erlebte sie einen neuen Aufschwung, weitgehend unbeschwert vom ideologischen Ballast alter Forschungsansätze. Neben sozial-, wirtschafts- und kulturgeschichtlichen Aspekten gerieten etwa der Alltag und die Lebensrealität des einfachen Söldners in den Fokus<sup>9</sup>. Doch auch die neuere deutsche Forschung vermochte die Grenzen nationaler Geschichtsschreibung nicht zu sprengen.

Die toten Winkel einer nationalgeschichtlich ausgerichteten Solddienstforschung lassen sich an verschiedenen Beispielen illustrieren. Ein besonders anschauliches Exempel stellen die Verträge dar, mit denen die eidgenössischen Obrigkeiten und verschiedene deutsche Landesherren ihre angeworbenen Truppen an ausländischen Dienstherren vermietet hatten. In der deutschen Historiographie wird diese Art von Söldnerwerbung durchaus negativ konnotiert als „Soldatenhandel“ bezeichnet<sup>10</sup>. Die der Lieferung von Truppen gegen Geld zugrundeliegenden Verträge werden als Subsidienverträge bezeichnet, womit die Geldleistungen als

---

auer, Patriciens, fromagers, mercenaires. L'émigration fribourgeoise sous l'Ancien Régime, Lausanne 2000; Viktor Ruckstuhl, Aufbruch wider die Türken. Ein ungewöhnlicher Solddienst am Ende des 17. Jahrhunderts. Mit besonderer Berücksichtigung Obwaldens und der Kompanie Schönenbüel, Zürich 1991; ebenso die drei Sammelbände Norbert Furrer et al. (Hrsg.), Gente ferocissima. Solddienst und Gesellschaft in der Schweiz (15.–19. Jahrhundert), Zürich 1997, Jaun/Streit, Solddienst (Anm. 2) und Robert-Peter Eyer/Hans Rudolf Fuhrer, Schweizer in „Fremden Diensten“. Verherrlicht und verurteilt, Zürich 2006, wobei gerade letzterer neuere Impulse vor allem aus der deutschen Militärgeschichte nicht aufgreift.

<sup>8</sup> Vgl. zur Historiographiegeschichte der deutschen Militärgeschichte Jutta Nowosadtko, Krieg, Gewalt und Ordnung. Einführung in die Militärgeschichte, Tübingen 2002.

<sup>9</sup> Eine Übersicht gibt Ralf Pröve, Vom Schmuddelkind zur anerkannten Subdisziplin? Die „neue Militärgeschichte“ der Frühen Neuzeit und der AMG, in: Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit 5 (2001), 6–16.

<sup>10</sup> U.a. Peter H. Wilson, The German „Soldier Trade“ of the Seventeenth and Eighteenth Century: A Reassessment, in: The International History Review 18 (1996), 757–792; Fritz Redlich, The German Military Enterpriser and his Work Force. A Study in European Economic and Social History, 2 Bde., Wiesbaden 1964–1965, Bd. 2, 90–91. Aktuelle Forschungsvorhaben, die den Begriff verwenden, finden sich im Artikel von Stefan Aumann und Holger Gräf in diesem Band. Vgl. zur moralischen Kritik am Soldatenhandel Michael Sikora, Art. „Soldatenhandel“, Kap. 2 Deutsche Landesfürsten, in: Enzyklopädie der Neuzeit, hrsg. v. Friedrich Jaeger, Bd. 12, Stuttgart 2010, Sp. 169–172, hier Sp. 170.

Unterstützungsbeiträge kaschiert werden sollen<sup>11</sup>. In der eidgenössischen Historiographie kommen beide Begriffe kaum vor<sup>12</sup>. Stattdessen ist von Allianzverträgen, Soldbündnissen oder Kapitulationen die Rede<sup>13</sup>, welche die grundsätzliche Erlaubnis der Söldnerwerbung mit der Bezahlung von sogenannten Pensionen verknüpften<sup>14</sup>. Auch wenn sich im Detail Unterschiede feststellen lassen, täuschen die abweichenden Begrifflichkeiten über die weitreichenden Analogien hinweg. Sowohl beim bündnisbasierten Solddienst der Eidgenossenschaft als auch beim Soldatenhandel mittels Subsidienvertrag deutscher Fürsten warben Landesherrschaften in fremdem Auftrag Truppen an, rüsteten sie aus und stellten sie als ganze Regimenter einem Dienstherren zur Verfügung. Eine Studie, die diesen Vergleich vornimmt, steht bis heute aus<sup>15</sup>. Sie müsste als ersten Schritt die Grundlage einer Terminologie und Forschungsperspektive schaffen, welche ein vergleichendes Vorgehen ermöglicht. Nur eine solche Arbeit könnte nationale, zum Beispiel durch bestimmte politische Ordnungen bedingte Eigenheiten von grundlegender Ähnlichkeit des Systems unterscheiden. Es ist zu erwarten, dass bei einem solchen Vorgehen an die Stelle von Sonderfällen und Sonderwegen ein europäisches

<sup>11</sup> Michael Busch, Art. Subsidien, in: Enzyklopädie der Neuzeit, hrsg. v. Friedrich Jaeger, Bd. 12, Stuttgart 2010, Sp. 1210–1212.

<sup>12</sup> Eine Ausnahme ist z.B. Rudolf Bolzern, In Solddiensten, in: Bauern und Patrizier. Stadt und Land Luzern im Ancien Régime. Ausstellung im ehemaligen Kinderasyl Schüpfheim, 21. Juni bis 12. Oktober 1986 aus Anlass des Jubiläums 600 Jahre Schlacht bei Sempach (600 Jahre Stadt und Land Luzern), bearb. von Silvio Bucher, Luzern 1986, 30–42, hier 32.

<sup>13</sup> Vgl. Paul de Vallière, Kapitulationen, in: Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz, Bd. 4, Neuenburg 1927, 445–451. Diese Kapitulationen sind nicht zu verwechseln mit den vertraglichen Vereinbarungen zwischen Dienstherren und einzelnen Soldunternehmern (z.B. Kompanieführern), die ebenfalls Kapitulationen genannt wurden.

<sup>14</sup> Siehe Hans Conrad Peyer, Schweizer in fremden Diensten – Ein Überblick. Festvortrag anlässlich der 12. Jahresversammlung der Schweizerischen Gesellschaft für militärhistorische Studienreisen vom 11. April 1992 in Solothurn-St. Niklaus, Schloss Waldegg, in: Schweizer Soldat und MFD, Ausgabe 6, 67. Jahrgang, Biel 1992, 4–8; Richard Feller, Bündnisse und Söldnerdienst 1515–1798, in: Schweizer Kriegsgeschichte, hrsg. v. Markus Feldmann/H. G. Wirz, Bern 1915–1935, Heft 6 (1916), 5–60. Die genannte Terminologie zieht sich durch die ganze schweizerische Historiographie des Solddienstes.

<sup>15</sup> Die strukturellen Gemeinsamkeiten des hessischen Subsidiengeschäfts mit den eidgenössischen Söldnermärkten reflektiert Holger Th. Gräf, Die „Fremden Dienste“ in der Landgrafschaft Hessen-Kassel (1677–1815). Ein Beispiel militärischer Unternehmertätigkeit eines Reichsfürsten, in: Jaun/Streit, Solddienst (Anm. 2), 83–103, hier 95. Jan Lucassen/Leo Lucassen, Art. „Soldatenhandel“, Kap. 1. Überblick, in: Enzyklopädie der Neuzeit, hrsg. v. Friedrich Jaeger, Bd. 12, Stuttgart 2010, Sp. 167–169 verhandeln verschiedene Rekrutierungsgebiete (Schottland, Schweiz, Hessen-Kassel) unter dem Begriff des Soldatenhandels.

Phänomen mit vielen (national zum Teil unterschiedlichen) Facetten treten würde.

Es steht ausser Zweifel, dass der Solddienst in Europa während des Mittelalters und der Frühen Neuzeit eine „gewöhnliche Erscheinung des alltäglichen Lebens“ darstellte<sup>16</sup>. Wichtige Söldnerexportgebiete waren, nur um einige Beispiele aufzulisten, Süddeutschland, Nordwestdeutschland, die Landgrafschaft Hessen-Kassel, die eidgenössischen Orte, Italien, Irland, Schottland, Böhmen, Kroatien, Albanien oder Teile des heutigen Russlands. Das Geschäft mit den käuflichen Kriegern florierte indessen nicht nur in Europa. Auch im Osmanischen Reich, dem indischen Mogulreich oder in den europäischen Kolonien lässt sich die Vermittlung kollektiv durch Staaten rekrutierter Soldaten und Söldner beobachten<sup>17</sup>. Die gesellschaftlichen, ökonomischen, kulturellen und herrschaftlichen Implikationen dieses globalen Markts sind ein wichtiges Thema für die Geschichte der Frühen Neuzeit – der klassischen Zeit des Söldnerwesens<sup>18</sup>. Es stellt sich die Frage, warum sich bestimmte geographische und politische Räume zu erfolgreichen Rekrutierungsmärkten für Söldner entwickelt haben. Diese Fragestellung stand im Zentrum einer wissenschaftlichen Tagung, die im November 2012 an der Universität Bern unter dem Titel „Söldnerlandschaften – frühneuzeitliche Gewaltmärkte im Vergleich (15.–18. Jh.)“ stattgefunden hat. Durch die konzeptionelle Verknüpfung der Söldnerthematik mit der analytischen Kategorie des Raumes sollten Fragen thematisiert werden, die über den derzeitigen Wissenstand über die frühneuzeitlichen Söldnermärkte hinausführen. Angestrebt wurde ein Vergleich unterschiedlicher Söldnerlandschaften, wie ihn Peter Burschel 1994 pionierhaft in einem Kapitel seiner Dissertation vorgedacht hat<sup>19</sup>. Ziel der Veranstaltung war es, die Grenzen der national strukturierten Forschungsdebatten zu überwinden und die jeweiligen Wissensbestände der unterschiedlichen Forschungstraditionen und -regionen zusammenzuführen. Dieser transnationale Zugang sollte dazu einladen, scheinbar gesichertes Wissen aus der

<sup>16</sup> Bolzern, Solddiensten (Anm. 12), 30 und John France, Introduction, in: Mercenaries and Paid Men. The Mercenary Identity in the Middle Ages, hrsg. v. John France, Leiden/Boston 2008, 1–13, hier 10.

<sup>17</sup> Lucassen/Lucassen, Soldatenhandel (Anm. 15), Sp. 168.

<sup>18</sup> Michael Sikora, Söldner – historische Annäherung an einen Kriegertypus, in: Geschichte und Gesellschaft 29 (2003), 210–238, hier 212.

<sup>19</sup> Peter Burschel, Söldner im Nordwestdeutschland des 16. und 17. Jahrhunderts, Göttingen 1994, Kapitel IV: Die geographische Herkunft der Söldner. Eine vergleichende Perspektive auf die mittelalterliche Söldnerproblematik findet sich neuerdings auch bei France, Mercenaries (Anm. 16). Auf dem Rückentext des Buches wird unter anderem die Frage aufgeworfen: „What kind of men became mercenaries and where did they come from?“.

jeweiligen Landesgeschichte über die Funktionsweise und Logiken des Söldnerhandels in Frage zu stellen und gleichzeitig neue Fragestellungen zu entwickeln. Die Vorträge der Tagung sind im vorliegenden Sammelband vereint und wurden für diese Publikation mit einem Beitrag zur Beuteproblematik ergänzt<sup>20</sup>.

Die Notwendigkeit, neue Konzepte und Begrifflichkeiten und somit eine gemeinsame Diskussionsgrundlage zu entwickeln, um die Söldnerthematik aus der nationalgeschichtlichen Sackgasse herauszuführen, war unter den an der Tagung anwesenden Fachleuten unbestritten. Anhand einer beschränkten Auswahl von erfolgreichen Söldnerexportregionen wurde die Tragfähigkeit des von den Veranstaltern in den Raum gestellten Begriffs der *Söldnerlandschaft* getestet und kritisch diskutiert. Inwiefern sich nun diese vom Tagungs- bzw. Buchtitel implizierte Hinwendung zum Raum als analytische Kategorie – in der modernen Wissenschaftsprosa bekannt als *spatial turn*<sup>21</sup> – für die frühneuzeitliche Solddienstforschung fruchtbar machen lässt, ist Gegenstand dieser Einführung. Die Tatsache, dass Angebot und Nachfrage beim Handel mit Söldnern geographisch häufig auseinanderfallen, verweist jedoch ganz zwanglos auf die fundamentale Bedeutung räumlicher Logiken. In Kapitel 1 wird der Zusammenhang zwischen Solddienst und Raum eingehend thematisiert. Darüber hinaus ist die Beobachtung, dass sich regionale Rekrutierungsgebiete für Söldner in einen internationalen Söldnermarkt einfügten<sup>22</sup>, in hohem Masse erklärbare und bedürftig. Die dafür verantwortlichen ökonomischen Logiken werden in Kapitel 2 skizziert. Inhalt dieser einleitenden Bemerkungen ist es folglich, die beiden zentralen Parameter des Söldnerhandels – Raum und Markt – zu problema-

---

<sup>20</sup> Beitrag von Michael Jucker in diesem Band. Im Unterschied zur Beutethematik bleibt das Thema der kaiserlich-habsburgischen Wehrbauern an der Militärgrenze während der Türkenkriege leider unbearbeitet. Vgl. dazu knapp mit weiterführenden Literaturangaben Matthias Asche, Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit. Einleitende Beobachtungen zum Verhältnis von horizontaler und vertikaler Mobilität in der kriegsgeprägten Gesellschaft Alteuropas im 17. Jahrhundert, in: Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit, hrsg. v. Matthias Asche/Michael Herrmann/Ulrike Ludwig/Anton Schindling, Berlin 2008, 11–36, hier 22–23.

<sup>21</sup> Vgl. zum Konzept des spatial turn Jörg Döring/Tristan Thielmann (Hrsg.), Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Bielefeld 2008; Doris Bachmann-Medick, Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, 3. Aufl., Reinbek bei Hamburg 2009, 284–328; zuletzt und durchaus kritisch Susanne Rau, Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen, Frankfurt a.M. 2013.

<sup>22</sup> Reinhard Baumann sprach bereits 1994 von einem europäischen Söldnermarkt. Reinhard Baumann, Landsknechte. Ihre Geschichte und Kultur vom späten Mittelalter bis zum Dreissigjährigen Krieg, München 1994, 23.

tisieren, zu historisieren und ihr heuristisches Potential in Bezug auf das Erkenntnisinteresse dieses Sammelbands kritisch zu reflektieren. Die Ergebnisse der Beiträge werden in Kapitel 3 zusammenfassend referiert.

## I. Solddienst und Raum

In den Armeen der Frühen Neuzeit bildeten die Söldnerkontingente üblicherweise ethnisch gesonderte Truppenteile. Schweizer, Schotten oder Kroaten wurden entsprechend ihrer Herkunft in Schweizer Regimentern, schottischen Regimentern oder kroatischen Verbänden zusammengefasst. Ethnizität war, so scheint es, ein zentrales Merkmal für die auf den europäischen und globalen Söldnermärkten auftretenden Gewaltgemeinschaften.<sup>23</sup> Diesen vermeintlich landsmannschaftlich geschlossenen Verbänden eine gemeinsame Sprache, Konfession oder Kultur zuzugestehen, wie dies die neuere Forschung bisweilen tut<sup>24</sup>, ist in dessen problematisch. Denn bei genauerem Hinsehen erweisen sich diese Zuschreibungen meistens als Fiktion. Unter dem Begriff Kroaten beispielsweise figurierten ganz unterschiedliche Ethnien (Kroaten, Serben, Albaner etc.)<sup>25</sup>. Aufgrund der sehr hohen Verlustzahlen innerhalb der Truppen sahen sich die Kriegsherren bisweilen dazu genötigt, bestimmte „Ausländerquoten“ in den scheinbar ethnisch homogenen Söldnerkontingenten vertraglich zu akzeptieren. Dabei rekrutierten die Söldnerführer ihr Personal aus ganz unterschiedlichen Herkunftsräumen<sup>26</sup>. Die in den 1740er Jahren in Sardinien dienenden Schweizer Regimenter beispielsweise wiesen zuweilen einen Anteil von 50–80 % Nicht-Schweizern auf<sup>27</sup>. Doch obwohl die Herkunftsbezeichnungen der Regimenter in vielen Fällen konstruiert waren, waren sie höchst wirkmächtig. Sie galten mitunter als Merkmal für besondere Kampfweisen und spezifische technische oder physische Eigenschaften der Krieger. So standen im 15. Jahrhundert die böhmische Wagenburg<sup>28</sup> und an der Wende vom 15. zum

---

<sup>23</sup> Zum Konzept der Gewaltgemeinschaften vgl. Winfried Speitkamp (Hrsg.), *Gewaltgemeinschaften. Von der Spätantike bis ins 20. Jahrhundert*, Göttingen 2013.

<sup>24</sup> Vgl. z.B. Asche, Krieg (Anm. 20), S. 23–25.

<sup>25</sup> Vgl. den Beitrag von Marian Füssel in diesem Band.

<sup>26</sup> Vgl. z.B. Willy Pfister, Aargauer in fremden Kriegsdiensten. Die bernischen Regimenter und Gardekompanien in den Niederlanden 1701–1796, 2 Bde., Aarau 1980–1984, Bd. 1, 287 und 290, Bd. 2, 131–134 (sowie die Beilagen 1 und 3).

<sup>27</sup> Siehe das Beispiel der Verlustlisten des Regiments des Luzerners Johann Martin Keller in Bolzern, Solddiensten (Anm. 12), 40.

<sup>28</sup> Siehe den Beitrag von Uwe Tresp in diesem Band.

16. Jahrhundert die eidgenössische Infanterie im Ruf, besonders schlagkräftig zu sein<sup>29</sup>. Entsprechend begehrte waren *die Böhmen* oder *die Eidgenossen* bei den kriegsführenden Mächten. Die militärischen Taktiken und besonderen *skills* einzelner Söldnerverbände haben sich im Verlauf der Zeit allerdings von den Herkunftsregionen gelöst und geradezu verselbständigt. Ethnische Zuschreibungen entwickelten sich gewissermaßen zu einem Label für spezifische Fähigkeiten im Bereich des Militärs. An die Stelle der regionalen Herkunft traten Habitus<sup>30</sup> und spezifische Praktiken der Kriegsführung. Im 17. und 18. Jahrhundert verknüpfte sich die Kategorie der Ethnie in einigen Fällen mit einem typischen Grausamkeits- bzw. Gewaltimage, wie dies etwa bei den kroatischen leichten Reitern oder bei russischen Söldnerverbänden zu beobachten ist<sup>31</sup>.

Die Gleichsetzung der Regimentsnamen mit der geographischen Herkunft der Söldner ist problematisch. Dennoch stellen diese Bezeichnungen der Söldnerverbände nach Herkunft nicht bloss ein Label dar, mit dem sich Truppen aus Prestigegründen versahen, sondern sie verweisen primär auch auf reale geographische Rekrutierungsräume. Für die Lokalisierung bedeutsamer Exportregionen für Söldner sind diese nationalen Zuordnungen ein wichtiges Indiz, um überhaupt regionale Schwerpunkte des Söldnerhandels benennen zu können.

Die Bezeichnung von Söldnerexportregionen als *Söldnerlandschaften* soll zum Ausdruck bringen, dass die gesamte strukturelle Vielschichtigkeit der jeweiligen Räume, in denen in der Frühen Neuzeit mit Söldnern gehandelt wurde, in den Blick genommen werden soll. Der Begriff zielt sowohl auf das geographische Herkunftsgebiet der Söldner als auch auf den politisch, wirtschaftlich, sozial und kulturell strukturierten Raum, aus dem sie stammten. Aufgrund der Tatsache, dass die Rekrutierungsräume mit dem Kriegsgebiet zusammenfallen konnten, wie dies etwa in Italien im 15. Jahrhundert, in den Niederlanden während des Achtzigjährigen Krieges oder in Deutschland während des Dreissigjährigen Krieges der Fall war, ist eine strikte Unterscheidung zwischen Herkunftsgebiet und Einsatzort der Söldner wenig sinnvoll<sup>32</sup>. Ausserdem

<sup>29</sup> Peyer, Schweizer (Anm. 14), 4 bezeichnete die „Infanterie nach Schweizer Art“ als „Königin der Schlachtfelder“. Vgl. auch Louis-Edouard Roulet, Des pré-alpes à l’Europe. Le combattant suisse à la fin du moyen âge, in: Von Crécy bis Mohács: Kriegswesen im späten Mittelalter (1346–1526), Wien 1997, 122–128, hier 122.

<sup>30</sup> Vgl. Matthias Rogg, Landsknechte und Reisläufer: Bilder vom Soldaten. Ein Stand in der Kunst des 16. Jahrhunderts, Paderborn 2002.

<sup>31</sup> Siehe die Beiträge von Marian Füssel und Horst Carl in diesem Band.

<sup>32</sup> Uwe Tresp, Die „Quelle der Kriegsmacht“. Böhmen als spätmittelalterlicher Söldnermarkt, in: Rückkehr der Condottieri? Krieg und Militär zwischen staat-

bestand während längeren militärischen Kampagnen für die meisten Verbände die Notwendigkeit, die gelichteten Reihen möglichst rasch aufzufüllen. Kriegsschauplätze entwickelten sich, sofern sich der Konflikt über einen längeren Zeitraum erstreckte, häufig selbst zu florierenden Söldnermärkten, wo abseits des eigentlichen Kriegsgeschehens und unabhängig von der Herkunftsregion der Söldner angeworben, das Regiment gewechselt und über Sold verhandelt wurde<sup>33</sup>. An dieser Stelle gewinnt das vom Berliner Ethnologen Georg Elwert 1997 am Beispiel moderner Gewaltmärkte (Bürgerkriege, Kriegsherrensysteme, Räuberstum) entwickelte Konzept des gewaltoffenen Raums auch für das frühneuzeitliche Europa an Substanz. Gewaltmärkte, so Elwert, können in gewaltoffenen Räumen, d.h. Räumen, „in denen keine festen Regeln den Gebrauch der Gewalt begrenzen“, entstehen. Diese Gewaltmärkte zeichnen sich dabei durch einen zweckrationalen, ökonomisch motivierten Umgang (zu denken ist an Macht-, Prestige- und Güterakkumulation) der beteiligten Akteure mit Gewalt aus<sup>34</sup>. Das innovative Konzept Elwerts hat die wissenschaftliche Diskussion über die Mechanismen frühneuzeitlicher Söldnermärkte in vielfältiger Weise angeregt. Abzulesen ist dies etwa am Teilprojekt *Lohn der Gewalt – Gewaltlogiken in frühneuzeitlichen Söldnerverbänden* der Forschungsgruppe Gewaltgemeinschaften an der Justus-Liebig-Universität Giessen unter der Leitung von Horst Carl. Das Projekt hat sich zur Aufgabe gemacht, am Beispiel der Söldner den Zusammenhang von ökonomischer Rationalität und Logiken kollektiver Gewaltausübung zu untersuchen<sup>35</sup>. Es ist jedoch zu vermuten, dass die Gewaltmärkte an den Rändern der Schlachtfelder anderen räumlichen, ökonomischen und politischen Logiken folgten als jene in der Peripherie, die als reine Werbegebiete dienten. Obwohl zeitweise auch einzelne Städte oder Handelsplätze als Drehscheiben des lokalen Söldnerhandels in Erscheinung getreten waren, handelte es sich meistens um ganze Landschaften, die sich aufgrund bestimmter sozio-

---

lichem Monopol und Privatisierung: Von der Antike bis zur Gegenwart, hrsg. v. Stig Förster/Christian Jansen/Günther Kronenbitter, Paderborn et al. 2010, 43–61, hier 48. Siehe auch die Ausführungen von Heinrich Lang in diesem Band.

<sup>33</sup> Geoffrey Parker, The military revolution: military innovation and the rise of the West, 1500–1800, Cambridge 1996, 47; Uwe Tresp, Söldner aus Böhmen im Dienst deutscher Fürsten. Kriegsgeschäft und Heeresorganisation im 15. Jahrhundert, Paderborn 2004, 22–31; Tresp, Quelle (Anm. 32), 47–48. Vgl. die Ausführungen zu modernen Gewaltmärkten bei Georg Elwert, Gewaltmärkte. Beobachtungen zur Zweckrationalität der Gewalt, in: Soziologie der Gewalt, hrsg. von Trutz von Trotha, Opladen/Wiesbaden 1997, 86–101.

<sup>34</sup> Elwert, Gewaltmärkte (Anm. 33), 86 und 88 (Zitat).

<sup>35</sup> URL: [http://www.uni-giessen.de/cms/fbz/fb04/institute/geschichte/forschung/dfg\\_forscher/Projekte/Carl](http://www.uni-giessen.de/cms/fbz/fb04/institute/geschichte/forschung/dfg_forscher/Projekte/Carl) [Zugriff 20.2.2014].

ökonomischer Entwicklungen zu exportorientierten Söldnermärkten entwickelt haben<sup>36</sup>.

Was aber macht eine Landschaft zu einer Söldnerlandschaft? Die Qualifizierung einer Landschaft als bedeutsames Rekrutierungsgebiet für Söldner ist nicht mit absoluten Zahlen zu begründen. Denn das Gesamtvolumen der geworbenen Krieger in einem bestimmten geographischen Raum hängt – sofern sich dies überhaupt eruieren lässt – auch mit der Grösse des untersuchten Gebiets zusammen. Für eine genauere Skalierung, denkbar wäre etwa die Berechnung des Anteils der Söldner an der männlichen Bevölkerung einer Region, fehlt in vielen Rekrutierungsgebieten die entsprechende Datengrundlage. Selbst die wirtschaftliche Relevanz des Soldgeschäfts für eine Region (Sold, Subsidien, Pensionen etc.) lässt sich aufgrund des vielfach nur lückenhaft vorhandenen statistischen Materials gar nicht oder nur punktuell ermitteln<sup>37</sup>. Der Versuch, Söldnerlandschaften mit quantitativen Eckwerten zu bestimmen, ist aus diesen Gründen zwangsläufig zum Scheitern verurteilt. In den Fokus geraten deshalb vielmehr die an diesem Geschäft beteiligten Akteure und ihre Praktiken. Eine Landschaft zeichnet sich folglich dann als Söldnerlandschaft aus, wenn das Zusammenspiel von Angebot und Nachfrage von verschiedenen Akteuren (Söldner, Werber, Militärunternehmer, Herrschaftsträger) strukturiert und organisiert wurde<sup>38</sup>.

Was bedeutet es nun, Söldnerrekrutierungsgebiete als Landschaften zu untersuchen? Im Sinne des vielfach postulierten *spatial turn* in der Geschichtswissenschaft soll der Raum stärker in den Fokus historischer Analysen treten. Die geforderte Hinwendung zum Raum als eine wichtige Dimension historischer Reflexion ist allerdings keineswegs einfach umzusetzen<sup>39</sup>. Für die Vertreter des *spatial turn*-Ansatzes stellt Raum kein rein natürliches Ding dar<sup>40</sup>, sondern sie nehmen ihn als integralen Be-

<sup>36</sup> Tresp, Quelle (Anm. 33), 48.

<sup>37</sup> Vgl. etwa die wirtschaftlichen und demographischen Schätzungsversuche von Hans Conrad Peyer für den eidgenössischen Solddienst: *Peyer*, Bedeutung (Anm. 5). Ansätze zur demographischen Einordnung auch bei *Wilhelm Bickel*, Bevölkerungsgeschichte und Bevölkerungspolitik der Schweiz seit dem Ausgang des Mittelalters, Zürich 1947; *Markus Mattmüller*, Bevölkerungsgeschichte der Schweiz. Teil 1: die frühe Neuzeit 1500–1700 (Bd. 1), Basel und Frankfurt a.M. 1987.

<sup>38</sup> Vgl. Tresp, Quelle (Anm. 33), 49.

<sup>39</sup> Vgl. *Leif Jerram*, Space: a Useless Category for Historical Analysis?, in: *History and Theory* 52 (2013), 400–419, der sich vor allem mit unklaren Begrifflichkeiten auseinandersetzt, sowie *Gerd Schwerhoff*, Spaces, Places, and the Historians: a Comment from a German Perspective, in: *History and Theory* 52 (2013), 420–432.

<sup>40</sup> *Schwerhoff*, Spaces (Anm. 39), 425 (wörtlich „purely natural thing“).

standteil der Gesellschaft, als soziales Arrangement von Objekten und somit relational wahr. Gerade in Bezug auf die Söldnerwerbung ist der Raum vielfach strukturiert und konstruiert. Die oben erwähnte ethnische Zuschreibung ist ein Beispiel für die soziale Erfindung von Räumen, indem sie Gebiete konstruierte, die nicht zwingend politischen oder territorialen Einheiten entsprachen. Zu denken ist zum Beispiel an den herrschaftlich ausserordentlich kleinräumig gegliederten süddeutschen Raum als Herkunftsgebiet *der Landsknechte*<sup>41</sup>. Die vielfältige Gliederung und Wahrnehmung von Raum spiegelt sich folglich auch in der Art von Zugehörigkeit, die Söldner zu diesem Raum aufweisen konnten. Die populäre Bezeichnung der Söldner als „Landeskinder“ im deutschsprachigen Forschungskontext täuscht darüber hinweg, dass sich zwischen städtischen Bürgern, städtischen Hintersassen, ländlichen Untertanen und Untergaben von lokalen Herrschaften grosse soziale Unterschiede zeigten<sup>42</sup>. Die Aussenwahrnehmung der werbenden Mächte tendierte dazu, das Herkunftsgebiet politisch homogener zu betrachten, als es die Regionen tatsächlich waren<sup>43</sup>. Die damit einhergehende Koppelung von Raum und Ethnie konnte, gerade wenn Söldnerlandschaft und politische Gliederungen voneinander abwichen, jedoch nie zu einer vollständigen Deckungsgleichheit gebracht werden. Die dabei entstehende Unschärfe wurde – im Sinne eines positiv bewerteten Gewaltlabels vielleicht sogar bewusst – in Kauf genommen. Solche ethnischen Zuschreibungsprozesse und deren Verbindung mit einem Raum wurden bis anhin noch wenig untersucht<sup>44</sup>. Es stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage, ob und wie stark die Nationalisierung von Soldtruppen Ursache ist für das Vorherrschen der nationalgeschichtlich ausgerichteten Forschung, indem eben spezifisch Schweizer, Iren, Kosaken und so weiter als Söldner untersucht werden – und nicht europäische Söldner, die eben aus der Schweiz, Irland oder Kroatien stammten.

Die Auseinandersetzung mit dem Raum im Kontext des Söldnerwesens ist keine neue Erscheinung. Bereits die ältere Forschung hat den Raum auf der Suche nach der Motivation der Söldner, ihre Haut gegen Geld zu Markt zu tragen, als Erklärung herangezogen. Fokussiert wurden dabei insbesondere die topographischen und demographischen As-

<sup>41</sup> Siehe den Beitrag von Reinhard Baumann in diesem Band.

<sup>42</sup> Siehe dazu *Burschel*, Söldner (Anm. 19), Kap. III.

<sup>43</sup> Vgl. den Artikel von *Benjamin Hitz*, „Kein annde nattion dann schwytzer“? Zum Begriff der Nation im Solddienst des 16. Jahrhunderts (im Druck).

<sup>44</sup> Es standen eher die (von den Armeespitzen auch intendierten) Wirkungen und Konstruktionen von ethnischen Zuschreibungen im Einsatzgebiet im Vordergrund – und somit nicht die Zuschreibungsprozesse im Herkunftsgebiet. Vgl. z.B. die Ausführungen von Marian Füssel in diesem Band.

pekte einer Landschaft, die den Solddienst für die männliche Bevölkerung zu einer attraktiven Einkommensquelle werden liessen<sup>45</sup>. Landschaftliche Kargheit des Gebirges und Bevölkerungsdruck galten lange als wichtige Gründe dafür, dass sich die eidgenössischen Orte als Söldnerlieferanten für die europäischen Fürsten anerboten hatten. Darüber hinaus wurden Verbindungen hergestellt zwischen der topographischen Charakteristik der Landschaft und Eigenschaften der Söldner im Kampf<sup>46</sup>. Die neuere Forschung sieht nun im Sinne des *spatial turn* die geographischen Gegebenheiten – die deswegen nicht geleugnet werden sollen – nicht mehr als objektive Gründe für menschliches Handeln, sondern als Projektionsfläche für sozial konstruierte Raumvorstellungen. Gerade die vermeintliche Alternativlosigkeit der Berggebiete ist ein solches Beispiel: Nicht alle alpinen Gebiete waren in der Frühen Neuzeit Söldnerlandschaften.

In der Tat stammten Söldner nicht zwingend aus agrarisch geprägten oder strukturschwachen Wirtschaftsräumen. Die im 16. Jahrhundert wichtigen Rekrutierungsräume Holland, Utrecht oder Geldern zum Beispiel zeichneten sich nicht nur durch einen hohen Urbanitätsgrad, sondern auch durch eine hohe wirtschaftliche Dynamik aus<sup>47</sup>. In Städten, in denen sich die sozialen Konflikte verdichteten und sich die Kluft zwischen arm und reich stetig vergrösserte, herrschten für das Söldnergeschäft geradezu ideale Bedingungen. Denn dort, so Peter Burschel, war das Reservoir an Männern ohne alternative Sozialchancen gross<sup>48</sup>. Durch die Untersuchung sozialer Räume geraten das städtische Prekariat und somit auch urbane Siedlungsräume verstärkt in den Blick. Erst mit einem offenen Raumverständnis, das wird an diesem Beispiel deutlich, lassen sich regionale Sonderfallnarrative etwa des wilden Hirtenkriegers aus den Schweizer Alpen überwinden. Denn es ist zu erwarten, dass sich

<sup>45</sup> Dazu kritisch Urs Kälin, Die fremden Dienste in gesellschaftsgeschichtlicher Perspektive. Das Innerschweizer Militärunternehmertum im 18. Jahrhundert, in: Furrer et al., Gente (Anm. 7), 282. Beispiele, die vor allem auf dem Zusammenhang zwischen topographisch bedingten Beschäftigungsmöglichkeiten und Werbeerfolgen beruhen, finden sich etwa bei Peyer, Wollgewerbe (Anm. 5), 95; Reinhard Baumann, Das Söldnerwesen im 16. Jahrhundert im bayrischen und süddeutschen Beispiel. Eine gesellschaftsgeschichtliche Untersuchung, München 1977, 86; über zeitgenössische Debatten im 18. Jahrhundert Rudolf Bolzern, The Swiss foreign service and Bernese reform politics in the late eighteenth century, in: History of European Ideas 33 (2007), 463–475, besonders 471.

<sup>46</sup> So verglich noch 2006 Robert Walpen angreifende Schweizer Söldner mit einem wild gewordenen Bergbach (Robert Walpen, Die päpstliche Schweizergarde, Zürich 2005, 117).

<sup>47</sup> Burschel, Söldner (Anm. 19), 156.

<sup>48</sup> Burschel, Söldner (Anm. 19), 156. Vgl. auch Parker, Revolution (Anm. 33), 47.

bei genauer Analyse so mancher der vermeintlich rauen „Bergler“ in den eidgenössischen Söldnerheeren als Städter aus dem flachen schweizerischen Mittelland entpuppen würde<sup>49</sup>.

Die soziale Konstruktion von Räumen im Kontext des Söldnerhandels reduziert sich nicht auf die Etikettierung von Gebieten als Söldnerlandschaften. Fürsten und Obrigkeit, welche die Werbung im Verlauf der Frühen Neuzeit immer stärker regulierten und kontrollierten, griffen in vielfältiger Weise in den Raum ein. Je nach obrigkeitlicher Bewilligungspraxis konnten potenzielle Söldner auf einfache und direkte Weise Dienst nehmen – weil etwa auf Grund einer Soldallianz oder eines Subsidienvvertrags die Söldnerwerbung zugelassen oder sogar in Eigenregie betrieben wurde – oder aber sie mussten mit Gefahren verbundene Wege auf sich nehmen, wenn sie ihr Herkunftsgebiet verlassen wollten<sup>50</sup>. Das politische und soziale Gefälle zwischen Zentrum und Peripherie konnte sich auch in der Werbung spiegeln, wenn etwa die Städte die Offiziere, die Landschaften der eidgenössischen Orte die Mannschaften stellten<sup>51</sup>. Im Extremfall war die Werbung mit Gewalt verbunden. Zwangsrekrutierungen in ihren verschiedensten Ausformungen und Intensitäten gehörten in zahlreichen Territorien zum Werberepertoire der Militärunternehmer. So wurde in bestimmten Landstrichen nach Bettlern gejagt, um die Reihen in den dezimierten Soldregimentern wieder zu schliessen<sup>52</sup>. In der Landgrafschaft Hessen-Kassel wurden Teile der männlichen Untertanen im 18. Jahrhundert systematisch zum Militärdienst verpflichtet und unter englischer Fahne nach Amerika verschifft<sup>53</sup>. Massierte Söldnerwerbung konnte dabei auf den Raum zurückwirken. Ganz real und in der Wahrnehmung der Bevölkerung spürbar wurde das etwa, wenn ein Gebiet als

---

<sup>49</sup> Siehe den Beitrag von Benjamin Hitz in diesem Band und *Steinauer, Patriciens* (Anm. 7), 40, der feststellt, dass die Gebirgszonen des Kantons Freiburg nicht überproportional vertreten waren unter den Söldnern des 18. Jahrhunderts.

<sup>50</sup> Sehr konkrete und anschauliche Beispiele illegaler Werbung in der Eidgenossenschaft um 1500 bei *Arnold Esch*, Mit Schweizer Söldnern auf dem Marsch nach Italien. Das Erlebnis der Mailänderkriege 1510–1515 nach bernischen Akten, in: Arnold Esch, Alltag der Entscheidung. Beiträge zur Geschichte der Schweiz an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, Bern/Stuttgart/Wien 1998, 249–328, hier 267–270.

<sup>51</sup> *Steinauer, Patriciens* (Anm. 7), 44; *Bolzerm, Solddiensten* (Anm. 12), 35.

<sup>52</sup> *Ruckstuhl, Aufbruch* (Anm. 7), 147; *Suter, Militär-Unternehmertum* (Anm. 5), 126.

<sup>53</sup> *Lucassen/Lucassen, Soldatenhandel* (Anm. 15), Sp. 168–168. Die neuste Forschung weist jedoch darauf hin, dass es sich bei den nach Amerika verschifften Truppen nicht – wie das bekannte Narrativ suggeriert – nur um zwangsrekrutierte hessische „Landeskinder“ gehandelt hatte, sondern häufig um Berufssoldaten und Fremde. Vgl. den Beitrag von Aumann und Gräf in diesem Band.

von Männern fast leergefegt beschrieben wurde<sup>54</sup>. Räumlich sichtbar wurde der Abfluss männlicher Untertanen in den bezahlten Kriegsdienst jeweils auch dann, wenn Klagen über unbestellte Felder zunahmen<sup>55</sup>.

Bei der Frage, warum gewisse Gebiete als Exportgebiet für Söldner aufgetreten waren und andere nicht, erweist sich der Landschaftsbegriff als ein tragfähiges Konzept. Denn der mehrdimensionale Begriff impliziert einerseits das Erscheinungsbild des gestalteten Geländes. Parameter wie Agrarzonen, Verkehrswege, Siedlungsweise, Wirtschaftsräume<sup>56</sup>, aber auch die geopolitische Lage und die Nähe zu Kriegsschauplätzen sind für die Beschaffenheit der jeweiligen Gewaltmärkte vor Ort entscheidend. Andererseits zielt der Landschaftsbegriff auch auf die historisch-politischen Zustände eines Raumes ab<sup>57</sup>.

Seit dem berühmten Diktum Otto Hintzes ist die Reziprozität zwischen Staatsverfassung und Heeresverfassung hinlänglich bekannt<sup>58</sup>. Die Interdependenzen zwischen Kriegsführung, Heeresorganisation und Gesellschaftsordnung sind zu einem wichtigen Thema der Militärgeschichte geworden<sup>59</sup>. Es stellt sich die Frage, ob ein ähnlicher Effekt auch in den Werbegebieten für Söldner festgestellt werden kann. Am Beispiel der eidgenössischen Elitenbildung, die sich in Hintzes weitgefassten Verfassungsbegriff integrieren lässt<sup>60</sup>, kann dieser Zusammenhang in der nötigen Kürze veranschaulicht werden.

---

<sup>54</sup> Siehe z.B. Dominik Sieber, Jesuitische Missionierung, priesterliche Liebe, sakramentale Magie: Volkskulturen in Luzern 1563–1614, Basel 2005, 34–35, über die Wahrnehmung der Stadt Luzern durch die Jesuiten in den 1570er-Jahren.

<sup>55</sup> Arnold Esch, Wahrnehmung sozialen und politischen Wandels in Bern an der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit. Thüring Fricker und Valerius Anshelm, in: Esch, Alltag (Anm. 50), 87–136, hier 114.

<sup>56</sup> François Walter, Art. „Landschaft“, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 10.12.2009 (übersetzt aus dem Französischen), URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7840.php>; Jörn Sieglerschmidt, Art. „Landschaft“, Kap. 3 Natur und Kultur, in: Enzyklopädie der Neuzeit, hrsg. v. Friedrich Jaeger, Bd. 7, Stuttgart 2008, Sp. 545–547.

<sup>57</sup> Im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation war Landschaft das Korrelat zu Herrschaft. Vgl. Peter Blicke, Art. „Landschaft“, Kap. 1 Politisch, in: Enzyklopädie der Neuzeit, hrsg. v. Friedrich Jaeger, Bd. 7, Stuttgart 2008, Sp. 542–544.

<sup>58</sup> Otto Hintze, Staatsverfassung und Heeresverfassung, in: Otto Hintze, Staat und Verfassung. Gesammelte Abhandlungen zur allgemeinen Verfassungsgeschichte, hrsg. von Gerhard Oestreich, 2. Auflage, Göttingen 1962, 52–83. Vgl. Johannes Kunisch (Hrsg.), Staatsverfassung und Heeresverfassung in der europäischen Geschichte der frühen Neuzeit, Berlin 1986.

<sup>59</sup> Nowosadko, Krieg (Anm. 8), 7.

<sup>60</sup> Wenn wir, so Hintze, „das Verhältnis der Wehrverfassung zur Staatsverfassung erkennen wollen, so müssen wir unser Augenmerk vornehmlich auf zwei Erscheinungen richten, die auch die eigentliche Staatsverfassung bedingen: das ist

Seit die neuere akteurszentrierte Diplomatiegeschichte sich nicht mehr als die Geschichte der Haupt- und Staatsaktionen begreift und sich auch „ihrer militärgeschichtlichen Defizite“ erinnert<sup>61</sup>, geraten bislang wenig beachtete Praktiken im Bereich des Militärs in den Blick. So fand etwa die aus der Sozialanthropologie und Sozialpsychologie stammende und von Wolfgang Reinhard in den 1970er Jahren in die Geschichtswissenschaft eingeführte Netzwerkanalyse Eingang in die eidgenössische Solddienstforschung und führte zu wichtigen Beobachtungen<sup>62</sup>. Die eidgenössischen Orte, die erfolgreich am Söldnergeschäft partizipierten, entwickelten sich im Verlauf der Frühen Neuzeit zu eigentlichen Patronagemärkten<sup>63</sup>. Grenzübergreifende klientelistische Netzwerke, bestehend aus Kriegsherren, Militärunternehmern, Werbern, Diplomaten, lokalen Politikern und weiteren Akteuren vor Ort organisierten den Handel mit der käuflichen Gewalt. Mit der Ausschüttung von heimlichen Pensionen, es handelt sich dabei um partikulare Zuwendungen eines Patrons an einflussreiche Politiker oder erfahrene Söldnerführer, versuchten die werbenden Kriegsherren, politische Entscheidungen zu beeinflussen und sich auf diese Weise Zugang zu den eidgenössischen Söldnermärkten mittels Allianzen und Kapitulationen zu verschaffen. Bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts etablierte sich das Soldgeschäft als einträglicher Teil der Aussenpolitik. Die vertraglich vereinbarten öf-

---

die soziale Klassenbildung einerseits und die äussere Formation der Staaten andererseits, ihre Stellung zu andern Staaten und in der Welt überhaupt.“ *Hintze*, Staatsverfassung (Anm. 58), 55.

<sup>61</sup> *Noussadtko*, Krieg (Anm. 8), 135.

<sup>62</sup> Wolfgang Reinhard, Freunde und Kreaturen. „Verflechtung“ als Konzept zur Erforschung historischer Führungsgruppen. Römische Oligarchie um 1600, München 1979, 19–23. Für die neuste Forschung zu den eidgenössischen Söldnermärkten vgl. Christian Windler, „Ohne Geld keine Schweizer“. Pensionen und Söldnerrekrutierung auf den eidgenössischen Patronagemärkten, in: Nähe in der Ferne. Personale Verflechtung in den Aussenbeziehungen der Frühen Neuzeit, hrsg. v. Hillard von Thiessen/Christian Windler, Berlin 2005, 103–133; Nathalie Büsser, Militärunternehmertum, Aussenbeziehungen und fremdes Geld, in: Geschichte des Kantons Schwyz, hrsg. vom Historischen Verein des Kantons Schwyz, Bd. 3: Herren und Bauern 1550–1712, Schwyz 2012, 69–127; Philippe Rogger, Die Pensionenunruhen 1513–1516. Kriegsgeschäft und Staatsbildung in der Eidgenossenschaft am Beginn der Neuzeit, Diss. (Bern 2010) und Philippe Rogger, Mit Fürsten und Königen befreundet – Akteure, Praktiken und Konfliktpotential der zentralschweizerischen Pensionennetzwerke um 1500, in: Der Geschichtsfreund 165 (2012), 223–254; Urs Kälin, Salz, Sold und Pensionen. Zum Einfluss Frankreichs auf die politische Struktur der innerschweizerischen Landsgemeindedemokratien im 18. Jahrhundert, in: Der Geschichtsfreund 149 (1996), 105–124; Ulrich Pfister, Politischer Klientelismus in der frühneuzeitlichen Schweiz, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 42 (1992), 28–68.

<sup>63</sup> Windler, Geld (Anm. 62).

fentlichen Pensionen aus Frankreich, Spanien oder Savoyen ermöglichten es den eidgenössischen Orten, auf die regelmässige Erhebung von direkten Steuern zu verzichten<sup>64</sup> – eine Singularität im Europa der Frühen Neuzeit. Die Höhe der privaten Pensionen überstieg bisweilen die Summe der offiziellen Zuwendungen um ein Vielfaches<sup>65</sup>. Der sozialgeschichtliche Einfluss dieser heimlichen Pensionen, d.h. der Zusammenhang zwischen dem klientelistisch strukturierten Pensionenwesen und der Ausbildung einer eidgenössischen Machtelite, ist evident<sup>66</sup>. In den Söldnerheeren wurden die Kommandostellen jeweils von der politischen Elite besetzt. „Durch Solddienst und Pensionen eröffneten sich Gewinnmöglichkeiten, im Gefolge der Soldallianzen wurden internationale Beziehungen geknüpft, welche die Position des Patriziats festigten. Militärische Karriere, wirtschaftlicher Erfolg und politischer Aufstieg gingen Hand in Hand“<sup>67</sup>. Die Ausformung dieses eidgenössischen Soldpatriziats materialisierte sich in der Folge auch räumlich sichtbar, beispielsweise in der Gestaltung von städtischen Räumen oder dem Bau repräsentativer Landsitze<sup>68</sup>. Durch die grossen Soldallianzverträge mit Frankreich und anderen Mächten, an denen die Angehörigen der politischen Führungsschichten ökonomisch und aus Gründen des persönlichen Machterhalts ein eminentes Interesse haben mussten, begann sich das Gewaltmonopol in den Orten stärker abzuzeichnen als bisher<sup>69</sup>. Jean Steinauer drückt den Zusammenhang zwischen Soldgeschäft und Staatsbildung in den eidgenössischen Orten pointiert aus: „l’Etat de chez nous, c’est la guerre des

<sup>64</sup> Vgl. *Windler*, Geld (Anm. 62), 105–107; *Martin Körner*, Solidarités financières suisses au XVIe siècle. Contribution à l’histoire monétaire, bancaire et financière des cantons suisses et des états voisins, Lausanne 1980, 112–113; *Bolzern*, Solddiensten (Anm. 12), 32.

<sup>65</sup> *Valentin Groebner*, Art. „Pensionen“, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 03.11.2011, URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D10241.php> und *Windler*, Geld (Anm. 62), 110.

<sup>66</sup> *Kurt Messmer/Peter Hoppe*, Luzerner Patriziat. Sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Studien zur Entstehung und Entwicklung im 16. und 17. Jahrhundert. Mit einer Einführung von Hans Conrad Peyer, Luzern/München 1976, 154–155; *Bolzern*, Solddiensten (Anm. 12), 31–35; *Hans Conrad Peyer*, Die Anfänge der schweizerischen Aristokratien, in: Peyer, Könige (Anm. 5), 3–28; *Rogger*, Pensionenunruhen (Anm. 62); *Andreas Suter*, Korruption oder Patronage? Außenbeziehungen zwischen Frankreich und der Alten Eidgenossenschaft als Beispiel (16. bis 18. Jahrhundert), in: Zeitschrift für Historische Forschung 37 (2010), 187–218.

<sup>67</sup> *Bolzern*, Solddiensten (Anm. 12), 33.

<sup>68</sup> *Markus Bamert/Markus Riek* (Hrsg.), Herrenhäuser in Schwyz, Bern 2012; *Doris Fässler*, Landsitze in der Luzerner Landschaft – Residenzen einer Führungsschicht, in: Bucher, Bauern (Anm. 12), 55–71.

<sup>69</sup> *Hans Conrad Peyer*, Verfassungsgeschichte der alten Schweiz, Zürich 1978, 127, 130.

autres qui l'a formé“<sup>70</sup>. Die Ausbildung von politischen Landschaften zu Söldnerlandschaften war infolgedessen, das wird durch das eidgenössische Beispiel deutlich, eng mit den Interessen der politischen Eliten verknüpft.

Selbstverständlich lassen sich diese Beobachtungen nicht ohne Weiteres auf andere politische Räume übertragen. Dennoch finden sich vergleichbare Logiken auch ausserhalb der Eidgenossenschaft. Auffällige Gemeinsamkeiten zeigen sich, wie bereits weiter oben angesprochen, in der Landgrafschaft Hessen-Kassel. Seit den 1670 Jahren vermieteten die Landgrafen ausländischen Mächten (England, Niederlande, Dänemark u.a.) gegen Bezahlung von Subsidien militärische Truppen. Ähnlich wie in der frühneuzeitlichen Eidgenossenschaft wurde der „Militärapparat kaum für eine eigene Machtpolitik, sondern im mercantilistischen Sinne zu einem cash-flow in das eigene Land genutzt“<sup>71</sup>. Am landgräflichen Soldgeschäft beteiligt waren der lokale Adel und das städtische Bürgertum. Für diese adligen und bürgerlichen „Mitunternehmer“ im Bereich des Militärs, welche die lukrativen Kaderstellen in den Regimentern für sich beanspruchten, versprach das landgräfliche Subsidiengeschäft finanzielle Gewinnmöglichkeiten und persönlichen Prestigegewinn. Selbst die breite Bevölkerung zog ihren Nutzen aus dem hessischen Soldatenhandel, da die Steuerlast der Haushalte zeitweilig reduziert werden konnte<sup>72</sup>.

Obwohl die Netzwerkforschung im Bereich des Militärs ausserhalb der Eidgenossenschaft ein Schattendasein fristet, unterstreichen die Arbeiten von Heinrich Lang über den florentinischen Gewaltmarkt im 15. Jahrhundert oder von Friedrich Edelmayer über die Söldner und Pensionäre Philipps II. im Reich das Potential dieses Ansatzes auch für andere Forschungsräume<sup>73</sup>. Die Existenz solcher grenzübergreifender Patronage- und Klientelsysteme im Bereich des Militärs lenken die Aufmerksamkeit

---

<sup>70</sup> Das Zitat bezieht sich auf den Kanton Freiburg. Siehe den Beitrag von Jean Steinauer in diesem Band.

<sup>71</sup> *Gräf*, Dienste (Anm. 15), 84.

<sup>72</sup> Vgl. Charles W. Ingrao, The Hessian Mercenary State. Ideas, Institutions, and Reform under Frederik II., 1760–1785, Cambridge u.a. 1987, 137; *Gräf*, Dienste (Anm. 15), 93–95; Sikora, Soldatenhandel (Anm. 10).

<sup>73</sup> Vgl. Heinrich Lang, Cosimo de' Medici, die Gesandten und die Condottieri. Diplomatie und Kriege der Republik Florenz im 15. Jahrhundert, Paderborn u.a. 2009; Friedrich Edelmayer, Söldner und Pensionäre. Das Netzwerk Philipps II. im Heiligen Römischen Reich, München 2002. Vgl. die Ansätze bei Peter K. Taylor, Indentured to Liberty. Peasant Life and the Hessian Military State, 1688–1815, Ithaca/London 1994, 81, 87; Geoffrey Parker, The Army of Flanders and the Spanish Road, 1567–1659. The Logistics of Spanish Victory and Defeat in the Low Countries' Wars, 2. Auflage, Cambridge 2004 [erste Auflage 1972], 32–33.

auf die Tatsache, dass Söldnerlandschaften in ein System internationaler Militär- und Finanztransaktionen integrierten waren<sup>74</sup>. Dieser Umstand verdeutlicht einmal mehr, dass es nicht sinnvoll sein kann, die verschiedenen geographischen, sozialen, ökonomischen und politischen Räume isoliert zu betrachten. Für die Erforschung von Söldnerlandschaften sind die Erkenntnisse aus der jeweiligen Landesgeschichte zwar unverzichtbar, doch besteht bei einer regional determinierten Sichtweise die Gefahr, lediglich Sonderfall-Narrative zu produzieren<sup>75</sup>. Die Untersuchung unterschiedlicher Gewaltmärkte darf sich aus diesem Grund nicht in der Produktion neuer Raumdifferenzen erschöpfen, sondern muss die Verflechtung der unterschiedlichen Räume verstärkt problematisieren.

Mobilität stellt für das Soldgeschäft ein wichtiges Charakteristikum dar. Angebot und Nachfrage fielen auf den Söldnermärkten häufig – aber nicht immer – räumlich auseinander. Obwohl keine zuverlässigen Schätzungen bekannt sind, dürfte es sich vermutlich um mehrere Millionen Menschen gehandelt haben, die zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert als Söldner unter bisweilen hohen physischen und psychischen Strapazen in die Schlachten Europas zogen<sup>76</sup>. Diese an sich triviale Feststellung liefert den Ausgangspunkt für eine Erweiterung des methodischen Zugangs zur Söldnerproblematik. Im Verlauf der Frühen Neuzeit entwickelte sich ein transnationaler Arbeitsmarkt für Söldner mit partiell globalen Ausmassen. Die *Enzyklopädie Migration in Europa* führt aus diesem Grund die schottischen oder schweizerischen Söldner ebenso als Arbeitsmigranten an wie etwa die böhmischen Glashändler, die lippischen Ziegler oder die irischen Weinbrandhändler<sup>77</sup>. Jüngst hat die neuere Militärgeschichte die Bedeutung der kriegsbedingten Mobilität erkannt, so der Sammelband *Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit* aus dem Jahr 2008<sup>78</sup>. Eine systematisch-vergleichende Auseinandersetzung mit dem Solddienst unter dem Aspekt der Migration stellt indessen nach wie vor ein dringliches Forschungsdesiderat dar.

---

<sup>74</sup> Vgl. Groebner/Hitz, Reisläufer (Anm. 2), 35.

<sup>75</sup> Vgl. Bachmann-Medick, Turns (Anm. 21), 289.

<sup>76</sup> Die Migration von kollektiv durch Staaten auf dem freien Markt oder aufgrund feudaler Verpflichtungen rekrutierten Soldaten in Europa wird neuerdings für den Zeitraum zwischen 1500 und 1800 (ohne Balkan) auf 45 Mio. geschätzt. Angesichts der methodischen Schwierigkeiten sind solche Schätzungen problematisch. Vgl. Lucassen/Lucassen, Soldatenhandel (Anm. 15), Sp. 167–168.

<sup>77</sup> Klaus J. Bade et al. (Hrsg.): Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, 3. Auflage, Paderborn u.a. 2010.

<sup>78</sup> Asche/Herrmann/Ludwig/Schindling, Krieg (Anm. 20). Zum Problem der Solddienstmigration vgl. auch Jean Steinauer, Des migrants avec des fusils. Le service étranger dans le cycle de vie, in: Furrer et al., Gente (Anm. 7), 117–125.

Die Einordnung der Solddienste in die Wanderungsgeschichte ermöglicht es, die unterschiedlichen Söldnerlandschaften systematisch miteinander zu vergleichen, da sie trotz zeitlicher und/oder räumlicher Entfernung zueinander nach ihren jeweiligen Push- und Pull-Faktoren befragt und beschrieben werden können. In diesem Zusammenhang wichtig ist zunächst die Beobachtung, dass Wanderungsentscheidungen üblicherweise in den Ausgangsgesellschaften getroffen wurden. Der persönliche Wanderungsentscheid ist dabei auf drei verschiedenen, interdependenten Ebenen zu verorten. Das Paradigma der Migrationsforschung fokussiert insbesondere das familiäre und nachbarschaftliche Zusammenwirken (Mikro-Ebene) in kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Räumen (Meso-Ebene), welche durch Gesetze, verschiedenste bestehende Machthierarchien und wirtschaftliche Machtstrukturen reglementiert sind (Makro-Ebene). Die Rekrutierungsgebiete für Söldner wiesen ganz unterschiedliche strukturelle *settings* auf. Die strukturellen Rahmenbedingungen der Ausgangsräume wurden von den wanderungswilligen Söldnern, so das Modell, unter dem Eindruck bestehender Solddiensttraditionen (Allianzen) und den aus dem möglichen Einsatzgebiet zurückfliessenden Informationen wahrgenommen und bewertet. Fiel die Beurteilung der strukturellen Bedingungen negativ aus, konnten diese wanderungsbestimmend wirken (Push-Faktoren) und den Wanderungswilligen dazu veranlassen, im Dienst eines Söldnerführers bessere Lebensbedingungen zu suchen (Pull-Faktoren). Bei den Push-Faktoren ist zum Beispiel zu denken an Überbevölkerung, an Pauperismus oder auch an bestehende Soldallianzen. Als Pull-Faktoren wirkten etwa die Art, die Dauer und die Entfernung des kriegerischen Konflikts, die Konfession, die Attraktivität des Dienstes oder auch die Zahlungsfähigkeit der Kriegsherren. Das wanderungsentscheidende Zusammenwirken von Push- und Pull-Faktoren fand allerdings nicht isoliert statt, sondern war eingebettet in familiäre, nachbarschaftliche und klientelistische Beziehungskontexte. Der Wanderungsentscheid des frühneuzeitlichen Söldners hing vermutlich stark vom individuellen Lebenszyklus und den Machthierarchien innerhalb der Familie ab. Dieser Ansatz aus der Migrationsforschung verweist auf die Notwendigkeit von Familienverbänden, Erträge und Pflichten auf die Familienmitglieder aufzuteilen, um das Gesamteinkommen und das Prestige der Familie zu erhalten oder zu maximieren<sup>79</sup>. Nachbarschaftliche oder klientelistische Beziehungszusammenhänge charakterisieren etwa die Zusammensetzung der klassischen Söldnerheere Italiens, wo die individuelle Bindung eines

<sup>79</sup> Vgl. zum Stand der Migrationsforschung Dirk Hoerder/Jan Lucassen/Leo Lucassen, Terminologien und Konzepte in der Migrationsforschung, in: Bade et al., Migration (Anm. 77), 28–53, hier 32–33.

Teiles der Söldner zu ihren Dienstherren aufgrund von Verwandtschaft, Nachbarschaft oder Untertänigkeit ein wesentliches Motiv für die Solddienstnahme darstellte. Ähnliche Bindungsmuster zwischen Söldner und Söldnerführer lassen sich auch für den süddeutschen Raum im 16. Jahrhundert belegen<sup>80</sup>. Zudem ist zu vermuten, dass die Kommunikationsstrukturen in der lokalen Gesellschaft für den Wanderrungsentscheid des Söldners ausschlaggebend waren. Zu denken ist hier an die Dorfgenossen, welche bei der täglichen Arbeit von Gerüchten über anstehenden Werbeaktionen zu erzählen wussten, an die Wirte der lokalen Gasthäuser, die sich nebenberuflich als Werbeagenten betätigten, oder auch an die Militärunternehmer vor Ort, die unter der lokalen Bevölkerung nach potentiellen Söldnern Ausschau hielten<sup>81</sup>. Insbesondere das Wirtshaus, der lokale Neugkeitenmarkt<sup>82</sup> und Werbeschauplatz schlechthin, wurde von der Solddienstforschung bislang sträflich vernachlässigt. „Their importance“, so ist Beat Kümin uneingeschränkt zuzustimmen, „for creation and preservation of bonds within groups, communities, patronage systems and political networks can hardly be overstated“<sup>83</sup>. Lokale Kommunikations- und Beziehungskontexte verlängerten sich infolgedessen in klientelistisch strukturierte Netzwerke und komplexe vertikale und horizontale Kommunikationssysteme, in die sowohl der Söldner, dessen Nachbar, der werbende Wirt, der Militärunternehmer aus der örtlichen Machtelite, der Feudalherr, der Landesfürst als auch der ferne Kriegsherr gleichermaßen eingebunden waren. Die Integration der jeweiligen Söldnerausgangsgebiete in einen internationalen Söldnermarkt<sup>84</sup> erfolgte dabei nach ökonomischen Logiken, die im Folgenden etwas genauer ausgeleuchtet werden sollen.

## II. Söldner auf dem Markt

Grosse Söldnerheere prägten zwischen dem 15. und 18. Jahrhundert das Bild der europäischen und aussereuropäischen Kriegsschauplätze. Im Zuge der Ausbildung und Verfestigung grosser territorialer Machtkomplexe von Fürsten und Königen stieg der Bedarf an käuflichen Krie-

---

<sup>80</sup> *Sikora*, Söldner (Anm. 18), 216 (mit weiterführender Literatur); *Baumann*, Söldnerwesen (Anm. 45), 261–281.

<sup>81</sup> *Esch*, Marsch (Anm. 50), 266–271; *Pfister*, Klientelismus (Anm. 62), 47.

<sup>82</sup> *Simon Teuscher*, Bekannte – Klienten – Verwandte. Soziabilität und Politik in der Stadt Bern um 1500, Köln 1998, 194–196.

<sup>83</sup> *Beat Kümin*, Drinking Matters. Public Houses and Social Exchange in Early Modern Central Europe, Basingstoke 2007, 126.

<sup>84</sup> Vgl. *Tresp*, Quelle (Anm. 33) und siehe Anm. 22.

gern markant an<sup>85</sup>. Als „Lohnarbeiter des Krieges“<sup>86</sup> verstärkten sie die regulären Truppen kapitalkräftiger Kriegsherren und bildeten geradezu das „Rückgrat der Heeresorganisationen“<sup>87</sup> in der Frühen Neuzeit. Augenfälligstes Merkmal des Söldnerwesens war sein merkantiler Charakter, welcher in einer zeitgenössischen Beurteilung als „fleisch und bluot verkouf“<sup>88</sup> sehr plastisch zum Ausdruck gebracht wird. Trotz regionaler Ausdifferenzierungen lassen sich die massgeblichen Entwicklungsschritte und Strukturmerkmale dieses Geschäfts benennen.

Die Ursachen für den Aufstieg des Söldners zum dominierenden Kriegertyp in der Frühen Neuzeit sind auf verschiedenen Ebenen zu verorten. Wichtige gesellschaftliche und ökonomische Voraussetzungen waren die Herausbildung eines frühneuzeitlichen Prekariats, welches den grössten Pool potentieller Rekruten darstellte, und eine funktionierende Geldwirtschaft, welche überhaupt erst die Möglichkeit schuf, militärische Dienstleistungen mit verhältnismässig geringem logistischen Aufwand vor Ort zu entschädigen<sup>89</sup>. Schliesslich basierte der Durchbruch des Söldners auf den militärisch-taktischen Innovationen des 15. Jahrhunderts. So ist zu Beginn des Jahrhunderts in Böhmen eine Aufwertung der Fusstruppen zu beobachten. Das strategische Zusammenwirken von Wagenburgen, Artillerie und taktischem Verhalten im Verband im Zuge der hussitischen Revolution führte zu einer Ausweitung des sozialen Rekrutierungspotentials, das sich bis dahin vorwiegend aus dem Adel und den städtischen Milizen zusammensetzte<sup>90</sup>. Knapp ein halbes Jahrhundert später sorgten die eidgenössischen Fusstruppen mit ihren Erfolgen in den Burgunderkriegen (1474–1477) für europaweites Aufsehen<sup>91</sup>. Der Sieg der mit Langspiessen und Hellebarden ausgerüsteten eidgenössischen Knechte über Herzog Karl den Kühnen signalisierte das definitive Ende der bisherigen Überlegenheit der mittelalterlichen Ritterheere. Die Kampfweise der Eidgenossen entwickelte sich zum taktischen Vorbild und wurde in der

<sup>85</sup> Parker, Revolution (Anm. 33), 45–46, 64.

<sup>86</sup> Tresp, Quelle (Anm. 33), 48.

<sup>87</sup> Sikora, Söldner (Anm. 18), 212.

<sup>88</sup> Christian Erni, Bernische Ämterbefragungen 1495–1522, in: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern 39 (1948), 1–124, hier 103. Vgl. auch Valentin Groebner, Körper auf dem Markt. Söldner, Organhandel und die Geschichte der Körpersgeschichte, in: Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung 6 (2005), 69–84, hier 76.

<sup>89</sup> Zur Geldwirtschaft vgl. Martin Rink, Art. „Söldner“, in: Enzyklopädie der Neuzeit, hrsg. v. Friedrich Jaeger, Bd. 12, Stuttgart 2010, Sp. 174–184, hier Sp. 177 und zur Bedeutung der Unterschichten Sikora, Söldner (Anm. 18), 218–219.

<sup>90</sup> Tresp, Söldner (Anm. 33), 22–31; Tresp, Quelle (Anm. 33), 52; vgl. auch Baumann, Landsknechte (Anm. 22), 27–29.

<sup>91</sup> Peyer, Schweizer (Anm. 14), 4 und Baumann, Landsknechte (Anm. 22), 21.

Folge von verschiedenen europäischen Heeren kopiert<sup>92</sup>. Teure Rüstungen und der kostspielige Besitz eines Pferdes waren für den bezahlten Kriegsdienst weitgehend entbehrlich geworden. Dadurch weitete sich die soziale Rekrutierungsbasis für die Kriegsherren beträchtlich aus. Gleichzeitig entwickelte sich der Krieg für breite Gesellschaftsschichten zu einer valablen Alternative, um als Söldner ein Auskommen für sich und seine Familie zu erwirtschaften. Was aber ist ein Söldner?

Söldner – so die gängige Meinung – leisteten Kriegsdienst gegen Geld, und nur gegen Geld. Diese Sichtweise spiegelt sich in zahlreichen Lexika und Handbüchern. Illustrieren lässt sich dies am Beispiel der Söldnerdefinition in der Brockhaus Enzyklopädie, die den Söldner als „einen professionellen Soldaten, der unabhängig von ideellen Beweggründen und prinzipiell ohne tiefere Bindung zu seinem Dienstherrn gegen Bezahlung (Sold) meist zeitlich befristeten, i. d. R. vertraglich abgesicherten militärischen Dienst leistet“<sup>93</sup>. Die Reduzierung der individuellen Motive der Söldner auf rein finanzielle Interessen wird der historischen Realität aus verschiedenen Gründen nicht gerecht. Ideelle Beweggründe für die Solddienstnahme können nicht prinzipiell ausgeschlossen werden. Nach der Reformation entwickelten sich die Konfession und der Kampf für die je nach Überzeugung „wahre“ Religion zu einem starken Motiv<sup>94</sup>. Die angeblich fehlende Bindung der Söldner an ihren Dienstherrn wurde bereits weiter oben am Beispiel der italienischen und deutschen Söldner relativiert. Anschaulich illustriert etwa auch die selbstmörderische Loyalität des Regiments der Schweizergarden gegenüber dem französischen König Ludwig XVI. beim Sturm auf die Tuilerien 1792 die Unzulänglichkeit von zu eng gefassten Definitionen<sup>95</sup>. Darüber hinaus trifft das scheinbar unstrittigste Merkmal des Solddiensts in der Brockhaus-Definition, die militärische Dienstleistung gegen Bezahlung, nicht nur für die Söldner zu. Auch der moderne Berufssoldat bezieht für seine militärischen Dienstleistungen einen vertraglich vereinbarten Lohn. In einer historischen Perspektive stellt die Bezahlung für kriegerische Dienstleistungen ohnehin kein Spezifikum des Söldners dar. So wurden der mittelalterliche Ritter wie auch die meisten Soldaten in der Frühen Neuzeit für ihre

<sup>92</sup> Baumann, Landsknechte (Anm. 22), 19–27.

<sup>93</sup> Art. „Söldner“, in Brockhaus Enzyklopädie, Bd. 20, Mannheim, 19. Auflage, 1993, 427. Vgl. auch Sikora, Söldner (Anm. 18), 210.

<sup>94</sup> Sikora, Söldner (Anm. 18), 216. Frank Tallett, War and society in early modern Europe, 1495–1715, London 1992, 16, entlarvt dies aber auch als Vorwand.

<sup>95</sup> Siehe Alain-Jacques Czouz-Tornare, Art. „Tuileriensturm“, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 29.11.2012 (übersetzt aus dem Französischen), URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D8916.php>; Sikora, Söldner (Anm. 18), 216.

militärischen Dienstleistungen materiell entlohnt, selbst wenn sie auf ganz anderen Wegen geworben wurden als Söldner<sup>96</sup>. Trotz solcher Unschärfen ist unbestritten, dass der Solddienst für viele eine Option darstellte, um „eine lebenszyklische Krisensituation für ein oder mehrere Jahre zu überbrücken, die zu nutzen jedem offen stand, der die physischen Voraussetzungen dafür mitbrachte“<sup>97</sup>. Der Militärdienst bot in der Tat für viele die Möglichkeit, Armut zu überwinden oder einer drohenden Strafverfolgung zu entkommen<sup>98</sup>. Gleichwohl waren die ökonomischen Motive, freiwillig als Söldner Dienst zu nehmen, ausgesprochen vielfältig. So standen bei der Dienstnahme nicht zwangsläufig persönliche Notlagen im Vordergrund. In manchen Fällen bot der bezahlte Kriegsdienst dem Söldner eine gute Gelegenheit, Startkapital für ein eigenes Gewerbe zu akquirieren oder angehäufte Schuldenlasten zu reduzieren. Ausser finanziellen Interessen und gravierenden persönlichen Notlagen können auch belastende Familienverhältnisse oder die soziale Enge des Dorfes den Sohn, Bruder oder Nachbarn für den freiwilligen Eintritt in ein Söldnerheer motiviert haben. Selbst wenn diese Aspekte in den Quellen nur selten nachzuweisen sind, gaben mithin auch Abenteuerlust oder die Chance, als Kriegsreisender ferne Gegenden kennenzulernen, den Ausschlag<sup>99</sup>. Allgemeingültige Schlüsse, warum unzählige junge Männer ihre angestammte Tätigkeit als Tagelöhner, Knecht, Handwerker oder Bauer zugunsten einer riskanten Söldnerkarriere, die neben den verlockenden Gewinnmöglichkeiten auch die Gefahr der sozialen Vereindung, gesellschaftlichen Ausgrenzung, körperlichen Invalidität oder des frühzeitigen Todes auf dem Schlachtfeld in sich barg, zumindest temporär aufgaben, lassen sich auf dieser individuellen Ebene nicht ziehen. Einen Idealtypus des Söldners gibt es nicht.

Als ein weiteres wichtiges typologisches Merkmal gilt die Fremdheit des Söldners – was in vielen Fällen tatsächlich auch zutraf. Die zahlreichen Widersprüchlichkeiten, mit denen eine Definition des Söldners als fremder Soldat, der lediglich gegen Bares seine Haut zu Markte trägt, zu relativieren ist, haben Stephen Morillo zu einem differenzierteren Definitions vorschlag inspiriert<sup>100</sup>. Die verschiedenen Typen von Kriegsdienstleis-

<sup>96</sup> Vgl. *Sikora*, Söldner (Anm. 18), 210, 215.

<sup>97</sup> *Jutta Nowosadtko*, Ordnungselement oder Störfaktor? Zur Rolle der stehenden Heere innerhalb der frühneuzeitlichen Gesellschaft, in: *Klio in Uniform? Probleme und Perspektiven einer modernen Militärgeschichte der Frühen Neuzeit*, hrsg. v. Ralf Pröve, Köln/Weimar/Wien 1997, 5–34, hier 9.

<sup>98</sup> Vgl. *Parker*, Revolution (Anm. 33), 47–48.

<sup>99</sup> Vgl. *Esch*, Marsch (Anm. 50), 269–270, 281–283.

<sup>100</sup> *Stephen Morillo*, Mercenaries, Mamluks and Militia. Towards a Cross-Cultural Typology of Military Service, in: *France, Mercenaries* (Anm. 16), 243–260.

tenden sind gemäss Morillo nach zwei Aspekten zu unterscheiden, die jeweils zweipolige Achsen darstellen. Einerseits geht es um die soziale Einbettung, die mehr oder weniger stark sein kann. Gemeint ist damit nicht die soziale oder politische Nähe zum Machthaber (die im Falle einer Leibgarde durchaus sehr gross sein kann), sondern die Einbettung in die Gesellschaft, in welcher er seinen Einsatz leistet. Die zweite Achse untersucht die Art der Werbung. Am einen Ende stehen Zwangsgeworbenen, das gegenüberliegende Ende bezeichnet diejenigen, die vollkommen freiwillig Handgeld genommen hatten. Die Kreuzung dieser beiden Achsen ergibt ein Feld von vier Quadranten, von denen derjenige die klassischen Söldner bezeichnet, der eher in Richtung fehlender sozialer Einbettung und freiwilliger Werbung tendiert<sup>101</sup>. Dieses Modell hat den Vorteil, dass sie die intuitiv als zutreffend erscheinenden Faktoren Fremdheit (der Begriff „Ausländer“ ist in der Frühen Neuzeit problematisch) und Bezahlung als Motiv widerspiegelt, ohne jedoch deren Absolutheit zu übernehmen. Dieses fein skalierte Vorgehen wird den zahlreichen Erscheinungsformen von Söldnern deutlich besser gerecht als eindimensionale Definitionsversuche.

Auf die Unschärfe des gemeinhin als unproblematisch wahrgenommenen Söldnerbegriffs hat Michael Sikora bereits in einem Aufsatz im Jahr 2003 hingewiesen. Zu Recht postuliert Sikora angesichts der vielfältigen Erscheinungs- und Übergangsformen des bezahlten Kriegsdienstes die Notwendigkeit einer flexiblen Begrifflichkeit<sup>102</sup>. Obschon Lexikoneinträge, Definitionen in der Forschungsliteratur oder Konventionen überstaatlicher Gremien ein klares Bild über die typologischen Merkmale des Söldners suggerieren, wird bei genauerem Hinsehen deutlich, dass die Frage, ob ein Krieger als Söldner gilt, auch von Wahrnehmungen und Bewertungen abhängig ist. Und diese sind, schreibt Sikora, in hohem Masse kontextabhängig. Denn die dem Söldner im Gegensatz zu den meisten Formen der militärischen Dienstpflicht oftmals fehlende politische oder ethische Legitimation provozierte nicht zu jeder Zeit und überall gleichermassen Kritik<sup>103</sup>. Es war insbesondere Machiavelli, der vor dem Hintergrund der italienischen Kriege (1494–1559) die moralische Überlegenheit der republikanischen Bürgermiliz über die Söldnertruppen betonte<sup>104</sup>. Durch das rein verdinglichte Dienstverhältnis<sup>105</sup> waren die Söldner in den Augen Machiavellis im Kontrast zur Bürgermiliz, die allein für die Verteidigung ihrer republikanischen Freiheiten zu den Waffen griff, „un-

<sup>101</sup> Morillo, Mercenaries (Anm. 100), 250–256.

<sup>102</sup> Sikora, Söldner (Anm. 18).

<sup>103</sup> Sikora, Söldner (Anm. 18), 212.

<sup>104</sup> Niccolò Machiavelli, Der Fürst, Berlin 1913, 64–65.

nütz und gefährlich“<sup>106</sup>. Denn die Söldner seien „uneins, ehrgeizig, undiszipliniert, treulos, tapfer unter Freunden, feig gegen Feinde, und haben weder Gottesfurcht noch Redlichkeit [...]“<sup>107</sup>. Die Brutalität der Söldner, etwa während der Plünderung Roms 1527 oder während der Belagerung Magdeburgs 1631, liessen die Söldnerheere zum Schreckgespenst Europas werden. Dabei verkörperte der trinkende, spielende und hurende Söldner gewissermassen die Verkehrung des guten Hausvaters<sup>108</sup>. Der im Wortlaut gleichlautende Befund von Anthony Mockler und John France, „Mercenaries have never had a good press“<sup>109</sup>, ist dennoch dahingehend zu relativieren, dass die Kritik an den Söldnerverbänden vorübergehend etwa dann verstummte, wenn in den frühneuzeitlichen Konfessionskriegen dem „richtigen“ Glauben Priorität eingeräumt wurde<sup>110</sup>. Auch wenn sich die Figur des Söldners einer stringenten allgemeingültigen Definition entzieht, handelt es sich beim ihm keinesfalls um einen „erfundenen“ Kriegertypus. Der florierende Söldnerhandel machte ihn zu einer sehr realen Erscheinung.

---

<sup>105</sup> „Nicht Liebe noch sonst irgendein anderes Motiv, nur der Sold knüpft sie an den Dienst, und dieser ist nicht gross genug, um ihnen zum Tode für dich Lust zu machen.“ *Machiavelli*, Fürst (Anm. 104), 64.

<sup>106</sup> *Machiavelli*, Fürst (Anm. 104), 63–65, Zit. 63.

<sup>107</sup> *Machiavelli*, Fürst (Anm. 104), 63.

<sup>108</sup> Siehe die entsprechenden Bilder auf Flugblättern in *Rogg*, Landsknechte (Anm. 30). Die Kritik an den Söldnern und dem Soldgeschäft hat insbesondere in der Eidgenossenschaft eine lange Tradition. Sie reicht von der reformatorischen Sittenkritik von Huldrych Zwingli, den ökonomischen Vorbehalten der Aufklärer, welche den wirtschaftlichen Schaden wegen dem Abfluss von Arbeitskräften beklagten, bis hin zu den Liberalen im 19. Jahrhundert, die die Unvereinbarkeit der kantonal geregelten Söldnerdienste mit der nationalen Souveränität anmahnten. Vgl. dazu *Emil Egli/Georg Finsler* (Hrsg.), *Huldreich Zwinglis sämtliche Werke*, Bd. 1, Berlin 1905, Nr. 1, 2, 4, Nr. 10, Bd. 3, Leipzig 1914, Nr. 34, 49; *Peyer*, Bedeutung (Anm. 5), 219–220; *Guy P. Marchal*, Schweizer Gebrauchsgeschichte. Geschichtsbilder, Mythenbildung und nationale Identität, Basel 2006; *André Holenstein*, Heldensieg und Sündenfall. Der Sieg über Karl den Kühnen in der kollektiven Erinnerung der Eidgenossen, in: *Karl der Kühne von Burgund*. Fürst zwischen europäischem Adel und der Eidgenossenschaft, hrsg. v. Klaus Oschema/Rainer C. Schwinges, Zürich 2010, 327–342; *Hans Dubler*, Der Kampf um den Solddienst der Schweizer im 18. Jahrhundert, Frauenfeld 1939; *Johann Jakob Aellig*, Die Aufhebung der schweizerischen Söldnerdienste im Meinungskampf des neunzehnten Jahrhunderts, Basel/Stuttgart 1954.

<sup>109</sup> *France*, Introduction (Anm. 16), 1; *Anthony Mockler*, The New Mercenaries, 2. Auflage, New York 1987, 37.

<sup>110</sup> Mit dem Kampf für die protestantische Konfession liess sich beispielsweise der Einsatz von schottischen Söldnern in den Armeen Christians IV. von Dänemark oder Gustaf Adolfs von Schweden zwischen 1626 und 1632 sowie die Allianzen Hessen-Kassels mit England und den Niederlanden legitimieren. Siehe *Parker*, Revolution (Anm. 33), 49 und *Gräf*, Dienste (Anm. 15), 94.

Aufgrund der massierten Werbung von Söldnertruppen entwickelte sich der Solddienst in der Frühen Neuzeit zu einem Massenphänomen – und zu einem pulsierenden Markt. Seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert nahm die Kommerzialisierung des Krieges immer grössere Ausmasse an, wobei die kriegstauglichen Männer verstärkt in den Fokus finanzstarker Kriegsherren gerieten<sup>111</sup>. Den Regeln des Markts entsprechend, hielt der Doyen der französischen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Fernand Braudel im Jahr 1979 fest, wussten die Interessenten immer genau, wo die potentiellen Söldner zu finden waren, und sie selbst, wo man sich verkaufte<sup>112</sup>. Dieser Markt fand stets dort statt, wo Angebot und Nachfrage aufeinander trafen. Auf die Wirkung dieser stetigen Interaktion zwischen Werbern und Angeworbenen hat Philippe Contamine mit Blick auf den mittelalterlichen Söldnermarkt hingewiesen: „l'offre stimulait la demande en même temps que la demande suscitait l'offre“<sup>113</sup>.

Das Zusammenspiel von Angebot und Nachfrage war allerdings keineswegs zufällig, sondern wurde von politischen Akteuren und umtriebigen Militärunternehmern organisiert. Während des Dreissigjährigen Kriegs stellten rund 1500 Militärunternehmer für einen oder mehrere Kriegsherren Söldnertruppen zur Verfügung<sup>114</sup>. Mit Condottas, Subsidienerträgen, Kapitulationen oder Soldallianzen wurden in der Frühen Neuzeit Preis, Dauer und Umfang der zu erbringenden militärischen Dienstleistungen zwischen dem Militärunternehmer und dem Kriegsherrn vertraglich geregelt. Im Gegensatz zum Mittelalter hatte der Adel zwar seine Monopolstellung in der Kriegsführung eingebüßt, doch engagierten sich auch weiterhin adlige Standesvertreter als Söldnerführer im Kriegsgeschäft. Weit wichtiger als die Standeszugehörigkeit aber war, dass der Militärunternehmer über genügend Kapital verfügte, denn die Rekrutierung, Bezahlung, Ausrüstung, Ernährung, Unterbringung und Verschiebung der Truppen erforderten hohe finanzielle Investitionen<sup>115</sup>. „The basic qualification of these military entrepreneurs“, meint Geoffrey Parker deshalb zu Recht, „was economic power“<sup>116</sup>. Die im

<sup>111</sup> Vgl. *Tresp*, Quelle (Anm. 33), 48 und siehe auch das Ende Dezember 2011 abgeschlossene SNF-Forschungsprojekt „Menschen als Ware 1400–1700“ an der Universität Luzern unter der Leitung von Prof. Dr. Valentin Groebner.

<sup>112</sup> *Fernand Braudel*, Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts. Der Handel, München 1986, 48 (die Originalausgabe erschien 1979 in Paris).

<sup>113</sup> *Philippe Contamine*, La guerre au Moyen Age, Paris 1980, 207.

<sup>114</sup> Vgl. *Redlich*, Enterpriser (Anm. 10), Bd. 1, 210 und *Parker*, Revolution (Anm. 33), 64.

<sup>115</sup> Vgl. *Redlich*, Enterpriser (Anm. 10), Bd. 1, 211–305.

<sup>116</sup> *Parker*, Revolution (Anm. 33), 64. Vgl. *Reinhard Baumann*, Die deutschen Condottieri. Kriegsunternehmertum zwischen eigenständigem Handeln und „staat-

Auftrag eines Kriegsherrn geführten Feldzüge konnten vom Militärunternehmer allerdings in den wenigsten Fällen aus eigenen Mitteln bestritten werden. Es mussten infolgedessen Darlehen aufgenommen werden, um dem Kriegsherrn die nötigen Kredite gewähren zu können. Dem siegreichen Söldnerführer winkten nach einer geglückten militärischen Kampagne jedoch hohe finanzielle Gewinne, Macht und Prestige<sup>117</sup>. Die betriebswirtschaftliche Herausforderung lag nun darin, diese Gewinne ordentlich zu verwalten und die gewährten Kredite effizient zu organisieren. Gute Beziehungen zu Bankiers, Handelsgesellschaften und wohlhabenden Kaufleuten waren für den Militärunternehmer deshalb nicht weniger entscheidend als der militärische Erfolg auf dem Schlachtfeld<sup>118</sup>. Solange der Militärunternehmer Erfolge verbuchen konnte, war ihm auch die gesellschaftliche Anerkennung sicher. In der Tat trug der Söldnerhandel massgeblich zur Erhöhung der sozialen Mobilität bei. Eine Karriere als Söldnerführer begünstigte sowohl Nobilitierungen von Bürgerlichen als auch Rangerhöhungen innerhalb des Adels<sup>119</sup>. Jedoch liegt es in der Natur der Märkte, dass sie nicht nur Gewinner produzieren. Als Eigentümer ihrer Truppen trugen die Militärunternehmer das gesamte unternehmerische Risiko. Klamme Kriegsherren und hohe Mannschaftsverluste durch Kriegsniederlagen, Desertionen, Krankheiten oder Meutereien machten das Geschäft äusserst riskant. Es drohten finanzieller Ruin und gesellschaftlicher Abstieg. Ausserdem hatten die Militärunternehmer nach Einführung der stehenden Heere mit erschwerten Marktbedingungen zu kämpfen. Nach 1650 nahmen die Gewinnmargen deutlich ab<sup>120</sup>. Chancen und Risiken lagen

---

licher“ Bindung im 16. Jahrhundert, in: Förster/Jansen/Kronenbitter, Rückkehr (Anm. 32), 111–125, hier 113–117.

<sup>117</sup> Vgl. Redlich, Enterpriser (Anm. 10), Bd. 1, 54–70, 306–371; Rink, Söldner (Anm. 89), Sp. 178, 183.

<sup>118</sup> Vgl. Heinrich Lang, Condottieri im Italien des 15. und 16. Jahrhunderts. Politik und Ökonomie des Krieges der Republik Florenz zu Beginn der Frühen Neuzeit, in: Förster/Jansen/Kronenbitter, Rückkehr (Anm. 32), 91–110, hier 100–102; Baumann, Condottieri (Anm. 116), 114, Redlich, Enterpriser (Anm. 10), Bd. 1, 239–270 (bes. 246–254); Suter, Militär-Unternehmertum (Anm. 5), 85–93; Herbert Lüthy, La Banque Protestante en France de la Révocation de l'Edit de Nantes à la Révolution. Reprint der französischen Originalausgabe. Mit einem Geleitwort von Jean-François Bergier, 2 Bde., Zürich 2005.

<sup>119</sup> Vgl. Redlich, Enterpriser (Anm. 10), Bd. 1, 411–434; Hermann Romer, Art. „Militärunternehmer“, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 10.11.2009, URL: <https://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D24643.php>.

<sup>120</sup> Zu den Risiken vgl. Redlich, Enterpriser (Anm. 10), Bd. 1, 372–400, Bd. 2, 67–76 und zum erschwerten geschäftlichen Umfeld sowie zum sinkenden Einkommen der Militärunternehmer nach 1650 ebd., Bd. 2, Kapitel 1 bis 5. Vgl. für die Eidgenossenschaft jüngst Büscher, Militärunternehmertum (Anm. 62), 115.

in diesem kapitalistisch strukturierten Umfeld oftmals sehr nahe beieinander. Die Gewinne waren entsprechend volatil und die Verluste bisweilen exorbitant.

Obgleich das Zusammenspiel von Angebot und Nachfrage das Soldgeschäft weitgehend strukturierte, gilt es zu berücksichtigen, dass Märkte immer auch politisch geformt werden. Diese Feststellung trifft in besonderer Weise auf den frühneuzeitlichen Söldnerhandel zu, welcher aufgrund seiner zentralen Bedeutung für die Frage nach dem staatlichen Gewaltmonopol und seiner Ausrichtung auf die Interessen der Kriegsherren mithin sehr stark reguliert war und deshalb verschiedenen, zuweilen widersprüchlichen politischen und ökonomischen Logiken folgte. Um es noch deutlicher zu machen: Auch wenn es zu berücksichtigen gilt, dass die Marktregeln nur unvollständig durchgesetzt bzw. beachtet worden sind, handelt es sich bei den Söldnermärkten keinesfalls um freie Märkte oder um „Freihandelszonen“ mit unbeschränktem Marktzugang<sup>121</sup>.

Für die potenziellen Söldner bedeutete dies, dass sie auf einem sehr stark nachfragegesteuerten Markt auftraten. Wenn sich kein Dienstherr um sie bemühte oder der Krieg ein „Loch“ hatte, so die frühneuzeitliche Bezeichnung für Friedenszeiten, blieb ihnen nichts anderes übrig, als auf neue Dienstangebote zu warten<sup>122</sup>. Die Auseinandersetzungen um das Phänomen der „gartenden Knechte“ (arbeitslose, von Diebstahl und Kleinkriminalität lebende Söldner) zeugt von den damit verbundenen Problemen<sup>123</sup>. Für arbeitslose Söldner spielten Gerüchte über neue Dienstmöglichkeiten, in zeitgenössischer Sprache das „Geschrey“ vom Krieg, deshalb eine grosse Rolle<sup>124</sup>. Solche Gerüchte oder die Hoffnung, in bekannten Werbegebieten bessere Chancen zu haben, verlockten sie dazu, individuell oder in Gruppen diesen Gebieten zuzuziehen<sup>125</sup>. Von Söldnergruppen spontan initiierte Aufbrüche, wie sie etwa in der Eidgenossenschaft zu Beginn des 16. Jahrhunderts noch anzutreffen waren<sup>126</sup>, wurden im Zuge der zunehmenden obrigkeitlichen Kontrolle erfolgreich

<sup>121</sup> Vgl. *Tresp*, Quelle (Anm. 33), 46, 48–49.

<sup>122</sup> *Burschel*, Söldner (Anm. 19), 274.

<sup>123</sup> Zur Gartzeit insbesondere *Baumann*, Landsknechte (Anm. 22), Kap. 6; *Burschel*, Söldner (Anm. 19), 277–284.

<sup>124</sup> Siehe den Beitrag von Benjamin Hitz in diesem Band.

<sup>125</sup> *Esch*, Marsch (Anm. 50), 267–268.

<sup>126</sup> Vgl. die Übersicht über die Aufbrüche um 1500 bei Bruno Koch, Kronenfresser und deutsche Franzosen. Zur Sozialgeschichte der Reisläuferei aus Bern, Solothurn und Biel zur Zeit der Mailänderkriege, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 46 (1996), 151–184, hier 154–155.

unterbunden<sup>127</sup>. Während einige Dienstsuchende wegen individueller Notlagen (etwa Verschuldung oder juristische Verfolgung) oder der mit dem Solddienst verbundenen sozialen Entwurzelung auf Dienstangebote angewiesen waren, konnten andere ihren Lebensunterhalt anderweitig bestreiten und hatten somit die Möglichkeit, auf die nächste obrigkeitlich geförderte Werbung zu warten<sup>128</sup>. Die Söldner hatten nur einen minimalen Handlungsspielraum, das Zusammenwirken von Angebot und Nachfrage zu ihren Gunsten zu beeinflussen.

### III. Ergebnisse

Ziel des Workshops und damit der hier versammelten Beiträge war es, Söldnerlandschaften und Söldnermärkte in ihren vielfältigen sozialen, wirtschaftlichen, demographischen, politischen und kulturellen Dimensionen und Eigenheiten zu beschreiben und durch die Verwendung einer transnationalen Perspektive einen Vergleich zwischen räumlich und zeitlich auseinanderliegendem, aber doch ein einziges Phänomen darstellendem Solddienst zu ermöglichen.

Allerdings steht die Forschung hier erst am Anfang: Die Begrifflichkeit und das Vorgehen einer transnational vergleichenden Perspektive muss erst noch entwickelt werden. Als hilfreich könnte sich hier der Vorschlag einer „*histoire croisée*“ von Michael Werner und Bénédicte Zimmermann erweisen<sup>129</sup>. Eine Verflechtungsgeschichte (so ihr Übersetzungsvorschlag) nimmt neben den transnationalen Interdependenzen der untersuchten Gegenstände auch den jeweiligen Betrachtungswinkel der Forschenden in den Blick<sup>130</sup>. Die gegenseitige Bedingtheit der Untersuchungsobjekte wird ebenso analysiert wie die jeweilige Begrifflichkeit, die Forschende verwenden. Am mehrfach erwähnten Beispiel (deutscher Soldatenhandel und eidgenössische Bündnispolitik) liesse sich nun aufzeigen, wie das Vorgehen einer „prozesshaften Konstitution des Objekts“<sup>131</sup> auszusehen hätte. Werner und Zimmermann postulieren nämlich, die Regeln der Analyse erst im Verlauf der Untersuchung zu erstellen (und somit keine

<sup>127</sup> Vgl. *Hermann Romer*, Herrschaft, Reislauf und Verbotspolitik. Beobachtungen zum rechtlichen Alltag der Zürcher Solddienstbekämpfung im 16. Jahrhundert, Zürich 1995.

<sup>128</sup> Siehe den Beitrag von Benjamin Hitz in diesem Band.

<sup>129</sup> Michael Werner/Bénédicte Zimmermann, Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der *Histoire croisée* und die Herausforderung des Transnationalen, in: Geschichte und Gesellschaft 28 (2002), 607–636.

<sup>130</sup> Werner/Zimmermann, Vergleich (Anm. 129), 618.

<sup>131</sup> Werner/Zimmermann, Vergleich (Anm. 129), 633.

A-Priori-Vergleichskategorien zu verwenden)<sup>132</sup>. Auf dieses Vorhaben muss an dieser Stelle verzichtet werden. Dass ein solcher Zugang aber in Zukunft möglich scheint, verdanken wir nicht zuletzt den aktiven Teilnehmenden an unserem Workshop und ihrer Bereitwilligkeit, die Texte im Hinblick auf eine Publikation zu überarbeiten und ergänzen.

Die erste Sektion umfasst unter dem Titel „Militärunternehmer und ihr Umfeld: Gewaltmärkte, Akteure, Netzwerke“ fünf Beiträge, die konkrete geographische Regionen exemplarisch als Söldner- und Gewaltmärkte untersuchen. Dabei geraten Bedingungen, Mechanismen und Akteure auf verschiedenen Ebenen in den Fokus.

Heinrich Lang richtet mit seiner Untersuchung des Söldnerführers und Militärunternehmers Demetrio Cantacusino den Blick auf die mittlere Ebene der Militärorganisation der norditalienischen Stadtstaaten des 16. Jahrhunderts. Der Condottiere steht für eine Schicht von kleinen Militärunternehmern, angesiedelt zwischen der lokalen Grundherrschaft und der überregionalen Fürstenherrschaft, die in grosser personeller Konstanz Söldnertruppen führten und sich ebenso auf lokale Rekrutierung stützten wie auf die Anwerbung von balkanstämmigen Stradioten. Diese Söldnerführer wurden in der bisherigen Forschung zum italienischen Solddienst kaum beachtet, bildeten aber eine wichtige Scharnierstelle zwischen der aufkommenden Militärverwaltung und den Rekrutierungswilligen. Das zeigt sich an den Werbebemühungen Cantacusinos. Als balkanstämmigem Anführer einer Kavallerie-Kompanie warb er in der Emilia Romagna. Dort entstand in der Folge der Kriege zwischen den Norditalienischen Stadtstaaten ein gewaltoffener Raum, der als Schauspielplatz militärischer Auseinandersetzungen Rekrutierungswillige auch aus dem Balkan anzuziehen vermochte. Den Gewinn, der Söldnerführer wie Cantacusino aus dem Solddienst ziehen konnten, stellt Lang in Bezug zu Verdienstmöglichkeiten von Handwerksunternehmern. Die Condottieri traten auf einem Arbeitsmarkt auf, der durch weitere Akteure wie die Militärverwaltung und Kaufmannsbankiers (als Kriegsfinanciers) gestaltet wurde.

Im Gegensatz zum heftig umstrittenen Norditalien war der ebenfalls politisch kleinräumig gegliederte süddeutsche Raum zu Beginn des 16. Jahrhunderts weniger häufig Kriegsgebiet. So waren es nicht lokale Konflikte, welche eine Werbelandschaft entstehen liessen. Der Beitrag von Reinhard Baumann zum süddeutschen Gewaltmarkt geht der Frage nach, wie die Region trotz oder gerade wegen der politischen Zerstückelung zu einem einheitlich wahrgenommenen Werberaum für Söldner

---

<sup>132</sup> Werner/Zimmermann, Vergleich (Anm. 129), 620.

werden konnte, der auch auswärtige Werbewillige anzog. Nebst den günstigen politischen Rahmenbedingungen – im Flickenteppich des deutschen Reiches waren die Obrigkeit nicht in der Lage, Werbebemühungen zu unterdrücken – geraten wirtschaftliche Erklärungen in den Fokus. Das durch einen Arbeitskräfteüberschuss bedingte Söldnerpotenzial trug massgeblich bei zur Möglichkeit, billig zu werben. Das regional ansässige Gewerbe konnte die vielen grossen und kleinen Militärunternehmer bei der Ausrüstung und Finanzierung von Soldtruppen unterstützen. Das Entstehen einer Söldnerlandschaft spiegelt sich aber auch in dem, was man kulturelle Faktoren nennen könnte. Baumann beobachtet eine Traditionsbildung, die sich im Bewusstsein der Zugehörigkeit zu einem Orden der Landsknechte spiegelt, sowie die Entwicklung einer regionalen Identität, die unter anderem auf der Rivalität mit den eidgenössischen Söldnern basierte.

Die Bedeutung der politischen Kleinräumigkeit und Organisation für das Entstehen einer Exportlandschaft für Söldner lässt sich auch an den letztgenannten Söldnern untersuchen. Die Eidgenossenschaft wurde gemäss Michael Jucker um 1476 zur erfolgreichen Söldnerexportlandschaft, was nebst dem Erfolg auf dem Schlachtfeld einem politischen Prozess zu verdanken war, der den Solddienst und seine wirtschaftlichen Aspekte zumindest teilweise unter Kontrolle zu bringen vermochte. Jucker wendet sich besonders der Söldnerökonomie zu und beschreibt diese vorrangig als Problem der Ressourcenverteilung. Eine herausragende Rolle spielten dabei Beuteerwartungen, die der Forschung wiederholt als wichtigstes Motiv der Söldner gelten. Oft genug stellte Beute nur ein fiktives Lockmittel dar, das als Versprechen und Möglichkeitshorizont allerdings wichtig war, wobei zeitspezifische Ereignisse prägend wirkten bei der Entstehung von Diskursen über exorbitante Gewinne. Dass von der Beute keineswegs – und gar in geringerem Mass – die unteren Grade profitierten, zeigt sich exemplarisch an der Burgunderbeute, deren Verteilung mit hohen Gewinnerwartungen der Obrigkeit verknüpft war, wie Jucker mittels der Objektgeschichte eines Diamanten aufzeigen kann. Die Regelung der Beuteverteilung schrieb sich ein in die Kontrollbemühungen der eidgenössischen Eliten, die nach dem Stanser Verkommnis von 1481 die politischen Rahmenbedingungen schufen, damit sich die Eidgenossenschaft zur Söldnerexportlandschaft entwickeln konnte.

Ein Teil dieser Landschaft war der Kanton Freiburg, der in der Frühen Neuzeit ausgeprägt auf das Solddienstgeschäft setzte. Jean Steinauer untersucht in seinem Beitrag die vielfältigen Rückwirkungen des Solddienstes auf die Entwicklung des frühneuzeitlichen Staates und Patriziats. Anhand von vier Militärunternehmern und Politikern aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert zeigt er exemplarisch auf, wie der Solddienst

wirtschaftliche Alternativen verdrängte und entscheidend zur Staatsbildung beitrug. Die vom Solddienst geprägten Bindungen zu europäischen Fürsten spielten in innenpolitische Auseinandersetzungen hinein und beeinflussten politische Konjunkturen. In zunehmendem Mass nahm die Obrigkeit den Solddienst und die Militärunternehmer unter ihre Kontrolle. Freiburg, dessen militärische Emigration eine Konstante der Frühen Neuzeit war, verband so seine Existenz mit dem Solddienst. Auf der Kehrseite der staats- und elitenbildenden Wirkung stand die wachsende Abhängigkeit vom wichtigsten Dienstherr Frankreich, das mit den wirtschaftlich wichtigen Salzlieferungen ein starkes Druckmittel in der Hand hatte.

Während der Beitrag von Jean Steinauer den Zeitraum untersucht, in welchem der Solddienst schon zur festen Institution und Tradition geworden ist, fragt Uwe Tresp nach den Entstehungsbedingungen einer Söldnerlandschaft und den damit verbundenen ethnischen Zuschreibungsmustern. Das spätmittelalterliche Böhmen steht folglich in doppelter Hinsicht im Fokus: Einerseits als Söldnermarkt mit spezifischen Rahmenbedingungen, andererseits als Kriegertypus. Die Gründe für den Erfolg Böhmens als Exportregion für Söldner sucht Tresp nicht in den klassischen Push-Faktoren Demographie, Wirtschaft und Konfession, sondern in der Militarisierung und Professionalisierung, welche durch die bürgerkriegsähnlichen Zustände des 15. Jahrhunderts bedingt waren. In diesem Umfeld wurde die Werbung durch den böhmischen Hof kanalisiert und es entstand eine Kriegsaristokratie, die aus der Verweltlichung der Kirchenschätze ihr Startkapital bezog. Die Entstehung der Böhmen als Kriegertypus beruht auf militärischen Innovationen. Die Kampfweise mit Wagenburg und Fussvolk – sehr erfolgreich und in der Folge vielfach kopiert – trug neben Zuschreibungen von Grausamkeit und Beutegier bei zum hohen Prestige der böhmischen Söldner. Tresp zeigt abschliessend die Lösung des Kriegstypus von der geographischen Herkunft auf. Damit wirft er eine Grundproblematik der ethnischen Differenzierung von Truppen auf: In welchem Mass handelte es sich um militärische Funktionen, deren ethnische Bezeichnung bloss eine Marke war?

Die Frage nach ethnischen Zuschreibungen steht im Zentrum der zweiten Sektion, „Söldnerhandel zwischen Ethnisierung und Globalisierung“, die das geographische Auseinanderfallen von Werbe- und Einsatzgebiet unter die Lupe nimmt. Neben Böhmen, Eidgenossen, Holländern, Italienern oder süddeutschen Landsknechten prägten im Verlauf der Frühen Neuzeit auch Söldnerverbände von der europäischen Peripherie (Iren, Schotten, Kroaten, Finnen, Panduren etc.) oder aus Asien (Baškiren, Kalmücken etc.) das Bild der Armeen. Die Globalisierung der europäischen Armeen löste ethnische Zuschreibungsprozesse und die Ausbil-

dung von Gewaltlabel aus. Stefan Aumann und Holger Gräf greifen zudem einen weiteren Aspekt der Globalisierung auf, nämlich den Einsatz von europäischen Söldnern auf einem anderen Kontinent. Der Einsatz hessischer Soldaten im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg (1776–1783) war durch Dauer, Umfang und geographische Distanz einzigartig und somit ein Generationenerlebnis. Das vermag die vielfältige Literatur und Forschung zu den sogenannten „verkauften Hessen“ erklären. Die Autoren stellen klar, dass es sich nicht nur um zwangsrekrutierte Landeskinder, sondern meist um Berufssoldaten und Ausländer handelte. Die Einzigartigkeit des Einsatzes soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass solche Subsidiengeschäfte fester Bestandteil der Militär- und Finanzpolitik Hessens und somit Ausdruck der obrigkeitlichen Konstituierung eines Gewaltmarktes waren. Interessante Forschungsperspektiven bietet die Zusammenführung älterer Söldnerlisten und Datenbanken in einer neuen Online-Datenbank (HETRINA Online), die sämtliche bekannten hessischen Söldner des genannten Einsatzes umfasst. Der Beitrag beschreibt die Schwierigkeiten und Chancen eines solchen Projektes.

Söldner aus der Peripherie wurden – wie Horst Carl an einem Beispiel von Iren, die eigentlich Schotten waren, aufzeigt – in erster Linie in ihrer Fremdheit wahrgenommen. Am Beispiel des Dreissigjährigen Krieges als Höhepunkt der Rekrutierung von Söldnern aus der europäischen Peripherie untersucht Carl, wie solche Kontingente als Gewaltgemeinschaften funktionierten und wahrgenommen wurden. Er hinterfragt dabei die Rolle der ethnischen Alterität und der damit verbundenen Stereotypen. Während die Iren und Schotten auf europäischen Kriegsschauplätzen seit dem 16. Jahrhundert bekannt (und für ihre Kriegstüchtigkeit befürchtet) waren und sich sowohl in die militärische Taktik als auch in die gesellschaftliche Ordnung integrieren konnten, stellten Finnen und Kroaten exotischere Gewaltgemeinschaften dar. Die den Kroaten attribuierte Grausamkeit war nicht bloss eine stereotype Zuschreibung, sondern eine Realität, die ihre Ursachen im militärischen Einsatz der hochmobilen Reiterei hatte: Alterität war ein militärisches Handlungsmuster. Die ethnische Zusammensetzung solch exotischer Truppen veränderte sich mit der Dauer des Einsatzes, weil auch diese auf die Nachrekrutierung im Kriegsgebiet angewiesen waren. So stellt sich die Frage, inwiefern das ethnische Gewaltlabel nicht einfach eine charakteristische Form der Kriegsführung bezeichnete (die sich jedoch nie vollständig von der ethnischen Komponente löste). In Bezug auf die Werbung von Finnen und Kroaten kann Carl aufzeigen, wie Elemente eines Söldnermarktes auf eine durch Wehrpflicht vorstrukturierte Landschaft trafen und fliessende Übergänge zwischen den beiden Rekrutierungsarten entstanden.

Ethnisierung und Exotisierung bilden auch das Thema des Beitrags von Marian Füssel. Anhand von Beispielen ethnischer Söldnerverbände aus der europäischen Peripherie und dem indischen Subkontinent wird deren Bedeutung für die europäischen Kriege des 18. Jahrhunderts aufgezeigt. Anders als die Söldner aus der Peripherie im 17. Jahrhundert (mit Ausnahme der Kroaten) waren die exotischen Truppen des 18. Jahrhunderts nicht in die regulären Truppen eingebunden, was durch ihre abweichende Ausrüstung noch unterstrichen wurde. Die Exzesse der irregulären Hilfstruppen, denen zum Teil Plünderungen ausdrücklich erlaubt waren, wurden in der Aussenwahrnehmung mit der Herkunft verbunden und führten so zu einem Türsteher-Problem mit ethnischer Konnotation. Dabei wuchs mit der geographischen Distanz auch das ethnische Stigma. Die ethnische Zuordnung bezeichnete – wie schon von Horst Carl beobachtet – die militärischen Einheiten in ihrer Funktion und nicht eine klare ethnische Herkunft. Eine interessante Ausweitung des Forschungsgebietes bietet Füssel mit der Untersuchung der sozialen Strukturen der Werbegebiete. Neben der komplexen sozialen Einbettung der Söldner in ihren Herkunftsgebieten kann er Parallelen zwischen den Kriegsunternehmern und Werbebrokern in der Peripherie und ihren europäischen Pendants aufzeigen.

Wie flüssig die Grenzen zwischen Freiwilligkeit, Notwendigkeit und Zwang beim persönlichen Entscheid eines Menschen im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit, gegen Geld in den Krieg zu ziehen, allerdings waren, ist Gegenstand der dritten Sektion, „Anreiz und Zwang: Söldner als Migranten“. In dieser Sektion soll untersucht werden, inwiefern die Existenz eines frühneuzeitlichen Prekariats oder auch die komplexen obrigkeitlichen Interessenlagen Voraussetzung für den individuellen Wanderungsentscheid des Söldners waren und welche Form die soziale Einbindung in die Söldnertruppen annehmen konnte.

Die Untersuchung der Motive einzelner Söldner hat eine lange, auf Grund der spärlichen Quellenlage vielseitige Geschichte. Benjamin Hitz teilt sie grob in zwei Kategorien ein – individuelle versus strukturelle Betrachtungsweise – und untersucht die Aussagekraft verschiedener Argumente anhand von konkreten Beispielen aus dem späten 16. Jahrhundert. Individuelle Motive wie Armut, Abenteuerlust und Beutegier lassen sich in den Quellen kaum feststellen. Anhand der Luzerner Armenliste lässt sich aufzeigen, dass sich verschiedene soziale Schichten am Soldendienst beteiligten, der daher am ehesten als Arbeitsmigration zu betrachten ist. Die geographische Herkunft der Söldner eines Feldzuges deutet darauf hin, dass klassische strukturelle Faktoren wie die landwirtschaftliche Produktionsweise und die Topographie nicht das Erklärungspotenzial haben, welches die ältere Forschung ihnen zuschreibt. Entsprechend

schlägt der Autor zwei Auswege vor: Der Söldnermarkt soll vermehrt als von der Nachfrage gesteuert betrachtet werden. Ausserdem scheint es gewinnbringend, soziale Netzwerke unter den Angeworbenen zu untersuchen, wie dies auch die neuere Migrationsforschung vorschlägt.

Stefan Xenakis' Beitrag thematisiert die soziale Zusammensetzung und Identität von süddeutschen Söldnertruppen zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Trotz weitgehend lokaler Rekrutierung und damit einhergehender geographischer Homogenität waren die Ländsknechtstruppen von sozialer Heterogenität geprägt. Die Zugehörigkeit zur Soldtruppe war durchaus mit einem Identitätsangebot, unter anderem einer spezifischen Ländsknechtsehre, verbunden. Das führte auch zu einer gewissen sozialen Nivellierung. Die alte Identität wurde mit dem Eintritt in die Truppen aber nicht einfach abgestreift. Insbesondere die mit der Herkunft verbundene Ehre wirkte in die Söldnerzeit hinein und schuf komplexe und widersprüchliche Einbindungen. Das zeigte sich bei Loyalitätskonflikten (zwischen Ländsknechtssolidarität und Loyalität zur Ob rigkeit des Herkunftsgebiets), bei denen die Söldner auf ihr Bürgerrecht hingewiesen wurden. Meuterei und Desertion förderten dann eine soziale Abgrenzung der Söldnerverbände gegen ihre Umwelt.

Den Schluss dieser Sektion bildet ein Beitrag, der sich einer speziellen Form von Gewaltmarkt widmet, der gemeinhin mit brutalem Zwang verbunden wird. Ludolf Pelizaeus untersucht die Verschickung von Straftätern und Vagabunden auf die Galeeren. Obwohl die Betroffenen im Gegensatz zu Söldnern keine Freiwillige waren, drängen sich Vergleiche zum Solddienst auf. Insbesondere die notwendige geographische Distanz zum Einsatzort bedingte den Einsatz von Zwischenhändlern, es entstand ein weites Netz von Transferbewegungen. So spielten oft ähnliche räumliche Logiken. Die Agenten, welche die Transporte – analog zu den kleineren Militärunternehmern – auf eigenes Risiko unternahmen, waren oft eng mit dem Solddienst verbunden. Pelizaeus weist weiter auf die Gefahren des Gewaltexportes hin, etwa wenn Gefangene unterwegs ausrissen und so Durchzugsgebiete zu gewaltoffenen Räumen wurden.

Der Sammelband schliesst mit einem kritischen Kommentar von Michael Sikora.



## **I. Militärunternehmer und ihr Umfeld: Gewaltmärkte, Akteure, Netzwerke**



# Kriegsunternehmer und kapitalisierter Krieg: *Condottieri*, Kaufmannbankiers und Regierungen als Akteure auf Gewaltmärkten in Italien (1350–1550)

Von Heinrich Lang

## I. Einleitung

Am 26. Mai 1534 erhielt ein als *Demetrio Chathacusino Greco* bezeichneter Mann ein herzogliches Patent aus der Kanzlei des wenige Jahre zuvor auf den noch „fiktiven“ Herzogsthron gelangten Usurpatoren Alessandro de’ Medici (1510–1537). Darin wurde er beauftragt, im Namen des *Duca von Florenz*, ein Kontingent *cavalli leggeri* auszuheben. Demetrio begab sich in die Emilia Romagna und stellte unter dem Schutz des Gouverneurs von Bologna einen Verband aus leichter Reiterei zusammen<sup>1</sup>. Knapp sechs Wochen später unternahm Bernardino d’Ippolito Politi als militärischer Inspektor für Florenz die Musterung und zählte eine fünfzigköpfige Truppe unter dem Befehl des *capitano Demetrio Greco*<sup>2</sup>. Im September 1535 führte der Söldnerkapitän, der eigentlich Demetrios Kantakouzenos hieß und damit ursprünglich oströmischem Hochadel zuzurechnen wäre<sup>3</sup>, sechzig leichte Reiter an<sup>4</sup>.

---

<sup>1</sup> Archivio di Stato di Firenze [ASFi], Mediceo del Principato [MdP], 181, c. 35v (Lettere di Duca Alessandro Medici, 1533–35). An erster Stelle möchte ich Jean Michel Cantacuzène (Paris) danken, der mich vor 14 Jahren auf Demetrios Kantakouzenos aufmerksam gemacht hat und meine Forschungen dazu tatkräftig unterstützt hat.

<sup>2</sup> ASFi, Signori e collegi, Condotte e stanziamenti, 30 (1530–1535), c. 157v.

<sup>3</sup> Zur genealogischen Diskussion und zur möglichen familiären Herkunft von Demetrio Cantacusino: *Jean Michel Cantacuzène*, Mille ans dans les Balkans. Chronique des Cantacuzène dans la tournemente des siècles, Paris 1992, 110, 457 n. 22, 458 n. 33; *Octav-George Lecca*, Familile Boierești Române. Istorie și genealogie (după izvoare autentice). Cu adnotări, completări și desene de Mateiu Caragiale, București 2000, 188; allerdings lässt sich eine tatsächliche Verbindung zum oströmischen Kaiserhaus der Kantakouzenoī nur hypothetisch unterstellen, eine nachweisbare Verbindung lässt sich nicht zeigen: *Heinrich Lang*, Demetrius Cantacuzenus (a Florentine General, d. 1535), in: Al XII-lea Congres de Genealogie și Heraldică, Iași 15–18 mai 2003, Iași, hrsg. v. Stefan Gorovei (in Vorbereitung).

Demetrio Cantacusino<sup>4</sup> (gest. 1536) ist einer der vielen kaum hervorgetretenen, aber dennoch namentlich bekannter und in seinem Aktionsradius fassbarer *condottieri* im Italien der Renaissance. Auch als Söldnerkapitän – *capitano di gente d’arme* – und Kommandant einer Einheit, die neben anderen Verbänden in einem vielleicht einige Tausend Mann starken Heer zusammengeführt wurde<sup>5</sup>, ist er in der einführenden und reichlich vorhandenen Literatur zu den Kriegsherrn in Spätmittelalter und früher Neuzeit nicht thematisiert<sup>6</sup>. Diese behandelt – und stilisiert – vorwiegend die als *principi mercenari* (Fürsten und Herren, die zugleich Söldnerkapitäne oder Generäle waren) benannten, sagenumwobenen Ausnahmefiguren und deren Selbstverklärung<sup>7</sup>. Grund hierfür mag sein, dass die *Signori*, die sich als *condottieri* verdingten, ihren ökonomischen Profit aus dem Handwerk mit dem Kriege in symbolisches Kapital zu überführen strebten: Daher investierten sie in Kunst und Literatur, so dass sie bis heute sichtbar geblieben sind wie im illustren Fall des Federico da Montefeltro, Graf von Urbino<sup>8</sup>.

Der folgende Aufsatz widmet sich der Mehrheit der Söldnerkapitäne und deren Kompanien, die über keine eigene fürstliche Hinterlassenschaft verfügten, also nicht ihrer Kunstdpatronage wegen glorifiziert wurden. Die Analyse wird von einer doppelten Fragestellung geleitet, um die Charakteristika des weitgehend ökonomisierten und zugleich im staatsgenetischen Prozess inbegriffenen Kriegswesens der italienischen Renaissance für den Vergleich mit anderen europäischen Situationen herauszuarbeiten: Zum einen soll die räumliche Dimension der historischen „Landschaft“ – als „Söldnerlandschaft“ – im Kontext der besonderen institutionellen Lage Italiens im 14. bis 16. Jahrhundert ausgeleuchtet werden<sup>9</sup>.

<sup>4</sup> ASFi, Signori e collegi, Condotte e stanziamenti, 30, c. 167r: Oktober 1534–Oktober 1535.

<sup>5</sup> Einführend zu Begriff und Kategorisierung der italienischen *condottieri*: Heinrich Lang, Condottieri im Italien des 15. und 16. Jahrhunderts. Zu Politik und Ökonomie des Krieges der Republik Florenz am Beginn der Frühen Neuzeit, in: Die Rückkehr der Condottieri? Krieg und Militär zwischen staatlichem Monopol und Privatisierung: Von der Antike bis zur Gegenwart, hrsg. v. Stig Förster/Christian Jansen/Günther Kronenbitter, Paderborn u.a. 2010, 91–110.

<sup>6</sup> Auch Nachschlagewerke oder spezialisierte Forschung kennen Demetrio Cantacusino nicht: Corrado Argegno, Condottieri, capitani, tribuni fino al Cinquecento, Milano 1937; John Hale/Michael Mallett, The Military Organization of a Renaissance State. Venice c. 1400 to 1617, Cambridge 1984.

<sup>7</sup> Sophie Cassagnes-Brouquet/Bernard Doumerc, Les Condottieres, Paris 2011.

<sup>8</sup> Heinrich Lang, Cosimo de’ Medici, die Gesandten und die Condottieri. Diplomatie und Kriege der Republik Florenz im 15. Jahrhundert, Paderborn u.a. 2009, zu Simonetto da Castelpiero.

<sup>9</sup> Peter Blickle, Art. „Landschaft, 1. Politisch“, in: Enzyklopädie der Neuzeit [EdN], Bd. 7, hrsg. v. Friedrich Jaeger, Stuttgart 2008, Sp. 542–544.

Zum zweiten wird das aus der Soziologie stammende Konzept der „Gewaltmärkte“ in seiner wirtschaftshistorischen Bedeutung auf die aus dem ersten Kapitel gefundenen Ergebnisse angewandt<sup>10</sup>. Diese Überlegungen führen in die selten behandelte Schnittstelle von Militär- und Wirtschaftsgeschichte: Damit können sowohl die Bedeutung von Mittelsleuten und Agenten als auch die spezifischen Marktbedingungen für die italienischen „Gewaltmärkte“ der Renaissance charakterisiert werden<sup>11</sup>.

Die kategorisierenden Begriffe beider Kapitel fungieren als Schlüssel zur mehrschichtigen Problematik des italienischen Söldnerwesens, das in der Renaissance von den *condottieri* maßgeblich bestimmt wurde. Ferner verhelfen sie zu einer akteurszentrierten Perspektive, in deren Licht besonders die Konstitution des „Geschäfts mit der Gewalt“ erscheint<sup>12</sup>. Die Fallgeschichte des Demetrio Cantacusino bildet exemplarisch die Grundzüge des italienischen „Gewaltmarktes“ während der Kriege der frühen Dekaden des 16. Jahrhunderts ab: Die Florentiner Transformation von einem Stadtstaat zu einem Herzogtum erfolgte im Vergleich mit anderen Herrschaften auf der Apenninenhalbinsel relativ spät und repräsentiert überdies die besondere Ausprägung des Zusammenhangs eines mercantil geformten Patrizier-Regimes mit einer ökonomisierten, im Fluss befindlichen diplomatischen wie militärischen Außenpolitik<sup>13</sup>.

## II. Söldnerlandschaften

Der analytische Terminus „Landschaft“ bezeichnet eine „räumliche Formation“, die durch verschiedenartige Kategorien konstituiert wird. Während die deutschsprachige Forschung den Begriff der Landschaft vorrangig als Korrelat zur institutionell verfassten Herrschaft ihrem topographisch ausgelegten korporativen Charakter nach versteht, soll hier die mikrohistorisch geprägte Auffassung zur Geltung gelangen, der zufolge historische Räume durch soziale Praktiken generiert wurden. Gemeinsame Verfahrensweisen und praktische Ordnungssysteme produzie-

---

<sup>10</sup> Georg Elwert, Gewaltmärkte. Beobachtungen zur Zweckrationalität der Gewalt, in: Soziologie der Gewalt, hrsg. v. Trutz von Trotha, Opladen u.a. 1997, 86–101.

<sup>11</sup> William Caferro, Warfare and Economy in Renaissance Italy, 1350–1450, in: Journal of Interdisciplinary History 39 (2008), 167–209.

<sup>12</sup> In einer markthistorischen Analyse werden üblicherweise in einem ersten Schritt die räumlichen Beziehungen dargestellt, um in einem zweiten Schritt die gehandelten Güter in mercantilen Netzwerken zu analysieren.

<sup>13</sup> John Najemy, A History of Renaissance Florence (1200–1575), London 2006; Lang, Cosimo de' Medici (Anm. 8).

ren demnach ihre Orte als soziale Konstrukte im Unterschied zum bloß geographischen Raum<sup>14</sup>.

Insbesondere die Beschreibung von „Söldnerlandschaften“ in der Differenz von Rekrutierungs- und Einsatzgebieten militärischer Arbeitskräfte verweist auf die Entstehung „gewaltoffener Räume“ im Rahmen institutioneller Gefüge und Herrschaftsstrukturen. Im Anklang an die von Wolfgang Reinhard definierten Terminologien spielt die Geschichte der *condottieri* auf einer Meta-Ebene, auf einem Feld, das zwischen den großen, mittleren und kleinen Strukturen in einem katalytischen Zwischenraum anzusiedeln ist<sup>15</sup>. Kategorisch betrachtet liegt diese Meta-Ebene als Handlungsdispositiv zwischen den Herrschaften oder als Inkubationsraum für Herrschaftsbildung zwischen lokalen Grundherrschäften und überregionalen Fürstenherrschaften. Topographisch gedeutet öffnete sich diese zwischenstaatliche Meta-Ebene entlang der fluiden und kaum kulturell vertieften Grenzen der italienischen Stadtrepubliken und Fürstentümer, geographisch gesehen agierten die Söldnerkapitäne überwiegend in der Po-Ebene und den hügeligen bis bergigen Bereichen des Apennins sowie seiner Nebenzüge<sup>16</sup>.

---

<sup>14</sup> Susanne Rau, Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen, Frankfurt a.M./New York 2013, 117–118.

<sup>15</sup> Wolfgang Reinhard, Geschichte der Staatsgewalt. Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 1999, 23–26.

<sup>16</sup> John Larner, The Lords of the Romagna. Romagnol Society and the Origins of the Signorie, New York 1965; Peter Blaistenbrei, Die Sforza und ihr Heer. Studien zur Struktur-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Söldnerwesens in der italienischen Frührenaissance, Heidelberg 1987; Christopher F. Black, La grande politica e le politiche locali. Il problema di una signoria Umbra, in: Signorie in Umbria tra Medioevo e Rinascimento: L'esperienza dei Trinci. Congresso storico internazionale, Foligno, 10–13 dicembre 1986, Perugia 1989, 91–111; Julius Kirshner, Introduction: The State Is „Back In“, in: The Origins of the State in Italy 1300–1600, hrsg. v. Julius Kirshner, Chicago/London 1995, 1–10, hier bes. 2–3; vgl. Lang, Cosimo de' Medici (Anm. 8), 307–311 (zu Corrado de' Trinci), 415–416 (zu Simonetto da Castelpiero); Ann Katherine Isaacs, Sui rapporti interstatali in Italia dal medioevo all'età moderna, in: Origini dello Stato. Processi di formazione statale in Italia fra medievo ed età moderna, hrsg. v. Giorgio Chittolini et al., Bologna 1994, 113–132; Maria Nadia Covini, Liens politiques et militaires dans le système des États italiens (XIII<sup>e</sup>–XVI<sup>e</sup> siècle), in: Guerre et concurrence entre les États européens du XIV<sup>e</sup> au XVIII<sup>e</sup> siècle, hrsg. v. Philippe Contamine, Paris 2000, 9–43. Bemerkenswert ist, dass Alfred Kohler die fiktive Trennung von Diplomatie und Krieg, von militärischem und diplomatischem außenpolitischen Handeln, im systematischen Teil seines *Handbuches der Geschichte der internationalen Beziehungen* (wieder) einführt, im dritten Teil (*Ereignisse*) dann stillschweigend fallen lässt: Alfred Kohler, Expansion und Hegemonie, 1450–1559, Paderborn u.a. 2008, 31–53, vgl. 342 ff., im Fazit: 398–400.

Obschon sich Fürstentümer wie das Herzogtum Mailand besonders unter Giangaleazzo Visconti (1351–1402)<sup>17</sup> und den Sforza in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts oder die Florentiner Republik von der kommunalen Eigenständigkeit bis zum Übergang in ein Herzogtum institutionell verstetigt – um mit Max Weber zu sprechen: „anstaltsmäßig vergesellschaftet“ – hatten<sup>18</sup>, verblieb die Durchführung hoheitlicher Ansinnen vielfach in nicht-institutionalisierte Administration. Die zwischenstaatliche Politik, die systematisch und personell weitgehend untrennbar Gesandtschaftswesen sowie militärisches Vorgehen umspannte, zeigte sich in durchaus wandelbarer, auf den Moment hin abgestimmter Organisation. Wiewohl ein relativ hoher Grad an Verrechtlichung wirksam geworden war, definierten stadtrepublikanische oder fürstliche Regierungen konkrete Aufgaben, Dauer sowie Umfang von Leistungen, personelle Zusammensetzungen sowie Bezahlungen zumeist pragmatisch und situationsbedingt<sup>19</sup>. Tendenzen zur Professionalisierung und Mechanismen elitärer Exklusion waren für die organisatorische Ausgestaltung diplomatischen und militärischen Handelns verantwortlich<sup>20</sup>. So hat David Parrott jüngst darauf hingewiesen, dass insbesondere zwischen staatsgenetischen Prozessen und der Entwicklung des Militärs eher lose ko-evolutionäre Verbindungen bestehen und man staatliche Zentralisierungsbewegungen mit einer formalen administrativen Inkorporation der Kriegsführung nicht zwingend gleichsetzen könne<sup>21</sup>.

Überdies gestaltete sich das Mächtegefüge auf der Apenninenhalbinsel vom Hochmittelalter bis in die Zeit der spanischen Doppelbesetzung des Königreichs Neapel-Sizilien und des Herzogtums Mailand als unbeständig. Grenzen waren höchstens unscharf gezogen, auch wenn sich in der zweiten Hälfte des *Quattrocento* eine Periode relativer Konsolidierung

<sup>17</sup> *Francesca Maria Vaglianti*, Art. „Visconti, Gian Galeazzo“, in: Lexikon des Mittelalters, Band 8, München 1997, Sp. 1723–1724.

<sup>18</sup> *Max Weber*, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie, besorgt von Johannes Winckelmann, 5., rev. Auflage, Tübingen 2002, Kapitel IX. § 2 („Die Stadt des Okzidents“), hier 743; *Mario Ascheri*, *Le città-Stato*, Bologna 2006, 151–175.

<sup>19</sup> *Piero Pieri*, *Il Rinascimento e la crisi militare italiana*, Turin 1952; *Michael Mallett*, *Mercenaries and Their Masters. Warfare in Renaissance Italy*, London 1974; *Paolo Margaroli*, *Diplomazia e stati rinascimentali. Le ambasciarie sforzesche fino alla conclusione della Lega italica (1450–1455)*, Firenze 1992.

<sup>20</sup> *Michael Mallett*, *Mercenaries*, in: *Medieval Warfare. A History*, hrsg. v. Maurice Keen, Oxford 1999, 209–229; *Lang*, *Cosimo de' Medici* (Anm. 8), 84–109.

<sup>21</sup> *David Parrott*, *The Business of War. Military Enterprise and Military Revolution in Early Modern Europe*, Cambridge 2012, 8.

von Einflusssphären einzustellen schien<sup>22</sup>. Mit dem Einmarsch der französischen Heere unter der Führung Karls VIII. 1494 brach eine Phase abermaligen heftigen Ringens um die Durchsetzung verschiedener Dynastien insbesondere in den mittel- und norditalienischen Herrschaften an<sup>23</sup>. Der Dienstherr Demetrios, Alessandro de' Medici – ein illegitimer Sohn des amtierenden Papstes Clemens VII. Medici –, hatte sich im Herbst 1530 auf Geheiß Kaiser Karls V., dessen Söldnerheere unter der Führung des Generalkapitäns Philibert de Chalon, Prinz von Orange (1502–1530)<sup>24</sup>, in einer zermürbenden Belagerung die Stadt am Arno zur Aufgabe gezwungen hatten, an die Schalthebel der Macht geputscht und beanspruchte nach 1531 nichts weniger als den Titel eines Herzogs über die formal noch existierende Republik Florenz<sup>25</sup>. Und die schrittweise Umwandlung der Stadtrepublik am Arno mit ihren weitläufigen Besitzungen in der Toskana in ein territorialfürstliches Herzogtum ist nur ein exemplarischer Fall für die Entwicklung der Dynastien südlich der Alpen<sup>26</sup>.

Als Demetrio Cantacusino in den Dienst Alessandro de' Medicis trat, hatte die Florentiner Regierung mit dem Umbau der Organisation ihres Militärs begonnen: Später als andere der italienischen Fürstentümer wie etwa das Herzogtum Mailand<sup>27</sup> oder das Königreich Neapel unter Ferrante de Aragón<sup>28</sup> richtete man eine dauerhafte Militärverwaltung ein und rekrutierte einen aus lokalen Zusammenhängen unterworfenen Gebiete komponierten Heeresbestand. Im September 1534 wurde die erste *milia* ausgehoben und von einem Generalkommandeur, dem *commissario generale*, geführt<sup>29</sup>.

<sup>22</sup> Denys Hay/John Law, Italy in the Age of the Renaissance 1380–1530, London/New York 1989, 158–168; Eric Cochrane, Italy 1530–1630, London/New York 1988, 38–42; Peter Hersche, Italien im Barock-Zeitalter (1600–1750). Eine Sozial- und Kulturgeschichte, Köln/Wien 1999.

<sup>23</sup> Michael Mallett, I condottieri nelle guerre d'Italia, in: Condottieri e uomini d'arme nell'Italia del Rinascimento, hrsg. v. Mario Del Treppo, Napoli 2001, 347–360.

<sup>24</sup> Jean-Pierre Soisson, Philibert de Chalon, prince d'Orange, Paris 2005.

<sup>25</sup> Zusammengefasst: Najemy, Renaissance Florence (Anm. 13); Eric Cochrane, Florence in the Forgotten Centuries 1527–1800. A History of Florence and the Florentines in the Age of the Grand Dukes, Chicago/London 1973; Florentiner Bin-nenperspektive: J. N. Stephens, The Fall of the Florentine Republic 1512–1530, Oxford 1983.

<sup>26</sup> Cochrane, Italy (Anm. 22), 38–42.

<sup>27</sup> Maria Nadia Covini, L'esercito del duca. Organizzazione militare e istituzioni al tempo degli Sforza (1450–1480), Roma 1998.

<sup>28</sup> Francesco Storti, Il principe condottiero. Le campagne militari di Alfonso duca di Calabria, in: Del Treppo, Condottieri (Anm. 23), 327–347.

<sup>29</sup> Jolanda Ferretti, L'organizzazione militare in Toscana durante il governo di Alessandro e Cosimo I de' Medici, in: Rivista storica degli archivi toscani 1 (1929), 248–274; 2 (1930), 58–80, 133–151, 211–219.

Als spezifisches Merkmal von „Söldnerlandschaften“ zeigt sich das räumliche Verhältnis von Werbe- zu Kriegsgebieten. Dabei ergibt sich ein vielschichtiges Bild, bei dem vor allem entscheidend ist, welche Art von Söldnern angeworben wurde – ob es sich um Festungsbesetzungen oder um erprobte Einsatzkräfte für den Feldzug handelte. Untersuchungen zu den *compagnie*, den Söldnerkompanien, des aus Cotignola stammenden Micheletto Attendoli (1390–1463), der wiederholt für die Republik Florenz zu Felde zog<sup>30</sup>, oder des 1526 gestorbenen Florentiners Giovanni de' Medici, genannt *dalle Bande Nere* (1498–1526)<sup>31</sup>, zeigen, dass sowohl die Unterkapitäne als auch ihre jeweiligen Verbände einer gewissen Fluktuation zum Trotz durchaus mittelfristig zusammenblieben<sup>32</sup>. Auch hoben die als *condottieri* verpflichteten Söldnerkapitäne ihre Kompanien nicht selten im eigenen Territorium aus. Meist hielten sie eine personell weitgehend permanente Truppe beisammen<sup>33</sup>. Die Emilia-Romagna, die sich von der Lombardie aus zwischen dem Südrand der Alpen und dem Saum des Apennin zur Adria hin öffnet, erwies sich aufgrund ihrer physischen Barrierefreiheit nicht nur als ein weithin gewaltoffener Raum<sup>34</sup>, in dessen Bereich eine erhebliche Zahl bewaffneter Konflikte mit Söldnern ausgetragen wurde, sondern auch als schier unerschöpfliches Reservoir ansässiger oder zugewanderter militärisch verwendeter Arbeitskräfte. Weiterhin bildeten die hügeligen Höhen des östlichen Apennins ein zuverlässiges Rekrutierungsgebiet, ebenso die nicht minder strukturschwache Regionen Süditaliens, Korsikas und Sardiniens. Allerdings ist der jeweilige Einsatzzweck zu berücksichtigen: Söldner mit wenig beweglichen Aufgabenbereichen wie Festungsbesetzungen und wachhabende Hilfsverbände stammten vorwiegend aus der Gegend ihres Einsatzorts<sup>35</sup>.

<sup>30</sup> Mario Del Treppo, Sulla struttura della compagnia o condotta militare, in: Del Treppo, Condottieri e uomini d'arme (Anm. 23), 417–452; Lang, Cosimo de' Medici (Anm. 8), 380–384.

<sup>31</sup> Maurizio Arfaiooli, Medici, Giovanni de' (Giovanni dalle Bande Nere), in: Dizionario Biografico degli Italiani [DBI], Bd. 73, Roma 2009, 67–70.

<sup>32</sup> Mario Del Treppo, Gli aspetti organizzativi, economici e sociali di una compagnia di ventura italiana, in: Rivista Storica Italiana 85 (1973), 253–275; Del Treppo, Sulla struttura della compagnia (Anm. 30), 435–436.

<sup>33</sup> Maurizio Arfaiooli, The Black Bands of Giovanni. Infantry and Diplomacy during the Italian Wars (1526–1528), Pisa 2005, 4–9.

<sup>34</sup> Vgl. Maria Nadia Covini, Milano e Bologna dopo il 1455. Scambi militari, condotte e diplomazia, in: Del Treppo, Condottieri e uomini d'arme (Anm. 23), 165–214.

<sup>35</sup> Arfaiooli, The Black Bands of Giovanni (Anm. 33), 12–20; für die Republik Florenz: Lang, Cosimo de' Medici (Anm. 8), 331–338; für das Sforza-Heer vor 1450: Blastenbrei, Die Sforza (Anm. 16); für das Mailänder Sforza-Heer: Covini, Milano e Bologna (Anm. 34); zur Situation der Emilia-Romagna: Larner, The

Neben den vor allem aus Infanteristen bestehenden Ordonanzverbänden, die der Forderung Niccolò Machiavellis im Rahmen der Militärreform von 1506 zur Aufstellung einer *milizia* entsprachen<sup>36</sup>, unterhielt das entstehende Herzogtum Toskana jeweils getrennt voneinander auch Kontingente leichter und schwerer Reiterei – letztere, eine traditionelle Kampfgruppe, bevorzugte die Florentiner Elite<sup>37</sup>. Überdies griff man auf bewährte, einst als *condottieri* angeworbene Adlige wie Rodolfo und Giampaolo Baglioni aus der gleichnamigen führenden Peruginer Familie zurück<sup>38</sup>. Während diese beiden von 1530 an eine fünfzig Mann starke Kompanie leichter Reiterei, also wie Demetrio, im Auftrag Alessandro de' Medicis anführten, hatte schon ihr berühmt berüchtigter Vater Malatesta Baglioni (gest. 1531) der Republik Florenz vor der Rückkehr des Medici-Regimes 1530 gedient<sup>39</sup>. Aber auch die Ordonanztruppen, die durch Konkurrenz auf dem Florentiner Territorium als Infanterie ausgehoben wurden, zeigten sich sehr wohl als erfolgreiches Instrument der Kriegsführung unter der Anleitung professioneller Söldnerkapitäne: Der Kernbestand der späteren *Bande Nere* des Giovanni de' Medici ging aus der *ordinanza* hervor<sup>40</sup>.

Im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts entwickelte sich die leichte Reiterei zu einer taktisch flexibel einsetzbaren Waffengattung. Der aus der jüngeren Familienlinie stammende Giovanni de' Medici hatte sich zu Lebzeiten bereits einen geradezu legendären Ruf erworben, den er kaum aus besonders erfolgreich geschlagenen Schlachten oder herausragenden militärischen Neuerungen haben konnte. Seine taktische Meisterschaft erlangte er vielmehr durch die Weiterentwicklung einer schlagkräftigen

---

Lords of the Romagna (Anm. 16); aus der Perspektive einer Söldnerkompanie: *Del Treppo, Sulla struttura della compagnia* (Anm. 30).

<sup>36</sup> Heinrich Lang, Krieg zwischen Gewaltmonopol, Privatisierung und Kommerz. Niccolò Machiavelli oder die Rückkehr der Condottieri, in: Themenportal Europäische Geschichte (2009), URL: <http://www.europa.clio-online.de/2009/Article=382> [Zugriff: 12.11.2013].

<sup>37</sup> Ferretti, L'organizzazione militare (Anm. 29); Niccolò Capponi, I ceti dirigenti fiorentini e l'arte della guerra (1494–1537), in: I ceti dirigenti in Firenze dal gonfalonierato di giustizia a vita all'avvento del Ducato, hrsg. v. Elisabetta Insabato, Lecce 1999, 203–212.

<sup>38</sup> Luisa Bertoni Argentini, Baglioni, Rodolfo, in: DBI, Bd. 5, Roma 1963, 246–247; Gaspare De Caro, Baglioni, Orazio, in: DBI, Bd. 5, Roma 1963, 234–237; Wolfgang Kuhhoff, Baglioni, in: Die großen Familien Italiens, hrsg. v. Volker Reinhardt, Stuttgart 1992, 33–42; Cochrane, Florence in the Forgotten Centuries (Anm. 25), 3–10.

<sup>39</sup> ASFi, Signori e collegi, Condotte e stanziamenti, 30, c. 58r. 89r; Gaspare De Caro, Baglioni, Malatesta, in: DBI, Bd. 5, Roma 1963, 230–233.

<sup>40</sup> Arfaiali, The Black Bands of Giovanni (Anm. 33), 9.

und gefürchteten Infanterie, indem er die Arkebusiere aufsitzen ließ und für gezielte Vorstöße zu Pferd aufbot<sup>41</sup>.

Ein Großteil seiner *cavalli leggeri* bestand aus *stradioti*, wie die aus Albanien, Kroatien und Griechenland eingewanderten Reiterkrieger bezeichnet wurden. In den letzten Dekaden des 15. Jahrhunderts traten diese verstärkt im Dienst italienischer Herrschaften auf. Die Seerepublik Venedig hatte nach 1482 damit begonnen, die *stradioti* in ihren levantinischen Besitzungen zu rekrutieren<sup>42</sup>. Wiewohl die *stradioti* einen eher zweifelhaften Leumund genossen, schätzte Giovanni de' Medici die Fähigkeiten dieses Söldnertyps sehr<sup>43</sup>.

Die *stradioti* standen im Verdacht, notorisch unzuverlässig und beutesüchtig zu sein. Eine Einkommensquelle der Söldner, welche sich die „griechischen“ Reiter angeblich unangemessen ausgiebig zu nutze machten, war die *taglia*, eine Art Kopfprämie für Gefangene<sup>44</sup>. Am 16. Dezember 1534 löste Herzog Alessandro bei seiner von Demetrio Cantacusino angeführten *compagnia* leichter Reiter tatsächlich zwei Gefangene gegen Bargeld aus, wie er im Brief an den Söldnerkapitän erklärt. Im selben Schreiben zögert er allerdings nicht, seinen *capitano* und dessen *cavalli leggeri* in hohen Tönen zu preisen:

„[...] seid guten Willens, dass es Euren Tugenden (*virtù*) und Euren Soldaten (*soldati*) nicht daran mangeln wird, auf irgendeine Weise Verdienst (*fructo*) einsammeln zu können; so dass [Eure] aufmerksame Einsatzbereitschaft Anerkennung finden wird, welches Euch Ehre und Mir Genugtuung machen kann, wie es mehr Unsere Zuneigung als Unsere Pflicht sein soll [...]“<sup>45</sup>.

<sup>41</sup> Geoffrey Parker, The „Military Revolution“, 1560–1660 – a Myth?, in: Journal of Modern History 48 (1976), 195–214, hier 199; Arfaoli, The Black Bands of Giovanni (Anm. 33), XIII–XIV, XVI; Mario Scalini, Tecniche e tecnologia nelle guerre d’Italia, in: Giovanni dalle Bande Nere, hrsg. v. Mario Scalini, Firenze 2001, 102–147.

<sup>42</sup> Mallett/Hale, The Military Organization (Anm. 6), 72–74, 174–175, 447–451; vgl. Ljubomir Maksimović, Art. „Stratiot“, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 8, Lachen am Zürichsee 1999, Sp. 229–230: Hier bleibt der Begriff auf seinen byzantinischen Zusammenhang begrenzt (zumeist adlige Inhaber einer Pronoia); Arfaoli, The Black Bands of Giovanni (Anm. 33), 25; Nicholas C. J. Pappas, Stradioti. Balkan Mercenaries in Fifteenth and Sixteenth Century Italy, URL: [http://www.shsu.edu/~his\\_ncp/Stradioti.html](http://www.shsu.edu/~his_ncp/Stradioti.html) [Zugriff: 30.06.2013].

<sup>43</sup> Giovangirolamo de’ Rossi, Vita di Giovanni de’ Medici, detto delle Bande Nere, Roma 1996, 108 [Nachdruck]: „[Giovanni] [...] era grande amatore degli albanesi e levantini, dicendo che essi faceano molto bene il mestiero del caval leggeri [...]. – Diesen Hinweis verdanke ich Maurizio Arfaoli nach Email vom 12.06.2003.

<sup>44</sup> Mallett/Hale, The Military Organization (Anm. 6), 374–377.

<sup>45</sup> ASFi, Mediceo avanti il Principato [MaP], 181, c. 146v–147r: „[...] state di buona voglia che delle virtù V(ost)ra et dell’V(ost)ri soldati non si mancherà in

Mit der Anrede *Stremo Amicho Charissimo* für Demetrio Cantacusino signalisiert Herzog Alessandro sein großes Bedürfnis nach zuverlässigen Söldnerführern<sup>46</sup>. Zudem zeigt neben der erwähnten Grußformel die Adresse *A Domitrio Cap(itan)o de cavalli legieri del S(igno)r Duca Ales(sand)ro*, dass der *condottiero* keinen weiteren Titel trug und auch über keine eigene Herrschaft verfügte<sup>47</sup>. Vielmehr weist ihn die Bezeichnung als *M(esser) Demetrio Chathacusino Greco*<sup>48</sup> oder *Cap(itan)o Demitrio greco*<sup>49</sup> als Söldnerführer „griechischer“ Abkunft aus – mithin als Söldnerkapitänen leichter Reiterei, die aus *stradioti* bestand.

Welchen Weg nach Italien Demetrio Cantacusino genommen hatte, wissen wir nicht. Jedenfalls ist keine unmittelbare Abkunft von der oströmischen Kaiserfamilie der Kantakouzenoi nachweisbar<sup>50</sup>. Viele *stradioti* wanderten über die Adria, Venedig oder Neapel ein, um ihre Dien-

qualche modo fornire ricogliar fructo stare pure urgilante et sollicito mett(end)o qualche cognoscere | vi possa fare honore et a Me satisfactione come sono mancha sier N(ost)ro debito que affectione [...]. Bei diesem Brief vom 16.12.1534 handelt es sich um das einzige Schreiben im Namen des Herzogs von Florenz an Demetrio, das kein Patent zur Indienstnahme ist.

<sup>46</sup> Gaetano Pieraccini, La stirpe de' Medici di Cafaggiuolo. Saggio di ricerche sulla trasmissione ereditaria dei caratteri biologici, I, Firenze 1986 [zuerst 1924], No. XXII (Alessandro Medici), 397–412.

<sup>47</sup> Sonst wäre er wie z.B. Valerio Orsini mit *Vosra Signoria* angesprochen worden: ASFi, MdP, 181, c. 127v (Brief an Valerio Orsini vom 18.10.1534). Der Söldnerführer Matteo da Fabriano wurde mit *Mag(nifi)co et stremo Cap(itano)* angesprochen: Ebd., 141v (Brief an Matteo da Fabriano vom 06.12.1534). Untergeordnete oder nicht-adlige Entitäten oder Personen mussten sich mit der Adresse *Amici car(issi)mi* begnügen (Brief an die *Comunità di Sestino* vom 10.12.1534).

<sup>48</sup> ASFi, MdP, 181, c. 35v (Brief an Demetrio Cantacusino vom 26.06.1534).

<sup>49</sup> ASFi, Signori e collegi, Condotte e stanziamenti, 30, c. 167r (08.10.1534).

<sup>50</sup> *Cantacuzène*, Mille ans dans les Balkans (Anm. 3), 110, 457 n. 22, 458 n. 33. Die Forschung der späteren Jahrhunderte bezieht sich auf die Referenz bei Charles du Fresne Du Cange, Glossarium mediae et infimae latinitatis (ed. Henschel), Bde. 1–6, Paris 1840–1846; vgl. Lecca, Familiile (Anm. 3), 188; das Wappen, welches derinst das Epitaph in San Domenico zu Pisa geziert hatte, entspricht jenem der in der Santa Maria sopra Minerva zu Rom beigesetzten Carola Cantacusina de Flory: Edith Brayer, II. Les Blasons. Le Vaticanus 4789. Histoire et alliances des Cantacuzènes aux XIV<sup>e</sup>–XV<sup>e</sup> siècles, in: Revue des Études Byzantines 9 (1951), 47–54. Allerdings führt die Geschichte der Carola Cantacusina de Flory nicht zum Söldnerkapitän Demetrio Cantacusino: Vitalien Laurent, IV. Alliances et filiations des Cantacuzènes. Le Vaticanus 4789. Histoire et alliances des Cantacuzènes aux XIV<sup>e</sup>–XV<sup>e</sup> siècles, in: Revue des Études Byzantines 9 (1951), 64–105, hier 67–72; Donald M. Nicol, The Byzantine Family of Kantakouzenos, Oxford 1967, XII–XIII; weitere Kantakouzenoi, die in verschiedenen, auch militärischen Kontexten erwähnt werden, können nicht mit diesem hier in Verbindung gebracht werden: vgl. ebd., No. 75; No. 85; No. 98; No. 100; Theodore Spandounes, On the origin of the Ottoman emperors, übersetzt und hrsg. v. Donald M. Nicol, Cambridge 1997. Matei

te in Italien anzubieten; insbesondere die zahlenstarke griechische Gemeinde in Neapel stellte militärisches Personal, das unter der *condotta* der spanischen Vizekönige focht<sup>51</sup>. Allerdings war der mutmaßlich byzantinische Hochadlige bereits unter Giovanni de' Medici *capitano* einer Kompanie leichter Reiter, wie dessen Listen über verpflichtete Unterkapitäne aufweisen<sup>52</sup>. Giovanni de' Medicis schriftführender Kanzler war Bernardino Politi<sup>53</sup>, der also Demetrio wohl schon kannte, als er im Namen Herzog Alessandros die Inspektionen der *cavalli leggeri* des angeworbenen griechischen Söldnerkapitäns im Herbst 1534 abhielt<sup>54</sup>. Sowohl Politi als auch Demetrio Cantacusino repräsentieren personelle Kontinuitäten über Prozesse der politischen und militäroadministrativen Veränderung hinweg.

Wenn Demetrio Cantacusino für die Zusammenstellung einer Kompanie in die Emilia Romagna geschickt wurde, dann sind mehrere Szenarien, die für die Analyse räumlicher Strukturen von Söldnerlandschaften bedeutsam sind, denkbar. Der wahrscheinlichste Ablauf ist, dass er diejenigen *stradioti* für sich zurückzugewinnen trachtete, mit denen er schon unter Giovanni de' Medici gedient hatte. Eine weitere Variante könnte sein, dass der griechische *capitano* in der Emilia Romagna berittene Söldner anwerben sollte. Die strategisch wichtigen, umkämpften Herrschaften in der Emilia Romagna, deren rurale Bevölkerung dauerhaft ein Reservoir für Söldner bildete, gehörten formal unter die Oberhoheit des Kirchenstaates, daher Demetros Passierschein für den zuständigen päpstlichen Gouverneur von Bologna<sup>55</sup>. Bei seiner Suche nach *cavalli leggeri* wird Demetrio, so das dritte Szenario, die zahlreichen vom Balkan her eingewanderten Söldner angesprochen haben, die als Fremde gewiss eher erfahrenen *condotteri* ihresgleichen vertrauteten<sup>56</sup>.

---

Cazacu (CN RS, Paris) hat mir versichert, dass er auch keinen militärischen Anknüpfungspunkt zu entdecken vermag, und hat mir diese Angaben bestätigt.

<sup>51</sup> *Joannis K. Hassiotes*, La comunità greca di Napoli et i moti insurrezionali nella penisola Balcanica meridionale durante la seconda metà del XVI secolo, in: *Balkan Studies* 10 (1969), 279–288.

<sup>52</sup> ASFi, MaP, CXX, No. 242: Elenco di soldati di cavalleria al soldo di Giovanni de' Medici, s. d. Cf. Archivio Mediceo avanti il Principato. Inventario (Ministerio dell'interno: Pubblicazioni degli Archivi di Stato 50. Archivio di Stato di Firenze), IV, Roma 1963, 154.

<sup>53</sup> *Arfaiali*, The Black Bands of Giovanni (Anm. 33), 83–84.

<sup>54</sup> ASFi, Signori e collegi, Condotte e stanziamenti, 30, c. 157v.

<sup>55</sup> ASFi, MdP, 181, c. 36r (An den *Governatore* von Bologna, 28.05.1534): „Vennendo a V(ostra) S(ignoria) M(esser) Demetrio Cantacusino di qua exhibitore per far certo n(umer)o de cavalli per servitio mio come per la patente in lui.“

<sup>56</sup> *Mallett/Hale*, The Military Organization (Anm. 6).

Die mittelitalienische Söldnerlandschaft war durch den Einsatz regional verwurzelter, aber auch migrierter Söldner in verschiedenartig institutionalisierten Kompanien geprägt. Dem eigenwilligen Wandel militär-administrativer Bedingungen stand eine personell relativ konstante, sozial wie funktional inhomogene Gruppe an weitgehend professionalisierten Söldnern, Söldnerkapitänen, Fürsten und politischen Eliten gegenüber: Diese waren teils als Getriebene, teils als Aktive an inkohärenten staatsgenetischen Prozessen beteiligt<sup>57</sup>. Die Herrschaften in der weit gedeihnten Emilia Romagna sowie in den unzugänglicheren Regionen um den Apennin zeigten sich sowohl als Objekte gewaltsamer Auseinandersetzungen wie auch als Rekrutierungsgebiete von Söldnern für die permanent laufenden kriegerischen Konflikte. Die gewaltoffene Situation der italienischen Söldnerlandschaften und Herrschaften, in der sich keine der führenden Potentaten wirklich durchsetzen konnte, lud die europäischen Mächte wie das französische Königshaus Valois und das spanisch-österreichische Haus Habsburg ein, sich am Spiel der Staatsbildungen und an den Söldnermärkten zu beteiligen<sup>58</sup>.

### III. Gewaltmärkte

Der kategorisierende Begriff der „Gewaltmärkte“ hat sich in der jüngeren soziologischen und politikwissenschaftlichen Forschung durchgesetzt<sup>59</sup>. Geprägt hat diesen für die deutschsprachige Wissenschaft der einstige Bayreuther Afrikanologe Georg Elwert. In einem richtungsweisend programmatischen Aufsatz von 1997 definiert er folgendermaßen:

„Unter Gewaltmärkten verstehe ich als Bürgerkriege, Kriegsherrensysteme oder Räubertum bezeichnete Konflikte, bei denen unter der Oberfläche weltanschaulicher und machpolitischer Ziele oder vorgeblich traditionell bestimmter Kampfverpflichtungen das ökonomische Motiv des materiellen Profits dominiert. Gewaltmärkte können in gewaltoffenen Räumen – vor allem bei Abwesenheit eines Gewaltmonopols – entstehen“<sup>60</sup>.

---

<sup>57</sup> Parrott, The Business of War (Anm. 21), 30–31, 40–46. Vgl. Johannes Burkhardt, Die Friedlosigkeit der Frühen Neuzeit. Grundlegung einer Theorie der Belizität, in: Zeitschrift für Historische Forschung 33 (1997), 509–574.

<sup>58</sup> Richard J. Knecht, Renaissance Warrior and Patron. The Reign of Francis I, Cambridge 1994; James Tracy, Emperor Charles V, Impresario of War. Campaign Strategy, International Finance, and Domestic Politics, Cambridge 2002.

<sup>59</sup> Die anglophone Geschichtswissenschaft spricht eher von „business of war“: Parrott, The Business of War (Anm. 21). In der Politikwissenschaft findet der Begriff als „market for force“ Anklang: Deborah D. Avant, The Market for Force. The Consequences of Privatizing Security, Cambridge 2005. Deborah Avant beschreibt in dieser Abhandlung eben die Situation auf dem afrikanischen Kontinent; mit Blick auf die historische Herleitung definiert sie: „Markets for allocating violence were common before the system of states came to dominate world politics.“, ebd. 26.

Auch die Geschichtswissenschaft hat in den letzten Jahren zur Gewalt – einerseits als *potestas*, andererseits als *violentia* – zahlreiche Untersuchungen hervorgebracht<sup>61</sup>. Die Frage der staatsgenetischen Entwicklung von Herrschaft und Gewalt wurde dabei eingehend thematisiert. Etabliert hat sich auch die Richtung einer eher anthropologisch orientierten Gewaltforschung, die vor allem zu den Aspekten Körper- und Selbstwahrnehmung forscht<sup>62</sup>.

Das „ökonomische Motiv materiellen Profits“ ist in der Historiographie indes weniger ausgiebig debattiert worden – und wenn, dann vor allem unter den Schlagworten der Kapitalisierung des Krieges und des Kriegsunternehmertums<sup>63</sup>. Allerdings verstehen die letztgenannten Ansätze die Sicht auf die ökonomische Dimension der Söldnerlandschaften, weil sie den Blick nicht auf die an „Gewaltmärkten“ gehandelten Güter lenken<sup>64</sup>. Wie die Akteure an „Gewaltmärkten“ wenig einheitlich tätig, mithin keinesfalls uneingeschränkt „Kriegs-“ oder „Gewaltunternehmer“ waren<sup>65</sup>, erwiesen sich ebenso die vermarkteten Güter und Leistungen als vielschichtig. Betrachtet man „Gewaltmärkte“ ihren gehan-

---

<sup>60</sup> Elwert, Gewaltmärkte (Anm. 10), 87–88.

<sup>61</sup> Erhard Eppler, Vom Gewaltmonopol zum Gewaltmarkt?, Frankfurt a.M. 2002; Ronald G. Asch/Jörn Leonhard, Art. „Staat“, in: EdN, Bd. 12, hrsg. v. Friedrich Jaeger, Stuttgart 2010, Sp. 494–518.

<sup>62</sup> Zum Zusammenhang von Gewalt und Staatsbildung einleitend: Horst Carl, Gewalttätigkeit und Herrschaftsverdichtung. Die Rolle und Funktion organisierter Gewalt in der Frühen Neuzeit, in: Gewalt in der Frühen Neuzeit. Beiträge zur 5. Tagung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit im VHD, hrsg. v. Claudia Ulbrich u.a., Berlin 2005, 141–43; Perspektive der Söldner: Valentin Groebner, Körper auf dem Markt. Söldner, Organhandel und die Geschichte der Körpergeschichte, in: Mittelweg 36 (2005), 69–84; vgl. Francisca Loetz, Sexuelle Gewalt, Frankfurt a.M. 2012, Einleitung. Christian Gudehus/Michaela Christ (Hrsg.), Gewalt. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart 2013.

<sup>63</sup> Ronald G. Asch, Art. „Kriegsunternehmer“, in: EdN, Bd. 7, hrsg. v. Friedrich Jaeger, Stuttgart 2008, Sp. 192–194.

<sup>64</sup> Märkte definieren sich wesentlich aus den auf ihnen gehandelten Gütern: Richard Swedberg, Markets in Society, in: The Handbook of Economic Sociology, hrsg. v. Neil J. Smelser/Richard Swedberg, zweite Auflage, Princeton/Oxford 2005, 233–253, hier 241.

<sup>65</sup> Allein „marktförmiges“ Verhalten charakterisiert noch nicht einen Unternehmer, Diskussion am Beispiel der *condottieri*: Heinrich Lang, Das Geschäft mit der Gewalt. Kriegsunternehmer am Beispiel der italienischen Condottieri zwischen 1350 und 1550, in: Die Kapitalisierung des Kriegs. Kriegsunternehmer in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, hrsg. v. Matthias Meinhhardt/Markus Meumann (im Druck); vgl. auch Jean-Paul Sosson, L'entrepreneur médiéval, in: L'impresa. Industria Commercio Banca, secc. XIII–XVIII. Atti della settimana di studi, 3 aprile–4 maggio 1990, hrsg. v. Simonetta Cavaciocchi, Firenze 1991, 275–293.

delten Leistungen folgend als Arbeitsmärkte, wird deutlich, wie unterschiedlich die entsprechenden „Arbeiten“ waren und wie unterschiedlich der jeweilige Einsatz der Akteure an dieser Sonderform von Arbeitsmärkten war<sup>66</sup>.

Ein *capitano* wie Giovanni de' Medici oder Demetrio Cantacusino wurde für einen Herrn und Auftraggeber wie das Papsttum oder Herzog Alessandro interessant, weil er als professioneller Söldnerkapitän einerseits die Rekrutierung, andererseits den Einsatz einer spezialisierten Kompanie anbieten konnte. Zudem stellte sich eine Art Vasallenverhältnis zwischen Söldnerkapitän und Auftraggeber ein, wenn solch ein *condottiero* mit überregionalem Aktionsradius selbst auch Grundherr war. Die meisten der adeligen Söldnerkapitäne strebten dem Diktum Machiavellis gemäß danach, entweder eine Herrschaft zu erlangen oder sie zu sichern. Für einen Giovanni *dalle Bande Nere* galt es, sich an eine strategisch wohl gewählte Schutzmacht zu binden und sich die nötigen Mittel zu erwerben, mit denen er seine eigenen Güter schützen und eventuell sogar durch Patronage kulturell überformen konnte<sup>67</sup>.

Die *condotta* (der formalisierte Dienstvertrag) regelte das konkrete Verhältnis zwischen *capitano* und Auftraggeber hinsichtlich der Dauer und des Umfangs militärischer Leistungen. Während die Vertragsnehmer, die *condottieri*, Beute und Gefangene (zusätzlichen Gewinn) machen durften, hatten sie eingenommene Orte (strategisch relevante Objekte) dem Dienstherrn abzutreten. Das verhandelte Leistungsspektrum zwischen Söldnerkapitänen und Auftraggebern umfasste militärische Aufwendungen, die erheblichen diplomatischen, politischen und kulturellen Impact haben konnten. Das juristische Instrument der *condotta* verknüpfte eine arbeitsmarktorientierte Beziehung mit grundherrlichen und auch symbolisch kapitalisierbaren (politischen) Absichten<sup>68</sup>.

---

<sup>66</sup> Michael Sikora, Söldner – historische Annäherung an einen Kriegertypus, in: Geschichte und Gesellschaft 29 (2003), 210–238; Martin Rink, Art. „Söldner“, in: EdN, Bd. 12, hrsg. v. Friedrich Jaeger, Stuttgart 2010, Sp. 174–184; Reinhold Reith, Art. „Markt, 2.1 Arbeitsmarkt“, in: EdN, Bd. 8, hrsg. v. Friedrich Jaeger, Stuttgart 2008, Sp. 47–54 (hier ohne die Berücksichtigung von Söldnern); „actors on markets“ sind insbesondere bei Arbeitsmärkten („labour markets“) vielgestaltig („individual, society, political authorities“), überdies ist im Fall von Arbeitsmärkten die Produktivität schwer messbar, weswegen man analytisch „Leistungslinien“ (in Analogie zu „Produktlinien“) nachverfolgt: Swedberg, Markets in Society (Anm. 64), 242.

<sup>67</sup> Lang, Cosimo de' Medici (Anm. 8), 322–324; am Beispiel der Da Varano aus Camerino: John E. Law, The Da Varano Lords of Camerino as Condottiere Princes, in: Mercenaries and Paid Men. The Mercenary Identity in the Middle Ages, hrsg. v. John France, Leiden/Boston 2008, S. 89–103, hier 92–94.

<sup>68</sup> Mallett/Hale, The Military Organization (Anm. 6), 143; Law, Da Varano (Anm. 67), 98–99; Lang, Cosimo de' Medici (Anm. 8), 322–324.

Auf Seiten der Auftraggeber konnten die eingegangenen militärischen Dienstleistungen eine institutionell verdichtende Entwicklung stimulieren: Denn eine Verwaltung musste sowohl die Erfüllung aller formalen Vertragsbestandteile verfolgen, die Kommunikation aufrecht erhalten und Kontrollen mit Kriegskommissaren (den *commissari in campo*) durchführen als auch die Bezahlung organisieren können<sup>69</sup>. Die Republik Florenz verfügte kaum kontinuierlich über entsprechende Gremien; bis zu den Militärreformen unter Herzog Alessandro entließ die Florentiner Regierung in Zeiten ausgedünnter militärischer Aktivitäten die jeweils speziell eingerichtete Instanz wie die *Dieci di Balia* mitsamt den Kriegskommissaren. Allein die zweite Kanzlei, die mit außenpolitischen Angelegenheiten befasst war, bestand auch in Ruhephasen fort, um die zahlenmäßig reduzierten Kontingente zu verwalteten<sup>70</sup>.

Während die Besoldung an zentraler Stelle – im Florentiner Fall durch die Stadtregierung und die *Camera del Comune* – bewilligt und bereit gestellt wurde, waren es doch Florentiner Kaufmannbankiers, die den Transfer von Mitteln und die konkrete Auszahlung von Sold in Edelmetall vornahmen. Der Schwiegervater von Giovanni de' Medici, Iacopo Salviati, beteiligte sich 1526–1527 im Umfang von mehr als 80'000 *Scudi* über eine Lyoner Tochtergesellschaft an den enormen Bargeldtransfers von der französischen Krone auf Anweisung des päpstlichen Nuntius Roberto Acciaioli an das Heer der päpstlich geführten Liga gegen die südwärts ziehenden kaiserlichen Verbände<sup>71</sup>. Salviati, der eine zentrale Rolle in der Finanzpolitik des Papstes Clemens VII. Medici spielte, dürfte dabei sein gutes Geschäft gemacht haben. Denn die Florentiner Regierung ließ die Versorgung der päpstlichen Kurie, die kaiserliche Kammer oder die französische Krone mit Subsidienzahlungen und Krediten über die toskanischen Bankiers in Lyon abwickeln<sup>72</sup>. Als sich 1524 eine Gruppe von Söldnern an Giovanni de'

<sup>69</sup> John Hale, Renaissance Armies and Political Control. The Venetian Proveditorial System (1509–1529), in: Journal of Italian History 2 (1979), 11–31; Arfaiali, The Black Bands of Giovanni (Anm. 33), 37–75; Lang, Cosimo de' Medici (Anm. 8), 324–327.

<sup>70</sup> Ferretti, L'organizzazione militare (Anm. 29); Mallett, Mercenaries and Their Masters (Anm. 19); Lang, Cosimo de' Medici (Anm. 8).

<sup>71</sup> Archivio Salviati, Scuola Normale Superiore di Pisa, I, 488 (*Libro di entrate e uscite*), c. 141r. Heinrich Lang, Herrscherfinanzen der französischen Krone unter Franz I. aus Sicht italienischer und oberdeutscher Bankiers. Die Rolle der Florentiner Salviati als Financiers der französischen Regierung, in: Das Blut des Staatskörpers. Forschungen und Perspektiven zur Finanzgeschichte der Frühen Neuzeit, hrsg. v. Peter Rauscher/Andrea Serles/Thomas Winkelbauer, München u.a. 2012, 457–508.

<sup>72</sup> Stephens, The Fall (Anm. 25), 184–187: Iacopo Salviati lebte in Rom und fungierte wiederholt als Depositarius des Kirchenstaates. 1524 wies er den Florentiner Francesco del Nero, *Vice-Depositario*, an, die Kredite an Papst Clemens über die

Medici mit der Beschwerde über ausbleibende Soldzahlungen wandte, nutzte der Florentiner *capitano* seine Verbindungen zu Bartolomeo Lanfredini, um sein Kriegsvolk finanziell zu versorgen – Lanfredini war nicht nur Geschäftspartner von Iacopo Salviati, sondern auch eine Führungsfigur der Florentiner Elite<sup>73</sup>. Auf Vermittlung der unmittelbar an den militärischen Dienstleistungen Beteiligten, den Auftraggebern und den *condottieri*, kamen Kaufmannbankiers zum Zuge, die sich in diesem Sinne als Kriegsunternehmer auf den „Gewaltmärkten“ einzuschalten vermochten<sup>74</sup>.

Die große Menge der Söldner bewegte sich in wirtschaftlichen Zusammenhängen und sozialen Positionen, die erhebliche Ähnlichkeit mit anderen Arbeitsmärkten aufwiesen<sup>75</sup>. Streng genommen waren auch einfache Söldner *condottieri* (= Vertragsnehmer), allerdings hierarchisch niedrig gestellt und zumeist als untergeordnete Kräfte von einem Unterkapitän oder Söldnerführer verpflichtet. Bis in das 16. Jahrhundert hinein lässt sich das Auftreten von *condottieri* nachverfolgen, die gerade eine *lancia* (die militärische Basiseinheit aus drei Söldnern – ein schwerer Reiter zu Pferd, ein weiterer Reiter und ein Kriegsknecht zu Fuß) – kommandierten<sup>76</sup>. Insbesondere Spezialisten wie *balestrieri* oder später Arkebusiere und Kanoniere werden in den Bestallungsakten einzeln aufgeführt<sup>77</sup>. Im Falle der *stradioti*, wie die von Demetrio Cantacusino in Gruppenstärke angeheuerten berittenen Männer, dürften für Arbeitsmigration typische Vermittler-Netzwerke die Rekrutierung von nach Italien eingewanderten Reitern aus Albanien, Griechenland und dem Balkangebiet sichergestellt haben. Die *stradioti* zeigten sich insofern einerseits als Arbeitsmigranten, andererseits handelte es sich um Glaubensflüchtlinge, die der zunehmenden Besetzung Südosteuropas durch die Osmantürken auswichen<sup>78</sup>.

---

Lyoner Messen zu beschaffen. Zwischen März und Dezember 1526 trieb Francesco del Nero im Namen der Republik Florenz fl. 260'680 an den Generalschatzmeister des Papstes, den Florentiner Alessandro del Caccia, auf, um damit die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Liga und Kaiser zu finanzieren.

<sup>73</sup> ASFi, MaP VI, 702: Die *compagnia* des Giovanni dalle Bande Nere in Roma, Buse, 24. September 1524; ASFi, MaP VI, 704: Bartolomeo Lanfredini an Giovanni di Giovanni de' Medici in Rom, Florenz, 27. September 1524; vgl. Lang, Das Geschäft mit der Gewalt (Anm. 65).

<sup>74</sup> Vgl. Parrott, The Business of War (Anm. 21), 228–259.

<sup>75</sup> Cafiero, Warfare (Anm. 11), 167–209.

<sup>76</sup> Mallett/Hale, The Military Organization (Anm. 6); Mallett, Mercenaries and Their Masters (Anm. 19); Michael Mallett, I condottieri nelle guerre d'Italia, in: Condottieri e uomini d'arme nell'Italia del Rinascimento. A cura e con un saggio introduttivo di Mario del Treppo, hrsg. v. Mario del Treppo, Napoli 2001, 347–360.

<sup>77</sup> Blasenbrei, Die Sforza (Anm. 16), 221.

<sup>78</sup> Pappas, Stradioti (Anm. 42); Mallett/Hale, The Military Organization (Anm. 6). Söldner als Arbeitsmigranten sowie verschiedene Aspekte der Wande-

Der Blick in die Bestallungsakten der Florentiner Staatskanzlei von 1534/1535 gestattet einige Aussagen zum Verdienst der verpflichteten *cavallieri* und deren Kompanien, so dass das weit gefächerte militärische Profil der *condottieri* erkennbar wird: Demetrio Cantacusino wird dort mit 60 von Ser Bernardino Politi gezählten leichten Reitern notiert sowie einem Gesamtsold von 4'720 Dukaten, der in Vierteljahrschnitten ausgezahlt werden sollte. Der griechische Söldnerkapitän erhielt einen persönlichen Sold von 240 Dukaten, sein *banderaiο* bekam die Hälfte, auf die *cavalli leggeri* entfielen je nach deren *qualità* ebenso viel oder aber weniger, im Schnitt 72 Dukaten in jenem Rechnungsjahr<sup>79</sup>. Ein anderer Söldnerkapitän einer Kavallerie-Kompanie, der römische Hochadlige Valerio Orsini, empfing Soldzahlungen, die zwischen 200 und 360 Dukaten im Vierteljahr schwankten<sup>80</sup>. Zweifelsohne konnte Valerio Orsini auf etablierte Beziehungen zu Florenz bzw. zum Haus Medici rekurrieren<sup>81</sup>, so dass man seinen Vertrag entsprechend zu bezahlen trachtete – wenn er nicht einfach als ein „besserer“ General eingestuft wurde. Die *stradioti* südosteuropäischer Provenienz waren in der hier vorgestellten Phase ein weit verbreitetes Phänomen in Italien, weswegen Nicholas Pappas argumentiert, sie wären besonders kostengünstig zu haben gewesen. Allerdings muss diese Behauptung relativiert werden: Die Reiter Orsinis wurden mit im Schnitt 60 Dukaten für ein Jahr abgespeist<sup>82</sup>.

Während der Jahressold von Demetrio und seiner Kompanie die durchschnittliche positive Bilanz der erwähnten Salviati Handelsgesellschaft in Lyon, die durchaus als potentes Unternehmen der Zeit gelten kann, merklich übertraf<sup>83</sup>, konnte ein hochspezialisierter Handwerker im Lu-

---

rung von Söldnern: *Arnold Esch*, Mit Schweizer Söldnern auf dem Marsch nach Italien. Das Erlebnis der Mailänderkriege 1510–1515 nach bernischen Akten, in: Arnold Esch, Alltag der Entscheidung. Beiträge zur Geschichte der Schweiz an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, Bern/Stuttgart/Wien 1998, S. 249–328; *Jan Lucassen/Leo Lucassen*, Art. „Arbeitsmigration“, in: EdN, Bd. 1, hrsg. v. Friedrich Jaeger, Stuttgart 2005, Sp. 549–557, hier Sp. 549–550; zur Verbindung von Netzwerken mit Arbeitsmigration: *Jan Fuhse*, Ethnizität, Akkulturation und persönliche Netzwerke von italienischen Migranten, Opladen 2008.

<sup>79</sup> ASFi, Signori e collegi, Condotti e stanziamenti, 30, c. 157v; c. 167r; *Konstantinos Sathas*, Mnemeia Hellinikes Historias. Documents inédits à l'histoire de la Grece au Moyen Age, VII, Paris 1885: Documenta feudatarios Graecos, Strathiotas dictos illustria, 1464–1536.

<sup>80</sup> ASFi, Signori e collegi, Condotti e stanziamenti, 30, c. 157v; c. 166v.

<sup>81</sup> Götz-Rüdiger Tewes, Kampf um Florenz. Die Medici im Exil 1494–1512, Köln u.a. 2011, 251–327.

<sup>82</sup> ASFi, Signori e collegi, Condotti e stanziamenti, 30, c. 157v; c. 167 r; *Pappas*, Stradioti (Anm. 42), 3–4.

<sup>83</sup> Lang, Herrscherfinanzen (Anm. 71), 465.

xusgewerbe wie ein Seidenfärber, *tintore*, ein Jahreseinkommen von 350 Florin<sup>84</sup> erzielen und damit den Söldnerkapitän Demetrio überrunden. Ein Seidenweber, dessen Einkünfte sich nach der *qualità* seiner Erzeugnisse richteten, brachte es demgegenüber auf Jahresverdienste zwischen 40 und 170 Florin<sup>85</sup>.

Die Arbeitsmärkte der italienischen Söldnerlandschaft der Renaissance lassen sich durch Segmentierungen charakterisieren, in denen spezialisierte Qualifikationen nach Waffengattungen oder taktischen Erfordernissen Ausschlag über die Indienstnahme gaben und die zugleich als Indikatoren gewachsener Professionalisierung gewertet werden können<sup>86</sup>. Überdies erweisen sich diese segmentierten Arbeitsmärkte im unscharfen Feld gewaltoffener Räume als wenig reglementiert: Vielmehr legten die Akteure an Gewaltmärkten Verhaltensmuster an den Tag, bei denen militärisch-pragmatische Erwägungen für die Dienstherren eine wichtige Rolle spielten sowie die Überwindung von Unwägbarkeiten auf dem Weg zu gefragten Ressourcen durch die Bildung mehrgliedriger Netzwerke erreicht wurde<sup>87</sup>.

#### IV. Fazit

Der Begriff „Gewaltmärkte“ erweist sich in der Debatte über historische Märkte und Söldnerlandschaften als Sonderform von Arbeitsmärkten, deren gehandelte Leistungen stark divergieren. Ebenso wurde das Marktgeschehen der zwischenstaatlichen Meta-Ebene vom Verhalten der unterschiedlichsten Akteuren strukturiert. Wenn auch Gewaltausübung, ihre Verhinderung bzw. Androhung inbegriffen, Gegenstand der Arbeit auf den Söldner-Arbeitsmärkten oder der Dienstleistungen auf den Dienstleistungsmärkten der *capitani* waren, so konfigurierten doch sehr unterschiedliche Bedingungen die jeweiligen Marktsphären. Die Situation der hier skizzierten Marktbedingungen lässt sich mit der Doppel-

---

<sup>84</sup> Der Wert des Florins lag etwas über demjenigen des Dukaten (der sich allerdings zu Beginn des 16. Jahrhunderts als institutionelle Währung eingebürgert hatte): *Francesco Guidi Bruscoli, Papal Banking in Renaissance Rome*. Benvenuto Olivieri und Paul III, 1534–1549, Aldershot 2007.

<sup>85</sup> Roberta Morelli, *La seta fiorentina nel Cinquecento*, Milano 1976; Heinrich Lang, *Seide aus Florenz. Eine Luxusindustrie am Beispiel der der Florentiner Salviati im 16. Jahrhundert*, in: *Luxusgegenstände und Kunstwerke vom Mittelalter bis zur Gegenwart: Produktion – Handel – Formen der Aneignung*, hrsg. v. Mark Häberlein et al., Konstanz (im Druck).

<sup>86</sup> Mallett, *Mercenaries* (Anm. 20); Asch, *Kriegsunternehmer* (Anm. 63); vgl. Parrott, *The Business of War* (Anm. 21), 46–49.

<sup>87</sup> Vgl. Parrott, *The Business of War* (Anm. 21), 46–70.

struktur des Söldnerwesens, die Uwe Tresp den böhmischen Verhältnissen attestiert, vergleichen<sup>88</sup>.

Dies wird besonders deutlich, wenn man die Position der *condottieri* beschreibt, die die italienische Söldnerlandschaft charakterisierte. Der *capitano di gente d'arme* Giovanni de' Medici suchte die Absicherung seines Standes durch militärische Einsätze. Er war in den letzten Lebensjahren von seinem Verwandten, Papst Clemens, verpflichtet und fügte sich formell dem Oberbefehlshaber der päpstlichen Heerscharen, Francesco Maria della Rovere, Herzog von Urbino. Della Rovere folgte damit der Reihe der Grafen und Herzöge des kleinen Fürstentums in Umbrien, die zugleich eine eigene Herrschaft innehatten und sich darüber hinaus als *condottieri* in den Dienst eines der großen italienischen Territorien wie die Seerepublik Venedig, Florenz oder der Ligen stellten. Sie sicherten auf diese Weise ihr strategisches Überleben als dynastische Herren und erwarben sich finanzielle Mittel, durch die sie als Rendite der militärischen Dienstleistungen die sie legitimierenden Kunst-, Literatur- und Architekturaufträge finanzierten. Die Vorgänger Francesco Maria della Roveres wie Federico da Montefeltro zogen immerhin selbst noch zu Felde und beschränkten ihre Rolle nicht auf das formale Oberkommando<sup>89</sup>.

Im Wettbewerb um Dienstherren sowie bei der Organisation ihrer militärischen Dienstleistungen verhielten sich diese Fürsten-Söldnerführer mitunter unternehmerisch, waren aber keine Kriegsunternehmer im strengen Sinn. Vielmehr galt ihr Einsatz den politischen Bedingungen und dem Gewinn symbolischen Kapitals zur Markierung des eigenen dynastischen Anspruches auf ein Fürstentum. Handelsgesellschaften wie diejenige der Florentiner Kaufmann-Bankiers Bartolomeo Lanfredini oder Iacopo Salviati betätigten sich auch als Akteure auf den Arbeits- und Dienstleistungsmärkten, zogen den Großteil ihres Profits aber aus dem Handel mit Luxusgütern zur Versorgung der Höfe wie desjenigen Francesco Maria della Roveres oder dem Feld der Herrscherfinanzen<sup>90</sup>. Eines ihrer Gesichter war das Kriegsunternehmertum.

Die italienische Söldnerlandschaft der Renaissance zeigt sich demnach als komplexer Dienstleistungs- und Arbeitsmarkt, wobei die bedeuten-

<sup>88</sup> Uwe Tresp, Söldner aus Böhmen. Im Dienst deutscher Fürsten: Kriegsgeschäft und Heeresorganisation im 15. Jahrhundert, Paderborn u.a. 2004, 96 ff.

<sup>89</sup> Maria Grazia Pernis/Laurie Schneider Adams, Federico da Montefeltro & Sigismondo Malatesta. The Eagle and the Elephant, (Studies in Italian Culture. Literature in History; 20), New York u.a. 1996.

<sup>90</sup> Richard A. Goldthwaite, The Economy of Renaissance Florence, Cambridge 2008, 230–262.

den, überregional aktiven *condottieri* politische Akteure waren, Söldner aus sehr verschiedenartigen Gruppen rekrutiert wurden und Kaufmann-Bankiers durch ihre Agenten als Beteiligte am militärischen Geschehen auftraten. Die Regierungen der Fürstentümer und Republiken bemühten sich sukzessive, durch institutionalisierte Militärverwaltung die Kontrolle über den Krieg zu gewinnen, der materiell gut genährt sowie von unterschiedlichen Interessen geformt vor sich hin schwelte und damit die Söldnerlandschaft belebte.

# Süddeutschland als Söldnermarkt

Von *Reinhard Baumann*

In einem Revers vom 21. Dezember 1473 – also gut 15 Jahre vor dem Beginn der Landsknechtzeit – bestätigen der Rottmeister Hainrich Krayser von München und 25 Soldknechte dem Trierter Bischof Johann Hinderbach, ihren Sold in vollem Umfang erhalten zu haben. Sie waren für Wach- und Sicherungsdienste im Nons- und Sulztal eingesetzt gewesen<sup>1</sup>.

Diese Soldknechte sind alle Deutsche, stammen alle aus Süddeutschland<sup>2</sup>: 11 kommen aus den baierischen Herzogtümern, zwei von württembergischen Städten am Neckar, einer vom Bodensee, einer aus Franken, einer aus dem Schwäbischen, 6 aus Tirol, einer aus den österreichischen Erblanden, einer aus Salzburg, zwei sind Bergknappen aus Persen (Perigne) im Val Sugana.

Der Soldrevers legt nahe, dass es schon vor der Landsknechtzeit eine Reislauftradition in Süddeutschland gegeben hat. Der Trierter Bischof ließ offensichtlich in und aus diesem Raum gezielt Soldknechte anwerben. Dabei muss die Frage offen bleiben, warum er nicht auf italienische Söldner zurückgriff. Standen damals keine italienischen Knechte im Trentino zur Verfügung oder hatten Knechte aus Süddeutschland tatsächlich einen erheblich höheren Marktwert und gab es somit eine erheblich höhere Nachfrage nach ihnen auf dem Söldnermarkt?

Ist dieser Revers überhaupt aussagekräftig oder ist vielleicht die Zusammensetzung der Rotte Kraysers eher zufällig? Zwei Soldlisten von Wächtern, die 1498 auf den Trentiner Schlössern Reif (Riva) und Thenn (Tenno) im Dienst standen und ein Fähnlein Knechte, das Trient für den

---

<sup>1</sup> Staatsarchiv Trento/Trient, APV, Sezione Tedesca Capsa XXVII ll, Soldrevers vom 21. Dezember 1473.

<sup>2</sup> Unter Süddeutschland sollen hier die Territorien zwischen dem Main im Norden, dem Rhein im Westen, der böhmischen Grenze im Osten verstanden werden, im Süden zählen auch Vorarlberg, Tirol, die österreichischen Erblande und das Hochstift Salzburg dazu, nicht aber die Eidgenossenschaft, da sie gerade im Hinblick auf das Thema einen eigenen Raum bildet.

Venedigerkrieg 1513 aufstellte, vermitteln allerdings ein ähnliches Bild<sup>3</sup>. Nahezu alle Knechte kommen aus dem süddeutschen Raum.

## I. Die Söldnerlandschaft Süddeutschland zwischen 1486 und 1600

Dies sind erste Anzeichen für die Ausprägung einer Söldnerlandschaft Süddeutschland im späten 15. Jahrhundert, die dann im 16. Jahrhundert ihre eigentliche Ausformung erhält und in der zweiten Jahrhunderthälfte ihren quantitativen Höhepunkt erreicht. In den eineinhalb Jahrzehnten vor und denen nach 1500 sind Landsknechthaufen oft ein Gemenge aus aufgebotenen Kriegsknechten und frei geworbenen<sup>4</sup>. Es gab Stellungspflichten von Zünften, Städten und Talschaften. Dabei war es möglich, persönlich Kriegsdienst zu leisten oder einen Ersatzmann zu stellen, also einen „Söldner“. Bei ihnen handelte es sich zumeist um bereits erfahrene Kriegsknechte. Schon am Ende des 15. Jahrhunderts wurde es aber üblich, solche Fähnlein auch mit frei geworbenen Knechten aufzufüllen. Die freie Werbung wurde schließlich die übliche Form.

Im Landshuter Erbfolgekrieg werden Söldner zu Fuß vor allem in Süddeutschland geworben. Beide Kriegsparteien, vor allem aber die Landshuter, hatten auch böhmische Kriegsknechte verpflichtet, doch Muster- und Soldlisten zeigen, dass das neue Fußvolk der Landsknechte begehrt ist. Das hängt mit ihrer erfolgreichen Kampfestaktik zusammen, denn sie waren als Langspießhaufen ohne Abhängigkeit von einer Wagengburg und von sie schützenden Reitern gegen gegnerische Fußknechte und gegen Reiterei einsetzbar. Sie waren aber auch billiger in der Anwerbung und Entlassung, da ohne Zahlungen an das Kriegsgeschäft betreibende Adelige wie in Böhmen verpflichtbar und ohne Schadensersatzansprüche<sup>5</sup>.

<sup>3</sup> Staatsarchiv Trento/Trient, APV, Sezione Tedesca Miscellanea 350 C bis I: 2 Soldlisten von 1498; Communales Archiv Trento/Trient, 1. 11–1. (4035)f. 96–97: Soldliste 1513.

<sup>4</sup> Zu Fußknechten z.B. aus oberschwäbischen Reichsstädten vgl. *Reinhard Baumann*, Das Söldnerwesen im 16. Jahrhundert im bayerischen und süddeutschen Beispiel. Eine gesellschaftsgeschichtliche Untersuchung, München 1978, 50–54; zu Fußknechten aus Tirol vgl. *Martin Paul Schennach*, Ritter, Landsknecht, Aufgebot, Quellen zum Tiroler Kriegswesen, 14.–17. Jahrhundert, Innsbruck 2004, 83–91.

<sup>5</sup> Zum die mitteleuropäische Kriegsführung seit den Hussitenkriegen bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts bestimmenden böhmischen Söldnerturn vgl. *Uwe Tresp*, Söldner in Böhmen. Im Dienst deutscher Fürsten: Kriegsgeschäft und Heeresorganisation im 15. Jahrhundert, Paderborn u.a. 2004, 76–96; *Uwe Tresp*, Die „Quelle der Kriegsmacht“. Böhmen als spätmittelalterlicher Söldnermarkt, in: Rückkehr der Condottieri? Krieg und Militär zwischen staatlichem Monopol und

Ein typisches Fähnlein führte Walter Bach, der nachmals berühmte oberste Hauptmann der Allgäuer Bauern in der Revolution von 1525, für die Münchner Partei. 180 Knechte unterstanden seinem Befehl, doch nur bei 131 ist der Herkunftsor auf der Soldliste angegeben. Diese 131 allerdings kamen nahezu alle aus Süddeutschland, aus Oberschwaben, dabei mehrere Allgäuer, aus den baierischen Herzogtümern, aus Tirol, aus Württemberg<sup>6</sup>.

Diese Zusammensetzung ist charakteristisch für die Fähnlein, die in den nachfolgenden Jahrzehnten in Süddeutschland verpflichtet wurden. Hier konkurrierten im Laufe des Jahrhunderts als Kriegsherren das Reich und Einungen wie der Schwäbische Bund oder die Schmalkaldeiner, England, Spanien und Frankreich.

## II. Gründe für einen Söldnermarkt dieses Ausmaßes

Süddeutschland muss also im 16. Jahrhundert als bedeutender europäischer Söldnermarkt bezeichnet werden. Dass er überhaupt entstehen und sich entwickeln konnte, hat mehrere Gründe:

### 1. Reislauftradition in eidgenössischer Nachbarschaft

Einer, der in der älteren Forschung immer wieder angeführt wird, ist die Nachbarschaft zur Eidgenossenschaft<sup>7</sup>. Der Söldnerwerber Konrad Gaechuff aus dem Thurgau bemühte sich schon 1486 darum, in Schwaben und benachbarten Ländern Landsknechte anzuwerben, die – nach entsprechender Ausrüstung und Ausbildung – besser sein sollten als eidgenössische Reisläufer<sup>8</sup>. Dabei war eine in diesem Raum vorhandene Reislauftradition, die bis weit ins 15. Jahrhundert zurückging, dem Vorhaben förderlich. Söldnerwerbungen sind z.B. in Tirol schon 1431 belegt<sup>9</sup>. Kriegsknechtverbände der späten 1480er Jahre setzten sich auch häufig sowohl aus Eidgenossen als auch aus Schwaben zusammen, wie in

---

Privatisierung: Von der Antike bis zur Gegenwart, hrsg. v. Stig Förster/Christian Jansen/Günther Kronenbitter, Paderborn u.a. 2010, 43–61, hier 50–53.

<sup>6</sup> Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Kurbayern, Äußeres Archiv, Nr. 1967, p. 321 ff.: Soldliste des Fählein unter Walter Bach, Schärding 24. August 1504.

<sup>7</sup> Dazu grundlegend: Günther Franz, Vom Ursprung und Brauchtum der Landsknechte, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung LXI (1953), 79–98, hier auch Hinweise auf weitere ältere Literatur!

<sup>8</sup> Valerius Anshelm, Die Berner-Chronik, hrsg. v. Historischen Verein des Kantons Bern, Bd. 1, Bern 1884, 285. URL: [http://www.digibern.ch/chronik\\_anshelm/buchabschnitte/band\\_1/chronik\\_v\\_anshelm\\_1.pdf](http://www.digibern.ch/chronik_anshelm/buchabschnitte/band_1/chronik_v_anshelm_1.pdf) [Zugriff: 28.10.2013].

<sup>9</sup> Schennach, Ritter (Anm. 4), 17.



*Quelle:* Aus: *Urs Graf*, Die Zeichnungen im Kupferstichkabinett Basel, bearbeitet von Christian Müller, Ausstellungskatalog, Basel 2001, 135 (Zeichnung 050).

Abb. 1: Ein Landsknecht, wie ihn der Schweizer Reisläufer und Künstler Urs Graf 1514 dargestellt hat: in „zerhauenem“ Gewand, mit kleinem Barett, bewaffnet mit Langspieß und Katzbalger.

den Verbänden des Cuoni Loßner von Solothurn in Savoyen oder des Martin Schwarz in den englischen Rosenkriegen<sup>10</sup>.

Damit allein lässt sich allerdings ein Söldnermarkt des geschilderten Ausmaßes nicht schlüssig erklären. Hauptgründe sind vielmehr:

## 2. Das Söldnerpotential

Die „conditio sine qua non“ für einen Söldnermarkt ist in Süddeutschland in vollem Umfang gegeben. Jederzeit war genügend Söldnerpoten-

---

<sup>10</sup> Anshelm, Berner-Chronik (Anm. 8), 283–284.

tial vorhanden, mit dem Anwerber die Haufen bzw. Regimenter füllen konnten. Es gab wohl im ganzen 16. Jahrhundert nur eine Situation, in der nicht genügend Knechte zur Verfügung standen und das war im Februar und März 1525, als mindestens 20'000 Mann in Oberitalien in kaiserlichem oder französischem Sold standen und in Süddeutschland der Markt für die Werber des Schwäbischen Bundes fast leergefegt war<sup>11</sup>. Ansonsten aber hatten die Söldnerunternehmer keine Mühe genügend Knechte zu finden. Vielmehr gab es durchaus Zeiten des Überangebots, so im Baierischen Erbfolgekrieg 1504, bei Frundsbergs Romzug 1526 und bei spanischen Werbungen des Hohenems Obristen Jakob Hannibal für den Afrikafeldzug 1564 und in die Niederlande 1574<sup>12</sup>. Wenn man berücksichtigt, dass 1574 gleichzeitig – bei einer Regimentsstärke von ca. 4000 Mann – noch drei weitere Unternehmer in Süddeutschland für Spanien anwarben, so belegt dies ein auch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts großes Söldnerpotential<sup>13</sup>.

Zu den Männern, die sich als Soldknechte anwerben ließen, kommt eine größere Anzahl von Nichtkämpfern, etwa in der Größenordnung der Kämpfenden. Es sind die Angehörigen des Trosses, über deren soziale Herkunft bisher wenig bekannt ist. Sehr wahrscheinlich stammten sie aus städtischen, vielleicht auch ländlichen Unterschichten, zumeist ohne feste soziale Bindungen. Es muss aber auch in Betracht gezogen werden, dass Ehefrauen ihren Männern in den Krieg folgten und im Tross mitzogen, wohl mehr, als man bisher vermutet hat.

In den Sold- und Musterlisten findet sich nahezu immer eine gewisse Anzahl von Knechten aus ganz entfernten Herkunftsgebieten – von Ofen bis Metz und Antwerpen, von Dresden bis Cilli. Solche Knechte hielten sich offensichtlich ohne Vertrag in Süddeutschland auf, warteten und

<sup>11</sup> Gabriele von Trauchburg, Gefechte und Schlachten – Die Kontrahenten und die Ereignisse, in: Der Bauernkrieg in Oberschwaben, hrsg. v. Elmar L. Kuhn in Verbindung mit Peter Blickle, Tübingen 2000, 175–198, hier 179 ff.

<sup>12</sup> Zum Söldnerpotential im Baierischen Erbfolgekrieg vgl. Reinhard Baumann, Söldnerische Kleinunternehmer im Baierischen Erbfolgekrieg 1504 – eine Studie zur Entwicklung des europäischen Kriegsunternehmertums in der frühen Neuzeit, in: Wissenschaft – Bildung – Politik. Von Bayern nach Europa. Festschrift für Ludwig Hammermayer zum 80. Geburtstag, hrsg. v. Wolf Gruner/Paul Hoser, Hamburg 2008, 19–31, hier 26; beim Romzug vgl. Reinhard Baumann, Georg von Frundsberg. Der Vater der Landsknechte und Feldhauptmann von Tirol. Eine gesellschaftsgeschichtliche Biographie, München 1984 [2. Auflage München 1991], beim Afrikafeldzug und auf dem niederländischen Kriegsschauplatz vgl. Ludwig Welti, Graf Hannibal I. von Hohenems, 1530–1587. Ein Leben im Dienste des katholischen Abendlandes, Innsbruck 1954, 63 ff., 183 ff.

<sup>13</sup> Welti, Hannibal (Anm. 12), 187.



*Quelle: Georg Liebe, Soldat und Waffenhandwerk, Leipzig 1899, 37.*

Abb. 2: Landsknechte, wie sie der aus Nürnberg stammende Frankfurter Künstler Sebald Beham um 1540 dargestellt hat: unterschiedliche Kopfbedeckungen, Ausrüstung, Kleidung, Bewaffnung.

hofften auf die Chance, angeworben zu werden, die hier in der traditionellen Söldnerlandschaft größer war als in der Heimat<sup>14</sup>.

Die Knechte kamen sowohl aus den ländlichen Gebieten als auch aus den Städten. Ein wichtiger Pull-Faktor war, dass es keine Zulassungsschranken zum Werbetisch gab. Man muss also davon ausgehen, dass neben Handwerkern und Bauernsöhnen auch Taglöhner und Bauernknechte Landsknecht wurden – vor allem, da die Städte schon am Ende des 15. Jahrhunderts und dann in größerem Umfang die Söldnerunternehmer Rüstung und Waffen gegen Soldabzug zur Verfügung stellten, Waffen- und Ausrüstungsbesitz also keine Voraussetzung war<sup>15</sup>.

In bäuerlichen Landschaften durften Arbeitskräfteüberschuss und karge Erträge als weitere Push-Faktoren Männer in größerem Ausmaß zum Solddienst bewegt haben, wie z.B. 1504 unter den 500 Knechten des Jacob von Ems fast 50 aus den dünn besiedelten Allgäuer Tälern

<sup>14</sup> Zu vagierenden Knechten aus entfernten Herkunftsgebieten vgl. Baumann, Söldnerwesen (Anm. 4), 56.

<sup>15</sup> Vgl. Reinhard Baumann, Landsknechte. Ihre Geschichte und Kultur vom späten Mittelalter bis zum Dreißigjährigen Krieg, München 1994, 62–71.

Tannheimer Tal und (Kleines) Walsertal<sup>16</sup>. In den Städten waren es von Anfang an Handwerksgesellen und Männer aus den städtischen Unterschichten, die sich durch ihre prekäre wirtschaftliche Lage dem Soldendienst zuwandten. Es gibt Hinweise, dass es oft Gesellen aus krisenanfälligen Zünften waren, vor allem aus Textilberufen. Im Augsburg der 1530er Jahre ließen sich zahlreiche Weber anwerben<sup>17</sup>. Dass dies nicht nur in Augsburg so war, belegt wohl der auf einem Holzschnitt abgebildete Barchentweber „Ulrich von Ulm“, der Söldner geworden ist, weil er auch durch Weben bei Tag und Nacht nicht so viel hätte verdienen können wie als Landsknecht<sup>18</sup>. Auch das ländliche Textilhandwerk in Oberschwaben (Wolle, Leinen, Barchent) kommt bei Produktionschwankungen in Betracht. Schließlich bot ein Landsknechtheer auch Arbeitsplätze für zahlreiche Kleriker. Der Haufe, mit dem Frundsberg im Herbst 1514 nach Friaul zog, bestand aus rund 1500 Mann in acht Fähnlein; dafür wurden 12 Kapläne besoldet<sup>19</sup>.

Immer wieder finden sich auch Belege, dass für Patriziersöhne und junge Adelige der Solddienst attraktiv war. In den ersten Jahrzehnten verpflichteten sie sich nicht nur als Fähnriche, sondern auch im Doppelsold oder sogar nur für 4 Gulden. Während man bei ihnen durchaus Motive wie Abenteuerlust oder Bewährung in der Fremde als Pull-Faktoren ausmachen kann, sind ökonomische Motive die Push-Faktoren für die überwiegende Mehrheit der Söldner: Perspektivlosigkeit als nachgeborene Bauernsöhne oder Tagelöhner, Existenzunsicherheit und Arbeitslosigkeit bei Handwerksgesellen, standesgemäßer Broterwerb bei nachgeborenen Adelssöhnen<sup>20</sup>.

Der wesentliche Pull-Faktor bis weit in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts hinein war der Monatssold eines Fußknechts von vier rheinischen Gulden. Er bedeutete eine gute Bezahlung, stellte ihn über den Handwerksgesellen und bewirkte auf jeden Fall eine finanzielle Besser-

<sup>16</sup> Stadtarchiv Augsburg, Lit 1504: Bestallung der unter Jacob von Ems dienen den Soldknechte, Soldbuch Nr. 7, fol. 68–85.

<sup>17</sup> UB Heidelberg, Cod. Pal. germ. 304, fol. 108–109, 114–115.

<sup>18</sup> Max Geisberg, The German Single-Leave Woodcut 1500–1550, überarbeitet und ediert von Walter L. Strauss, 4 Bde., New York 1974, Bd. 4, 1316; vgl. auch Matthias Rogg, Landsknechte und Reisläufer: Bilder von Soldaten. Ein Stand in der Kunst des 16. Jahrhunderts, Paderborn u.a. 2002, 263.

<sup>19</sup> Reinhard Baumann, Befehlsleut und gemeine Knecht – Entstehung und Aufbau von Führungs- und Organisationsstrukturen im Landsknechtheer des 16. Jahrhunderts, in: Kommunikation und Region, hrsg. v. Carl Albin Hoffmann/Rolf Kießling, Konstanz 2001, 359–380, hier 369–370.

<sup>20</sup> Baumann, Landsknechte (Anm. 15), 65–69.

stellung<sup>21</sup>. Inwieweit Hoffnung auf Beute und auf eine ja durchaus mögliche kleine oder große Karriere im Heer ihren Teil dazu beitrugen, sich anwerben zu lassen, kann allgemein nicht festgestellt und höchstens in Einzelfällen erschlossen werden.

### *3. Erfolgreiche Söldnerunternehmer und ihre Kader*

Süddeutschland wies aber auch das zweite wesentliche Merkmal eines funktionierenden Söldnermarkts auf: fähige und erfolgreiche Söldnerunternehmer! Zunächst, im späten 15. Jahrhundert scheint es geradezu so, als ob hier die Anfänge dieses Unternehmertums lägen: der Sundgauer Friedrich Kappler, der Augsburger Martin Schwarz, der Trierer Jörg von Ebenstein gehören zur ersten Generation. Im Baierischen Erbfolgekrieg sind dann größere Unternehmer tätig wie Jacob von Ems, mittlere wie Walter Bach und Conrad Hablützel und Kleinunternehmer wie Veit Satller und Hans Jud von Weingarten. Sie warben zuerst Knechte an und führten sie auf den Kriegsschauplatz, bevor sie Hauptmann und Anführer wurden. Neben ihnen gibt es aber auch Kleinstunternehmer, die oft nur Gruppen mit wenigen Knechten verpflichtet hatten, dann aber in untergeordneten Funktionen in den neu gebildeten Fähnlein mitzogen<sup>22</sup>. Etwa seit 1510 agieren dann die „full fledged military enterprisers“ (Fritz Redlich) in Süddeutschland<sup>23</sup>: Es handelt sich um jenen Typ des deutschen *condottiere*, der einerseits durch Lehensbindungen abhängig von Habsburg bzw. vom Kaiser war, andererseits erhebliche Qualitäten als Unternehmer und Anführer aufwies<sup>24</sup>. Die Lehensbindungen sorgten für bevorzugte Auftragsvergabe, die persönlichen Qualitäten für Erfolg bei der Aufstellung und Führung von Söldnerkontingenten. Georg von Frundsberg, Merk Sittich von Ems und – wenn auch nur für wenige Jahre – Franz von Sickingen sind hier vor allem zu nennen, dann, aus der „Schule“ des ersten hervorgehend, Sebastian Schertlin von Burtenbach

---

<sup>21</sup> Peter Burschel, Söldner im Nordwestdeutschland des 16. und 17. Jahrhunderts. Sozialgeschichtliche Studien, Göttingen 1994, 165–206; Baumann, Landsknechte (Anm. 15), 86–91.

<sup>22</sup> Zu den Kleinunternehmern des Baierischen Erbfolgekriegs vgl. Baumann, Söldnerwesen (Anm. 4), 58–60; Baumann, Kleinunternehmer (Anm. 12), 20–26.

<sup>23</sup> Fritz Redlich, The German Military Enterpriser and his Work Force. A Study in European Economic and Social History, 2 Bde., Wiesbaden 1964–1965. Neuerdings und grundlegend: David Parrott, The Business of War. Military Enterprise and Military Revolution in Early Modern Europe, Cambridge 2012, 27–100.

<sup>24</sup> Reinhard Baumann, Die deutschen Condottieri. Kriegsunternehmertum zwischen eigenständigem Handeln und „staatlicher Bindung“ im 16. Jahrhundert, in: Förster/Jansen/Kronenbitter, Rückkehr (Anm. 5), 111–125, hier 111–113.

und Konrad von Bemelberg. Frundsberg und Ems machten das Kriegsgeschäft zum Familienunternehmen. Über drei Generationen waren Adelige aus diesen Häusern führend im süddeutschen Söldnerunternehmertum, ganz besonders dabei die Ems von der Hohenems mit ihrer beispiellosen Karriere als Papstnepoten und Reichsgrafen, die für eine bevorzugte Stellung als Söldnerunternehmer der spanischen Krone sorgte.

Zu den Anführerqualitäten kam das Organisationstalent. Dazu gehörte der Auf- und Ausbau eines Befehlsleute- und Werbekaders, auf den sie jederzeit zurückgreifen konnten. Während Georg von Frundsberg als reichsunmittelbarer schwäbischer Herrschaftsträger und gleichzeitig Tiroler landsässiger Adeliger und Mitglied der Innsbrucker Regentschaft seine Haupt- und Befehlsleute aus dem Adel und Bürgertum sowohl Oberschwabens als auch Tirols nahm, bauten die Hohenemser vor allem auf Adelige und Bürgerliche in Vorarlberger Herrschaften, daneben auch aus Bodenseestädten und aus Oberschwaben<sup>25</sup>.

#### *4. Süddeutsche Handelshäuser und Bankiers als potente Geldgeber*

Weder die Frundsberg noch die Hohenems waren in der Lage, ihre Regimenter allein mit eigenen Geldmitteln zu finanzieren. In beiden Fällen waren die Erträge aus ihren Grund- bzw. Gerichtsherrschaften viel zu gering, das Geld von der Innsbrucker Raitkammer und später von der spanischen Krone kam zögerlich, in Teilbeträgen und meist zu spät. Für die Werbe-, Muster- und Abzugsfinanzierung brauchten sie Geldmittel von Handelshäusern und Bankiers. Augsburger, Memminger und Trienter Kaufleute waren die Kreditgeber Georgs von Frundsberg, auch Jakob Hannibal von Hohenems brauchte die Unterstützung Augsburger Finanziers, vor allem der Fugger<sup>26</sup>.

#### *5. Leistungsfähige Zulieferer: Waffen und Rüstungen, Ausrüstung und Lebensmittel*

Besonders seit der Jahrhundertmitte kamen zu den bisher üblichen Anfangsfinanzierungskosten die Beschaffungskosten für Waffen und Rüs-

<sup>25</sup> Zum Kader Frundsbergs vgl. Baumann, Landsknechte (Anm. 15), 261–262; Baumann, Befehlsleut (Anm. 19), 378; zum Kader der Hohenemser vgl. Ludwig Welti, Merk Sittich und Wolf Dietrich von Ems. Die Wegbereiter zum Aufstieg des Hauses Hohenems, Dornbirn 1952, 32; Welti, Hannibal (Anm. 12), 186–187.

<sup>26</sup> Zu Frundsbergs Kreditgebern vgl. Baumann, Frundsberg (Anm. 12), 259–260; zu denen Jakob Hannibals von Hohenems vgl. Welti, Hannibal (Anm. 12), 185.

tungen und die Lebensmittelversorgung auf dem Musterplatz hinzu. Diese Entwicklung erhöhte den Geldbedarf für Anwerbung und Musterung in erheblichem Maße. Jakob Hannibal I. von Hohenems ließ 1574 für sein Regiment (4500 Mann) die Hälfte an Rüstungen (2250) fertigen und kaufen, dazu 1200 Hakenbüchsen. Drei (später im Hauptmannsrang eingesetzte) Männer aus seinem Kader verhandelten mit dem Augsburger Plattner Anton Peffenhauser über die Preise und hatten den Auftrag sie kräftig zu drücken. Peffenhauser fungierte als Verbindungsman zu Handwerkern und Unternehmern in Schwaben und Franken. Produziert wurde schließlich in Augsburg, Nürnberg, Nördlingen, Ulm und Lauingen – letztendlich summierten sich die Kosten dann aber auf 20'305 Gulden<sup>27</sup>.

Oberschwaben und Franken waren hier die Gewerbelandschaften, die die Aufstellung eines Regiments erst ermöglichten. Welches Produktionspotential vorhanden war, zeigt sich auch daran, dass gleichzeitig in Süddeutschland neben dem Hohenemser auch der Frundsbergenkel Georg II. und die Obristen Nikolaus von Bollweil und Philipp von Eberstein Regimenter für den niederländischen Kriegsschauplatz anwarben und einen Markt für Waffen, Rüstungen und Heeresgüter brauchten<sup>28</sup>.

War diese Gewerbelandschaft nicht vorhanden, entstanden kaum zu bewältigende Probleme. Das zeigte sich 1566 im Trentino, als dort Regimenter für Spanien durch die Obristen Paris Graf Lodron und Giovanni Battista Graf Arco aufgestellt wurden: Es war fast unmöglich, genügend Waffen und Ausrüstung für die Knechte zu besorgen, denn eine städtische Gewerbelandschaft, die eine solche Produktion hätte leisten können, fehlte. Lange Transportwege verzögerten die Musterung, nur durch die Hilfe des Marx Fugger wurde ein Scheitern verhindert<sup>29</sup>. Als Jakob Hannibal von Hohenems 1564 sein Regiment für den Afrikafeldzug in der vorarlbergischen Herrschaft Feldkirch musterte, war hingegen nicht die Ausrüstungsversorgung das Problem, sondern die mit Proviant<sup>30</sup>.

Eine weitere notwendige Organisationsleistung, über die wir aber bisher zu wenig wissen, ist die Bereitstellung des Trosses, denn das Versorgungsproblem auf den Musterplätzen ergab sich ja nur während der Regimentsaufstellung. Mit dem Abzug spätestens wurde die Versorgung in private Hände gelegt, nun waren die Marketender gefordert. Ob der Tross angeworben wurde wie die Soldknechte, ob dafür ebenfalls Befehlsleute aus dem Kader des Söldnerunternehmers zuständig waren oder wie sonst

<sup>27</sup> Vgl. Welti, Hannibal (Anm. 12), 183–185.

<sup>28</sup> Vgl. Welti, Hannibal (Anm. 12), 187.

<sup>29</sup> Vgl. Friedrich Edelmayer, Söldner und Pensionäre. Das Netzwerk Philipps II. im Heiligen Römischen Reich, München/Wien 2002, 237, 239.

<sup>30</sup> Vgl. Welti, Hannibal (Anm. 12), 63–65.



Quelle: Staatsbibliothek München, cgm 3663, fol. 61 r.

Abb. 3: Das einzige bekannte Reiterbild des Söldnerunternehmers und Landsknechtobristen Georg von Frundsberg. Holzschnitt des Künstlers Hans Döring von ca. 1545 für das Kriegsmemorial Conrad von Bemelbergs (cgm 3663).

die Trosser informiert wurden, ist bisher nicht bekannt. Bei der Musterrung jedenfalls wurden die Trossangehörigen auf einen Teil des Artikelsbriefs vereidigt, d.h., spätestens zu diesem Zeitpunkt musste auch der Tross auf dem Musterplatz versammelt sein<sup>31</sup>. Ohnehin konnte das Regiment ohne Tross nicht losziehen.

Die Städte- und Gewerbelandschaft Süddeutschlands hielt offensichtlich stets genügend Menschen bereit, die einem gerade angeworbenen und aufgestellten Regiment als Trosser folgten.

<sup>31</sup> Zur Vereidigung des Trosses vgl. *Burschel*, Söldner (Anm. 21), 235; *Baumann*, Landsknechte (Anm. 15), 150.

## *6. Die politische Struktur Süddeutschlands: der Flickenteppich im Süden des Reiches*

Wohl schon von den Anfängen der Landsknechtzeit an, aber vor allem in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erwies sich die politische Struktur Süddeutschlands als für den Söldnermarkt günstig und förderlich. Die Kleinräumigkeit der süddeutschen Staatenwelt kam der Anwerbung gelegen. Außer den einigermaßen großflächigen Territorien der Herzogtümer Bayern, Württemberg und Tirol war der Raum im Süden des Reiches der „Fleckerl-, Fleckles- oder Flickenteppich“ aus Hochstiften und Reichsabteien, aus Reichsstädten und mittleren bis winzigen Adelsherrschaften (von der Grafschaft bis zum reichsritterlichen Besitztum). Inwieweit Söldnerwerber in jedem Fall die Zustimmung der Territorialherrschaft zur Anwerbung eingeholt hatten, ist nicht bekannt. Manchmal kamen sich Werber in die Quere, auch solche, die im selben Gebiet für unterschiedliche Kriegsherrn tätig waren<sup>32</sup>. Nicht einmal bei großen Territorien wie z.B. dem baierischen Herzogtum funktionierten Reislaufverbote. Umso mehr konnten gerade die kleinen Hoheitsträger das Reislaufen ihrer männlichen Bevölkerung bei einer Werbekampagne nicht verhindern<sup>33</sup>.

Söldnerlandschaft war aber der Flickenteppich Süddeutschland auch dadurch, dass die Kleinräumigkeit der Territorien hier das Überleben, ja sogar die Entfaltung und Stabilisierung von Gartknechtgemeinschaften, sogenannten Vergaderungen, ermöglichte und begünstigte. Das gilt auch für einzelne Gartknechte und kleine Gruppen. Viel eher und länger als in großen Territorien konnten sie sich hier dem Zugriff von streifenden Reiterabteilungen durch Wechsel über Grenzen entziehen<sup>34</sup>.

## *7. Günstige geographische Lage, Deutschtum und Konfession*

Dass Süddeutschland das ganze 16. Jahrhundert als Söldnermarkt gefragt war, hängt auch mit der günstigen Lage zu den meisten europäischen Kriegsschauplätzen zusammen: Von hier aus konnte man Regimenter verhältnismäßig rasch nach Italien, Frankreich oder an die Türken-

<sup>32</sup> Zu einem spektakulären Fall von Werberkonkurrenz im Bodenseegebiet vgl. Baumann, Landsknechte (Anm. 15), 57.

<sup>33</sup> Zur Wirksamkeit der Reislaufverbote vgl. Baumann, Söldnerwesen (Anm. 4), 73–84.

<sup>34</sup> Zum gesellschaftlichen Problem der Gartknechte vgl. Burschel, Söldner (Anm. 21), 273–317; Baumann, Landsknechte (Anm. 15), 131–145. Neuerdings: Reinhard Baumann, Feldzugs- und Gartmigration von Kriegsleuten im 16. Jahrhundert, in: Mobilität und Migration in der Region, hrsg. von Reinhard Baumann/Rolf Kießling, Konstanz 2013, 65–84.



Quelle: Albrecht Altdorfer, Zeichnungen, Deckfarbenmalerei, Druckgraphik, Ausstellungskatalog, Berlin 1988, 192 (Graphik 91b4).

Abb. 4: Tross eines Landsknechtheeres, wie ihn Albrecht Altdorfer im „Triumphzug für Kaiser Maximilian“ dargestellt hat (um 1515).

grenze bringen. „Hochdeutsches“ oder „oberdeutsches“ Kriegsvolk war gefragt, vor allem in Spanien. Philipp II. wollte ausdrücklich deutsche Knechte<sup>35</sup>. Ob dieser Wunsch auch tatsächlich in vollem Umfang erfüllt wurde, lässt sich nur schwer nachprüfen. Zum mindesten in den Regimentern der Obristen aus den Adelsfamilien Lodron, Madruzzo und Arco befanden sich auch italienische und ladinische Knechte<sup>36</sup>. Überhaupt waren ja nichtdeutsche Knechte (vor allem italienische, wendische, böhmische) die

<sup>35</sup> Vgl. Edelmayer, Netzwerk (Anm. 29), 244, 261.

<sup>36</sup> Vgl. Edelmayer, Netzwerk (Anm. 29), 261.

ganze Ländsknechtzeit immer wieder einmal in den Fähnlein zu finden, aber nie als Mehrheit und nie als ernsthafte Konkurrenz für die deutschen Knechte<sup>37</sup>.

Philip II. wollte seine Kriege aber nicht nur mit deutschen, sondern vor allem mit katholischen Knechten führen<sup>38</sup>. Und die waren nach seinen Informationen im katholischen Süddeutschland wesentlich eher anwerbbar als in anderen deutschen Landschaften. Ein rein katholisches Süddeutschland gab es in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts natürlich nicht. Franken mit seinen evangelischen Reichsstädten und Adelsherrschaften musste man für die Anwerbung ausklammern, ebenso Württemberg und einige evangelische Enklaven in Oberschwaben. Aber in den vorderösterreichischen Landen, dem klösterlichen Oberschwaben und den meisten seiner Adelsherrschaften, dem bayerischen Herzogtum, Vorarlberg und Tirol als den katholischen Territorien im Süden des Reiches schienen katholische Knechte in genügender Anzahl vorhanden. Den anderen österreichischen Erblanden misstraute man in Spanien hingegen und hielt Soldknechte von dort für religiös unzuverlässig<sup>39</sup>.

Dass dies eine sehr eindimensionale Sicht der konfessionellen Verhältnisse war, ist eine andere Sache. Von Werbern im Auftrag spanischer Söldnerunternehmer ließen sich ja nicht nur Einheimische vor Ort anwerben, sondern auch Knechte auf der Gart aus nahen und fernen deutschen Territorien, die nicht unbedingt katholisch waren. Außerdem gab es gerade im bevorzugten Werbegebiet Tirol, aber auch in anderen süddeutschen Gebieten, Kryptoreformationsanhänger in großer Zahl.

Die Söldnerunternehmer bzw. die Obristen spanischer Regimenter, die in Süddeutschland angeworben worden waren, wussten um dieses Problem. Sie rechneten mit einer gewissen Anzahl von Lutheranern in ihren Regimentern. Deshalb wurden Eidesformeln geändert, um sie auch für Protestanten akzeptabel zu machen. In mehreren dem spanischen König in den Niederlanden dienenden Regimentern hielten altgläubige und reformierte Feldkapläne Gottesdienste ab<sup>40</sup>.

Diese Belege zeigen, dass für die spanische Krone keineswegs rein katholische Regimenter kämpften, wie das Philipp II. wünschte. Vielmehr strebten in Süddeutschland katholische und protestantische Soldknechte den spanischen Werbetischen zu. Andererseits waren die Warnungen pro-

<sup>37</sup> Zu nichtdeutschen Knechten in Ländsknechtfähnlein vgl. *Baumann*, Befehlsleut (Anm. 19), 364–365; *Baumann*, Ländsknechte (Anm. 15), 71.

<sup>38</sup> *Edelmayer*, Netzwerk (Anm. 29), 244, 254 (Anm. 117).

<sup>39</sup> Vgl. *Edelmayer*, Netzwerk (Anm. 29), 254 (Anm. 117).

<sup>40</sup> Zu den Problemen von Söldnerregimentern mit Knechten verschiedener Konfession vgl. *Welti*, Hannibal (Anm. 12), 204; *Baumann*, Ländsknechte (Anm. 15), 195.

testantischer Reichsstände an ihre Untertanen, nicht in spanischen Dienst zu treten, weil sie dort gegen Protestanten eingesetzt würden, wenig erfolgreich<sup>41</sup>.

Auf jeden Fall – ob nun katholische oder protestantische Landsknechte verpflichtet wurden – war der Söldnerbedarf Spaniens in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beträchtlich. Allein im Jahr 1572 kämpften mindestens 20'000 deutsche Knechte für Spanien, die vor allem in Süddeutschland geworben worden waren<sup>42</sup>.

### III. Der süddeutsche Landsknecht als Söldnertyp

Im Laufe des 16. Jahrhunderts hatte sich in der Söldnerlandschaft Süddeutschland offensichtlich ein besonderer Söldnertyp herausgebildet, den Kriegsherren aus dem Reich, aber auch aus anderen europäischen Staaten begehrten und deshalb anwarben. Verschiedene Faktoren trugen zur Ausformung des süddeutschen Landsknechts bei:

1. Zum einen war es das Beispiel aus der Nachbarschaft: Die eidgenössischen Söldner waren Lehrmeister und sehr bald schon gefürchtete Rivalen. Bei allen Unterschieden zu den Schweizern war doch in wichtigen Zügen das Schweizer Vorbild wirksam: Ausrüstung und Handhabung der Waffen, aber auch Rechtseigenständigkeit und vordemokratische Formen entstanden zu wesentlichen Teilen nach Schweizer Art<sup>43</sup>. Demgegenüber weisen Landsknechte auch eigenständige Gewohnheiten und Kennzeichen auf: Z.B. bevorzugten sie in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts den Katzbälzer, das kurze Landsknechteschwert, mit dem sich die Schweizer Reisläufer kaum anfreunden konnten. Landsknechte trugen gerne leinene oder lederne Kappen, die sie oft mit dem Barett zusammen aufsetzten, eine Kopfbedeckung, die bei den Schweizern selten vorkam. Sie bildeten Unterschiede in der Langspießtaktik heraus und im Trommelschlag, unter dem sie in die Schlacht zogen: ihrer war härter und aggressiver, der der Schweizer etwas gemächerlicher<sup>44</sup>.

2. Im Landsknechtwesen Süddeutschlands lebten aber auch süddeutsche Traditionen fort, so das Kriegswesen und die -organisation oberdeutscher Reichsstädte, z.B. die Weiterentwicklung von städtischen Feld-

<sup>41</sup> Vgl. *Edelmayer*, Netzwerk (Anm. 29), 226.

<sup>42</sup> Vgl. *Edelmayer*, Netzwerk (Anm. 29), 250.

<sup>43</sup> Vgl. *Peter Mertens*, Schweizerische Reisläufer – deutsche Landsknechte: eine mörderische Rivalität, in: Schweizer in „Fremden Diensten“ Verherrlicht und verurteilt, hrsg. v. Hans Rudolf Fuhrer/Robert-Peter Eyer, 2. Auflage, Zürich 2006, 69–86, hier 71.

<sup>44</sup> Vgl. *Mertens*, Reisläufer (Anm. 43), 72 ff.

ordnungen zum landsknechtischen Artikelsbrief. Solche Traditionen haben neben der Einflussnahme Maximilians I. auf die Entwicklung des Landsknechtwesens im Süden des Reiches erhebliche Bedeutung<sup>45</sup>.

3. Besonders in Landsknechtliedern süddeutscher Herkunft ist vielfach eine starke Identifikation der einzelnen Knechte mit dem Landsknechtwesen festzustellen: Dazu gehört das Bewusstsein, zu einem Orden frommer Kriegsleute zu gehören. Sie tragen ein Heldenselbstbild durch große Siege mit sich, sie wissen um ihr eigenes Recht und sind stolz darauf<sup>46</sup>, sie grenzen sich zu den ehemaligen Schweizer Lehrmeistern ab, sie verstehen sich als arme Kriegsleute in arbeitsloser Gartzeit<sup>47</sup>. Dies ist aber keineswegs als „nationales“ Landsknechtum zu verstehen: Solche Identifikation gilt sowohl für Knechte im Sold des Reiches als auch für die im Sold Frankreichs.

4. Auch der gemeine Mann in der Revolution von 1525 orientierte sich am Landsknecht. Bewaffnung, Organisation und Ämterhierarchie in den Bauernhaufen, Mitspracheformen und Kriegsbrauchtum, gerade in Süddeutschland, sind dem Landsknechtwesen entlehnt<sup>48</sup>.

5. Der Typ des süddeutschen Landsknechts wurde aber auch geprägt durch süddeutsche Söldnerunternehmer. Einige von ihnen waren charismatische Anführer (z.B. Georg von Frundsberg, Burkhard von Ems). Mit ihnen identifizierten sich die Knechte in besonderem Maße. Dass süddeutsche Söldnerunternehmer geradezu flächendeckend in Süddeutsch-

<sup>45</sup> Die herausragende Bedeutung Maximilians I. für die Entwicklung des Landsknechtwesens betont Hermann Wiesflecker sehr akzentuiert, ohne die Rolle der oberdeutschen Städte zu sehen. Vgl. *Hermann Wiesflecker, Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit*, Bd.V: Der Kaiser und seine Umwelt. Hof, Staat, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur, München 1986, 545–554, 550, 553. Maximilians I. Bedeutung eingeschränkt durch Traditionen des Fußvolks oberdeutscher Städte bei *Baumann, Landsknechte* (Anm. 15), 36–37, 80–81.

<sup>46</sup> Zum Landsknechtrecht noch immer grundlegend: *Hans-Michael Möller, Das Regiment der Landsknechte. Untersuchungen zu Verfassung, Recht und Selbstverständnis in deutschen Söldnerheeren des 16. Jahrhunderts*, Wiesbaden 1976, 183–259.

<sup>47</sup> Zum landsknechtischen Selbstverständnis vgl. *Reinhard Baumann, Gott und Frundsberg zur Ehr – der Tiroler Landsknecht Oswald Fragenstainer und sein Preisgedicht auf den Vater der Landsknechte*, in: *Jahresbericht des Maristenkollegs 2008/09*, Mindelheim 2009, 205–218, hier 213–216. Vgl. auch *Baumann, Landsknechte* (Anm. 15), 109–165: Kapitel V „Gewerkschaft und Orden“ und Kapitel VI „Das Leben ohne Soldvertrag – die Gartzeit“.

<sup>48</sup> *Trauchburg, Gefechte* (Anm. 11), 183; zur Organisation der Bauernhaufen vgl. *Siegfried Hoyer, Das Militärwesen im deutschen Bauernkrieg, 1524–1526*, Berlin 1975, 91ff.

land immer wieder anwarben, trug erheblich zur Traditionsbildung des süddeutschen Landsknechts bei – in Weilern, Dörfern und Städten war man die Werber gewohnt und immer wieder ließen sich Männer (Erfahrene und Neulinge) für die Heere dieser Unternehmer mustern<sup>49</sup>.

6. Von den Anfängen des Landsknechtwesens an gab es auch *niederdeutsche Landsknechte*. Man sprach von *hochdeutschem* oder *oberdeutschem* Fußvolk einerseits, niederdeutschem Fußvolk andererseits. Wiewohl beide in ihrem Selbstverständnis und im Fremdverständnis *Landsknechte* waren, gab es Unterschiede. Allein schon geographisch erklärbar sind die identitätsprägende Rivalität süddeutscher Knechte mit den Schweizer Reisläufern und der ebenfalls identitätsstiftende Schweizerhass. Während niederdeutsche Knechte, zu großen Teilen in niederdeutschen Territorien geworben, vor allem im Norden, Westen und Osten des Reiches eingesetzt wurden und somit der eidgenössische Rivale und Feind für sie im Großen und Ganzen ohne Bedeutung blieb<sup>50</sup>, war er reale Erfahrung für die süddeutschen Knechte. Die Erlebnisse in den Venezianerkriegen und in den Kriegen des Reichs gegen Frankreich in Italien, vor allem dabei die drei Schlachten (Marignano, Bicocca, Pavia), die den Schweizer Ruf der Unbesiegbarkeit beendeten, trugen zu diesem Selbstbild bei und ließen eine regionale Identität entstehen<sup>51</sup>, die den süddeutschen Knecht ausmachte.

#### IV. Ausblick

Die Werbung von Kriegsknechten in Süddeutschland setzt sich auch während des Dreißigjährigen Krieges fort. Bevorzugter und herausragender Söldnermarkt war es aber nicht mehr. Vermutlich hatte auch die Nachbarschaft zur Eidgenossenschaft ihre Bedeutung verloren. An die Stelle des „hochdeutschen Landsknechts“ war inzwischen der Kriegsknecht ganz allgemein getreten – und der wurde in anderen deutschen Landen ebenso geworben wie in Süddeutschland. Als Aufenthaltsort in der Gartzeit allerdings blieb Süddeutschland wegen seiner Kleinräumigkeit auch im 17. Jahrhundert bei den arbeitslosen Knechten beliebt.

---

<sup>49</sup> Vgl. dazu auch Parrott, Business (Anm. 23), 54–70.

<sup>50</sup> Peter Burschel hat zuletzt wieder darauf hingewiesen, dass Schweizer Söldnerverbände auch in Mittel- und Nordwestdeutschland (z.B. in Kursachsen) verpflichtet wurden, doch war die „Schweizererfahrung“ süddeutscher Landsknechte in Kriegen gegen Frankreich, aber auch in französischen Diensten, oder im Einsatz gegen italienische Heere (z.B. Schweizer in päpstlichen Diensten) viel unmittelbarer und intensiver. Vgl. Burschel, Söldner (Anm. 21), 152.

<sup>51</sup> Mertens, Reisläufer (Anm. 43), 84.



# **Erfolgreiche Söldnerlandschaft Eidgenossenschaft? Die Innenperspektive um 1476**

Von *Michael Jucker*

Wenn die historische Forschung das Thema Söldner bzw. Söldnerlandschaften aufnimmt, landet sie, ob militärhistorisch, wirtschaftshistorisch oder kulturhistorisch recht schnell und häufig bei den eidgenössischen Söldnern. Diese seien gefürchtet, besonders kampfbereit, mutig und vielfach einsetzbar gewesen. Der eidgenössische Gewalthaufen eroberte gewissermassen Europa qua Kampffähigkeit und war ein gefragtes Produkt. Gerade die erfolgreich geführten Burgunderkriege hätten den europäischen Fürsten vor Augen geführt, dass mit der leichten Infanterie und den zu Tausenden verfügbaren Eidgenossen Kriege gegen Ritterheere zu gewinnen seien. Die umliegenden Fürsten schlossen Pensionenverträge mit den eidgenössischen Orten und erhielten dafür Tausende von Söldnern, nicht ganz billige aber dafür scheinbar sehr zuverlässige.

Dieser Beitrag versucht die Zeit der Burgunderkriege und ihre Folgen nochmals vor dem Hintergrund des „innenpolitischen“ Umgangs mit der Sold- und Söldnerproblematik zu betrachten. Er stellt ein Versuch dar, Ereignisse zwischen den Burgunderkriegen 1476 und dem Stanser Verkommnis 1481 nochmals aufzurollen, einzelne Phänomene in Bezug zu bringen, die auf den ersten Blick vielleicht nicht zusammen gehören und die Söldnerökonomie aus der Innenperspektive als ein Problem der Ressourcenverteilung zu deuten. Die These dabei ist, dass innenpolitische Spannungen und ungerechte Ressourcenverteilung ein Hauptgrund für Regelbedarf waren und erst mit dem Stanserverkommnis der Grundstein für eine erfolgreiche „Exportnation“ Eidgenossenschaft gelegt werden konnte.

Der vorliegende Beitrag will dies anhand der Ressource Beute angehen und aufzeigen, dass Beute für den Solddienst einerseits immer ein fiktives Lockmittel und grosses Versprechen war, in der Kriegsökonomie der Söldner aber andererseits selten eine so zentrale ökonomische Rolle als Ergänzung zum Sold spielte, wie häufig in der älteren militärhistorischen Forschung angenommen wurde. Die ältere Forschung hat den Eidgenossen zudem eine ausgeprägte Beutegier attestiert, auch diese Annahme muss hinterfragt werden. Der Umgang der Eidgenossen mit der Beute zeigt jedoch gerade im Ausklang der Burgunderkriege nach 1476, dass die unge-

löste Frage der Beuteteilung und der unterschiedliche Umgang mit der wertvollen Burgunderbeute eben keine Erfolgsgeschichte war und insbesondere einfachere Fusssoldaten und Söldner dabei das Nachsehen hatten.

Der Beitrag versucht die Söldnerlandschaft Eidgenossenschaft aus der Innenperspektive zu betrachten und zu fragen, wann und ob diese tatsächlich zu einer erfolgreichen Exportlandschaft werden konnte.

## I. Blühende Beutelandschaften als Versprechen

Eine gängige Forschungsmeinung zum Zusammenhang von Söldneramt und Krieg in der Vormoderne besagt, dass Söldner und Soldaten aus Armutsgründen in den Krieg zogen und vornehmlich deshalb auf Beutegüte gingen. Arnold Esch hat dies beispielsweise in einem Aufsatz über eidgenössische Reisläufer auf dem Weg nach Italien sehr bildhaft dargestellt<sup>1</sup>. Auch in den klassischen Lehrbüchern der Militärgeschichte kann man diese Position nachlesen, bei Contamine oder auch bei Delbrück<sup>2</sup>. Schon Machiavelli meinte, die Söldner, welche aus Armut in den Krieg zögen oder zu wenig Sold erhielten und deshalb plündern und marodieren, würden zum Problem für die Heeresführer und die Disziplin werden<sup>3</sup>. Erst mit den stehenden, gut bezahlten Heeren habe sich dieses Problem gelöst. Diese Sichtweise löst ein gewisses Unbehagen aus, denn sie besagt implizit: Nur niedere Ränge plündern aus ökonomisch Gründen und spezifisch in der Vormoderne wurde geplündert, weil in der Vormoderne die zu tiefe Besoldung ein Problem war und die vormodernen Menschen per se gewalttätiger und archaischer gewesen sein sollen. Beides ist

<sup>1</sup> Arnold Esch, Mit Schweizer Söldnern auf dem Marsch nach Italien. Das Erlebnis der Mailänderkriege 1510–1515, in: Arnold Esch, Alltag der Entscheidung. Beiträge zur Geschichte der Schweiz an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit. Festgabe zum 60. Geburtstag, Bern/Stuttgart/Wien 1998, 249–328. Siehe nun auch: Valentin Groebner/Benjamin Hitz, Geschichtsinszenierungen, Kriegsökonomie, Alltagsgeschichte: Die Schweizer Reisläufer (1500–1700) als Mythos mit Lücken, in: Schweizer Solddienst. Neue Arbeiten – Neue Aspekte, hrsg. v. Rudolf Jaun/Pierre Streit, Birmensdorf 2010, 31–40.

<sup>2</sup> Hans Delbrück, Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte, Bd. 3: Das Mittelalter, Berlin 2000; Philippe Contamine, Guerre, état et société à la fin du Moyen Age. Études sur les armées des rois de France 1337–1494, Paris 1972; Philippe Contamine, The Growth of State Control. Practices of War, 1300–1800: Ransom and Booty, in: War and Competition between States, hrsg. v. Philippe Contamine, Oxford 2000, 163–193.

<sup>3</sup> Niccolò Machiavelli, Der Fürst, übers.u. hrsg. v. Ernst Merian-Genast, Stuttgart 1978, 82. Diese These vertrat auch Walter Schaufelberger, Der Alte Schweizer und sein Krieg. Studien zur Kriegsführung vornehmlich im 15. Jahrhundert, Zürich 1952.

aus der hohen Warte der Moderne und der militärisch und sozial höher Gestellten gedacht und formuliert. Doch gilt es diese distinktiven Modi zu hinterfragen und erste alternative Gedanken dazu zu formulieren.

Gründe, um in den Krieg zu ziehen, gab es jedoch viele: Strukturelle Armut, Abenteuerlust, Heerzwang, Flucht vor der Justiz oder den Problemen zu Hause oder einfach die Aussicht, ein anderes Land, etwas Neues kennenzulernen<sup>4</sup>. Dass Armut und individuelle prekäre Wirtschaftszustände ein weiterer Grund von vielen für Kriegszüge und das Plündern waren, ist unbestritten. In der Forschung umstritten ist jedoch, ob Bevölkerungsdruck tatsächlich zu vermehrter Reisläuferei geführt hat<sup>5</sup>. Schliesslich geht es im Krieg nicht nur um Siege und Niederlagen sondern stets auch um Ressourcenaneignung: sei das in Form von Land, Gütern oder Menschen.

Es gilt zu bedenken: Nicht jeder Krieg konnte bezüglich Beutenaufnahme und Beuteeinkünfte als Erfolg gelten. Viele Kriege endeten mit wenig Einnahmen aus der Beute, vielfach reichten diese nicht, um die Ausgaben zu decken. Das Spannungsfeld zwischen kontrollierter und nicht kontrollierter Gewalt galt es stets zu wahren. Dies einerseits, um ein gewaltssames, ja furchteinflößendes Drohpotenzial aufrecht erhalten und somit im doppelten Sinne die eigene Werbefähigkeit demonstrieren zu können, andererseits auch, um eine möglichst ideale Beuteverteilung nach der Schlacht zu gewährleisten. Denn häufig genug war die Grenze zwischen Kontrolle und laissez faire sehr schmal: Wurde zu früh eingeschritten oder im Voraus das Plündern verboten, kam keine oder zu wenig Beute zusammen, wurde zu spät eingeschritten, war die Beute längst illegal verteilt oder wieder verkauft. Es galt deshalb immer die normativ geprägten Grenzkosten auszuloten. Die Beute als sowohl ökonomische wie auch symbolische Ressource galt es somit immer angemessen einzubringen und verteilen und in diesem Distributionsvorgang gab es unterschiedlichste Akteure und Interessenslagerungen: Obrigkeiten, Ratsherren, Söldnerführer, Pensionenherren und die Söldner selbst. Diese kom-

<sup>4</sup> Vgl. Stephan Selzer, Deutsche Söldner im Italien des Trecento, Stuttgart 2001; Stephan Selzer, Sold, Beute und Budget. Zum Wirtschaften deutscher Italiensöldner des 14. Jahrhunderts, in: Adel und Zahl. Studien zum adligen Rechnen und Haushalten in Spätmittelalter und früher Neuzeit, hrsg. v. Harm von Seggern et al., Ubstadt-Weiher 2000, 219–246; Patrick J. Geary, Furta Sacra. Thefts of Relics in the Central Middle Ages, Princeton 1978; Timothy Reuter, Plunder and Tribute in the Carolingian Empire, in: Transactions of the Royal Historical Society 5th series 35 (1985), 75–94.

<sup>5</sup> Zu dieser Diskussion siehe: Benjamin Hitz, Kämpfen um Sold. Alltag, Umfeld und Ökonomie des Luzerner Solddienstes 1550–1600, unpubliziertes Dissertationsmanuskript, Luzern 2012.

plexen Ausgangslage verbietet gewissermassen vereinfachende Aussagen, wie dass nur einfach Söldner plünderten oder Kriegsbeute gerade für sie wichtig war. Genauso wäre es verkürzt, zu denken, dass das Plündern stets illegal war oder nicht auch obrigkeitlich gewollt gewesen wäre.

Aufgrund der eher spärlichen Literatur und den noch kaum ausgewerteten Quellen, fehlen leider selbst allgemein vergleichbare Werte über Ausgaben und Einnahmen und die Grösse des kollektiven und individuellen Anteils an den Einnahmen durch Beute.

Selbst dort, wo Beute keinen Gewinn abwerfen konnte, hatte sie indirekt eine grosse Bedeutung. Denn die Aussicht auf Beute mag tatsächlich eine gewisse Sogwirkung auf Söldner und Krieger gehabt haben. Doch auch hier sind gewisse Bedenken angebracht. Zumindest für das Spätmittelalter lassen sich die individuellen Beweggründe, sich in den Krieg aufzumachen, selten bis praktisch nie ermitteln.

Beute war eine grosse Zukunftsverheissung: Die so genannte Feldsucht, also der Antrieb in den Krieg zu ziehen, war gespeist durch den Trieb der Gier und das Beuteversprechen durch die kriegsführende Obrigkeit, durch die militärischen Führungskräfte, die Könige und Fürsten. Beutegier war angeblich Anlass Nr. 1 für die Soldaten, um in den Krieg zu ziehen, gerade dann, wenn der Sold tief war oder unregelmässig ausbezahlt wurde. Die Aussicht auf materiellen Gewinn und die Heimkehr, reich beladen mit wertvoller Beute liess angeblich Millionen von Männern (und wenige Frauen) in der Vormoderne in den Krieg ziehen<sup>6</sup>. Doch sollte man dieses Versprechen auch als häufig nicht eingehaltenes Versprechen betrachten und nicht als ökonomisch tatsächliche Erfolgsgeschichte. Die meisten Söldner kehrten, wenn sie denn die Kriege überhaupt überlebten, kaum reicher zurück. Das mag auch damit zusammenhängen, dass der Beutegewinn gleich wieder verspielt, verhökert oder in Wein und andere Vergnügungen umgemünzt wurde. Doch bei solchen Aussagen in Chroniken und Kriegsberichten handelt es sich häufig um stereotypisierende und sozialdistinktive Bilder.

## II. Beute in Akten

Doch wo finden sich überhaupt Angaben zu Beuteeinnahmen und Gewinnformen der Beuteverteilung? Höchst aussagekräftig sind Repräsentationen des Kriegswesens in Aktenform. Überliefert sind neben den Söldnerlisten mehrheitlich Beutelisten und Listen der Einnahmen aus

---

<sup>6</sup> Besonders deutlich bei: *Schaufelberger*, Alte Schweizer (Anm. 3); N.N., Beutmachen und Plündern in ihrer historischen Entwicklung und der Rechtsstand beider in der Gegenwart, Potsdam 1882.

dem Beuteverkauf. Sie sind noch schlecht erforscht. Dies erstaunt insbesondere, weil Akten wieder vermehrt ins Zentrum der diskurs- und medienhistorischen Forschung gerückt sind<sup>7</sup>. Administrative Akten werden im Folgenden als obrigkeitliche Diskurse über Sein und Sollen von Beutedistribution verstanden. Sie geben somit zwar Auskunft über Resourcenakkumulation in Form von Beuteobjekten und Geldern und über den Umgang und die weitere Distribution derselben. Jedoch muss betont werden, dass es sich hierbei auch immer um einen ausgewählten mehrheitlich obrigkeitlichen Blickwinkel auf die Vorgänge handelt.

Es gilt zu bedenken: Beutelisten vermitteln immer nur einen gewissen Ausschnitt aus der Beuteökonomie. Sie dokumentieren nur das, was tatsächlich erfasst wurde und nicht an den Obrigkeiten, am Fiskus und am Beutemeister vorbei gehandelt und getauscht wurde.

Beutelisten wurden in der bisherigen Forschung als rein ökonomisch-administratives Schriftgut betrachtet. Listen führten angeblich alle Beuteeinnahmen oder Verluste auf und repräsentierten die realen ökonomischen Verhältnisse. Ich habe diesbezüglich grösste methodische Vorbehalte und verzichte daher auf statistische Auswertungen. Auch schon die Schreiber der Listen zweifelten an der Vollständigkeit ihrer Listen und dass längst nicht alles Beutegut erfasst werden konnte. Beutelisten repräsentieren deshalb nur einen eingeschränkten, wenn auch sehr ausschlussreichen Teilaspekt der Zusammenhänge von Einkünften und Ausgaben im Krieg.

Beuteeinnahmen waren jedoch nicht eine Frage der im Voraus feststehenden Verteilgerechtigkeit. Vielmehr handelt es sich bei der Beuteverteilung an die Söldner und Krieger um Aushandlungsprozesse, die politisch bestimmt waren. Konkret zeigen lässt sich dies am Beispiel des Umgangs mit Beute und anhand der Beutelisten aus den sogenannten Burgunderkriegen (1474–1477). In dieser kriegerischen Auseinandersetzung zwischen dem Burgunderherzog Karl dem Kühnen und den eidgenössischen Orten und ihren Verbündeten kam es zu mehreren gut dokumentierten

<sup>7</sup> Zu anderen Zusammenhängen grundlegend: *Cornelia Vismann*, Akten. Medientechnik und Recht, Frankfurt a.M. 2000; *Cornelia Bohn*, Schriftlichkeit und Gesellschaft. Kommunikation und Sozialität der Neuzeit, Opladen 1999; *Rudolf Schlägl*, Vergesellschaftung unter Anwesenden. Zur kommunikativen Form des Politischen in der vormodernen Stadt, in: Interaktion und Herrschaft. Die Politik der frühneuzeitlichen Stadt, hrsg. v. Rudolf Schlägel, Konstanz 2004, 9–60; *Michael Jucker*, Pragmatische Schriftlichkeit und Macht. Methodische und inhaltliche Annäherungen an Herstellung und Gebrauch von Protokollen auf politischen Treffen im Spätmittelalter, in: Zwischen Pragmatik und Performanz – Dimensionen mittelalterlicher Schriftkultur. Festschrift für Hagen Keller, hrsg. v. Christoph Dartmann/Thomas Scharff/Christoph F. Weber, Turnhout 2011, 405–442.

Schlachten, die den Eidgenossen Siege und vor allem reiche Beute einbrachten<sup>8</sup>. Geradezu idealtypisch dafür steht die Schlacht von Grandson, in der die Eidgenossen auf das reich gefüllte und mit Schätzen angehäufte Zeltlager Karls stiessen und dieses plünderten.

Auf den ersten Blick war der Beuteanteil der Eidgenossen immens und die Einnahmen schienen hoch. Doch der Umgang mit der Beute zeigt auch, dass dem meist nicht so war, dass Streitigkeiten, Unstimmigkeiten und politische Verhandlungen auf allen Ebenen dazu führten, dass die Beute aus Grandson zum Sinnbild für Korruption und Luxusverführung in der Eidgenossenschaft werden konnte<sup>9</sup>.

Vieles wurde rasch verkauft, verramscht und verhökert. Anderes gesammelt und als so genannte allgemeine Beute nach Luzern gebracht. Dort sollte die Beute gehortet und eingeschätzt werden, um danach neu unter den kriegsbeteiligten Parteien verteilt zu werden. Bereits Anfang März 1476, also kurz nach der Schlacht von Grandson, wurden Beuteverordnungen erlassen, die ein Verhökern der geraubten Objekte verboten. Unter Androhung der Todesstrafe sollten alle Raubgüter in die allgemeine Beute nach Luzern gebracht werden<sup>10</sup>.

Wie immer bei neuen Normen, wurden diese rasch umgangen. Vieles gelangte nie in die allgemeine Beute nach Luzern, sondern wurde bereits auf dem Schlachtfeld verkauft. So entstanden illegale Beutemärkte, an denen neben Soldaten auch Zivilpersonen beteiligt waren: Ratsherren, Bürgermeister, Zunftmeister, insbesondere Frauen, aber auch Fahrende und Juden<sup>11</sup>.

<sup>8</sup> Erste Überlegungen zu Listen aus literaturwissenschaftlicher Sicht: *Lisa Rizzagroni*, Selektion und Katalog: Zur narrativen Konstruktion der Vergangenheit bei Homer, Dante und Primo Levi, München 2008.

<sup>9</sup> Siehe dazu demnächst ausführlich: *Michael Jucker*, Zwischen Ökonomie und Symbolik. Beute und Plünderungen im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit in kultur- und wirtschaftshistorischer Perspektive (in Vorbereitung); nun auch: *André Holenstein*, Heldensieg und Sündenfall. Der Sieg über Karl den Kühnen in der kollektiven Erinnerung der Eidgenossen, in: *Karl der Kühne von Burgund. Fürst zwischen europäischem Adel und der Eidgenossenschaft*, hrsg. v. Klaus Oschema/Rainer Ch. Schwinges, Zürich 2010, 327–342.

<sup>10</sup> Staatsarchiv Luzern [StALU], Urk. 3744/241 abgedruckt in Auszügen auch in: *Florens Deuchler*, Die Burgunderbeute. Inventar der Beutestücke aus den Schlachten von Grandson, Murten und Nancy 1476/1477, Bern 1963, 15–18, 32–33; *Rudolf F. Burckhardt*, Über vier Kleinodien Karls des Kühnen, in: *Anzeiger für schweizerische Altertumskunde NF* 33 (1931), 247–259; zum Ereignis den Chroniken folgend *Gerrit Himmelsbach*, Die Renaissance des Krieges. Kriegsmonographien und das Bild des Krieges in der spätmittelalterlichen Chronistik am Beispiel der Burgunderkriege, Zürich 1999, 166–181.

<sup>11</sup> Siehe dazu im Detail demnächst *Jucker*, Ökonomie (Anm. 9).

Ziel der eidgenössischen Obrigkeit war es jedoch, die Raubgüter kontrolliert und gewinnbringend auf den Markt zu bringen. Dasjenige Beutegut, welches doch noch nach Luzern gelangte, wurde dort thesauriert und registriert. Erst dadurch wissen Historikerinnen und Historiker etwas über die Beute, ihren angeblichen Wert und die einzelnen Objekte. In den Beutelisten wurden Wert und Zustand der einzelnen Objekte festgehalten sowie präzisiert, wer sie eingebracht hatte. Aus den Luzerner Listen lässt sich eruieren, dass viele der einfachen Soldaten, wenn sie denn ehrlich waren und ihre Angaben stimmten, kaum Gewinn aus der Beute schlagen konnten. So blieb dem Einzelnen oft nur wenig. Hält man sich vor Augen, dass der einzelne Teilnehmer vor Kriegsbeginn oft einiges an Geld in Rüstung und Waffen investieren musste, wird klar, dass der Krieg für sie häufig ein Verlustgeschäft war.

Anhand der Beutelisten lassen sich zudem interessante Vorgänge des Tausches ausmachen, wenngleich sie, wie oben erwähnt, nur diejenigen Beuteobjekte dokumentieren, die über den Tisch des Beutemeisters in Luzern gingen<sup>12</sup>. Die allgemeine Beute diente gewissermaßen als Pool von Gütern, die zudem recht häufig ohne Geldtransfer ausgetauscht werden konnten. Aus ihr wurden Entschädigungen für ökonomische Verluste in der Schlacht wieder an die Söldner in Form von Objekten oder Geldern, aber auch der Sold, Gelder an Feldärzte und noch ausstehende Ausgaben für gelieferte Waffen bezahlt. Entschädigungen an einzelne Krieger liefen mehrheitlich über die lokalen Beutemeister und wurden häufig im Stillschweigen vereinbart. Ein Teil der aufgelisteten Beutestücke, die ein Krieger abgab, wurde ihm erneut zurückgegeben, weil er damit seine Verluste kompensieren konnte. Insofern war es recht häufig ein Nullsummenspiel. Entlohnungen in Form von Geld oder Objekten erhielten die Soldaten und Zivilpersonen aber auch, wenn sie andere denunzierten, die keine Beute ablieferten oder Beute illegal weiterverkauft hatten<sup>13</sup>. Hans Geishüsler brachte in die allgemeine Beute zwei *bös pfilyesenly*, also kaputte Pfeileisen, ein defektes Hütlein, vermutlich einen kaputten Helm und Federn. Diese Dinge *hat man im gelan*, also gelassen, denn er habe einen *guten* Hut, seinen intakten Helm, im Kampf verloren<sup>14</sup>. Auch hier schätzte man wohl in etwa ein, welcher Gegenwert das Erbeutete mit dem Verlorenen ausmachte.

Kamen den Söldnern und Kriegern eigene Investitionen im Krieg abhanden, konnten sie offensichtlich mit einer Rückerstattung durch die

<sup>12</sup> Zur Funktion des Beutemeisters vgl. John A. Lynn II., Women, Armies, and Warfare in Early Modern Europe, New York 2008; N.N., Beutemachen (Anm. 6).

<sup>13</sup> Zu diesem Aspekt sind weitere Ergebnisse in meiner Habilitationsschrift zu finden.

<sup>14</sup> StALU, Urk. 3744/241 B fol. 11v.

Obrigkeit rechnen. Die Beuteeinkünfte ließen gleich wieder zurück an die Kriegsbeteiligten. Die direkten Beuteeinnahmen für die Soldaten selbst, der persönliche Gewinn also, waren somit eher gering. Es zeigt sich hier zumindest in Luzern, dass es sich kaum lohnte, Beute zu retournieren, ausser man konnte so Verluste an Kleidung, Waffen, etc. kompensieren. Dass hierbei gelogen, getrickst und versucht wurde, an möglichst viele Rekompensationsleistungen zu kommen, erschliesst sich aus den Akten ebenfalls<sup>15</sup>.

Doch wer profitierte überhaupt von solchen Zahlungen? Diese mikroökonomischen Vorgänge waren wesentliche Prozesse des Tauschs und abhängig von der persönlichen Position der Beutenehmer. Untersucht man die soziale Herkunft der Personen, welche Kompensationen erhielten, so fällt auf, dass viele derjenigen, die Entschädigungen erhielten, selbst zur Luzerner Führungsgruppe gehörten. So tauchen Namen wie Hans Geishüsler, Oswald Myconius und Werner von Meggen auf. Bei Hans Geishüsler handelt es sich vermutlich um einen Vorfahren des Humanisten Oswald Myconius, der in Basel und Rottweil studierte<sup>16</sup>. Werner von Meggen, der mehrfach in der Liste auftaucht, war im Grossen und Kleinen Rat Luzerns und gehörte einer reichen Familie an<sup>17</sup>. Dass man solch wichtigen Personen die Verluste ersetzte, war aus Sicht des Rates wohl selbstverständlich, lässt aber vermuten, dass hier wohl nicht immer mit gleichen Ellen gemessen wurde.

Die Tatsache, dass in diesen Listen höhergestellte Personen und Kriegsbeteiligte auftauchen, zeigt aber insbesondere auf, dass eben nicht nur das einfache Fussvolk an den Plünderungen beteiligt war, sondern sehr wohl auch Führungskräfte, bzw. militärisch und sozial höher Gestellte. Diese sozial und militärisch höher gestellten Schichten konnten vermutlich viel stärker profitieren. Dies lässt die anfangs erwähnte, stereotype These, dass Plündern mehrheitlich ein Plündern der armen Soldaten und

<sup>15</sup> Siehe dazu im Detail auch: *Michael Jucker*, Le butin de guerre au moyen âge. Aspects symboliques et économiques, in: Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte 36 (2009), 113–133; *Michael Jucker*, Zirkulation und Werte der geraubten Dinge. Schatz, Beute und ihre Symbolik im mittelalterlichen Krieg, in: *Le trésor au Moyen Âge. Pratiques, discours, images*, hrsg. v. Lucas Burkart et al., Florenz 2010, 221–240.

<sup>16</sup> *Gregor Egloff*, Art. „Myconius, Oswald“, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 22.06.2009, URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D14127.php>.

<sup>17</sup> *Fritz Glauser*, Art. „Meggen, von“, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 03.11.2009, URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D20266.php>; vgl. *Josef Kurmann*, Die politische Führungsschicht in Luzern 1450–1500, Luzern 1976.

tieferen Chargen war, als ziemlich obsolet erscheinen. Viel eher ist von einem Umverteilungsvorgang von unten nach oben auszugehen. Dies zeigt sich auch in einem sehr illustrativen Beispiel des Umgangs mit wertvollen Objekten aus der Burgunderbeute. Politische Querelen bestimmt die Preisbildung von Objekten aus der Beute häufig stark.

### III. Der Blutdiamant der Eidgenossen

Konsens bestand unter den Eidgenossen lediglich darüber, die meisten Objekte bald zu verkaufen. Wie der Verkauf zu tätigen sei, wer als Käufer in Frage kam, wem welche Dinge überhaupt angeboten werden sollten, darüber herrschte hingegen keine politische Einigkeit. Das wird vor allem aus den Protokollen der Tagsatzungen und den Ratsbüchern in Luzern deutlich. Darüber hinaus hatten die Obrigkeiten naturgemäß wenig Erfahrung im Verkaufen von wertvoller Beute. Der Umgang mit den Objekten war daher eher von Zufälligkeiten und politischen Querelen, als von klaren Marktstrategien geprägt<sup>18</sup>.

Der Verkauf der geraubten Dinge dauerte lange, bisweilen sehr lange, was häufig an der politischen Uneinigkeit der neuen Besitzer aber auch an den Marktbedingungen lag. Es zeigte sich bald, dass sich ganz unterschiedliche Käufer und Marktsituationen ergaben und dass die Verkaufbarkeit der Objekte auch von den Objekten selbst abhängig war. Untersucht man Beuteobjekte aus objekthistorischer Sicht, so ist es zudem unabdingbar, ihr weiteres Schicksal und die kulturtransferiellen Wege und Prozesse zu analysieren, denn sie geben zusätzliche Hinweise auf Marktsituationen, zeitgenössische Praxis und die Wertschätzung gegenüber den Objekten. Interessant sind diesbezüglich auch Wanderungen von Objekten in gewissermassen andere Landschaften.

Ein deutlich langwieriges Schicksal erlebte beispielsweise einer der in der oben genannten Luzerner Liste erwähnten Diamanten aus dem Besitz Karl des Kühnen. Es handelt sich bei diesem heute verschollenen Objekt um den so genannten *Florentiner*, einen aussergewöhnlich grossen und dementsprechend wertvollen Diamanten, der sich heute angeblich in amerikanischem Privatbesitz befinden soll. Die Geschichte des Diamanten nach der Schlacht beginnt etwas sagenumwoben: Ein Knabe soll ihn auf dem Schlachtfeld von Grandson gefunden und dafür von den Eidgenossen 10 Gulden bekommen haben<sup>19</sup>. Im bereits erwähnten Beute-

<sup>18</sup> Vgl. Jucker, butin (Anm. 15); Holenstein, Helden Sieg (Anm. 9).

<sup>19</sup> Deuchler, Burgunderbeute (Anm. 10), 125; scheinbar hat dieser Vorfall europaweites Echo ausgelöst: Philippe de Commynes schreibt dazu, dass ein Priester von den Eidgenossen dann drei Francs erhalten hätte. Zit. ebd., 128, Anm. 1.

inventar finden wir den Diamanten dann wieder. Er wird dort auf genau 20'000 Gulden eingeschätzt<sup>20</sup>. Die Preissteigerung innerhalb von wenigen Tagen ist enorm, aber nicht unwahrscheinlich, man hatte dem Knaben einfach einen schlechten Preis bezahlt, wobei die Quellenlage für die Aussagekraft zum ursprünglichen Preis äusserst dürftig ist und es beim Spekulieren bleiben muss. Wie auch immer, sicher ist, der Diamant wurde wie die Goldgefässe, Reliquiare und weitere wertvolle Silber- und Goldware durch Spezialisten bewertet<sup>21</sup>.

Doch lassen sich wertvolle Diamanten im Vergleich zu anderen Beute-stücken, wie beispielsweise Waffen, Esswaren etc., schlecht zerteilen oder zersägen und unter den Kriegsteilnehmern verteilen. Dies hätte einen zu grossen Wertverlust bedeutet, dessen sich die Eidgenossen offensichtlich bewusst waren<sup>22</sup>. Die Materialität verhinderte eine unmittelbare Distribution. Ein sakraler Wert wurde dem Stein übrigens nie zugeschrieben. Ein symbolischer hingegen schon, zumindest überlegten sich die Eidgenossen zwischenzeitlich, den Diamanten dem Herzog von Mailand zu schenken, was jedoch offensichtlich zu viel des Guten war und schnell verworfen wurde<sup>23</sup>. Über die politischen Intentionen, den Diamanten dem Herzog von Mailand als Geschenk zu überlassen, ist leider aus den Quellen nichts zu erfahren. Vermutlich erhofften sich die Eidgenossen Unterstützung in den Verhandlungen mit den Erben Karls.

Es boten sich deshalb den Eidgenossen nur folgende Möglichkeiten: Entweder den Stein gemeinsam zu thesaurieren oder ihn auf den Markt zu bringen und zu verkaufen. Die erste Lösung wäre politisch schwierig durchsetzbar gewesen. Der Neid unter den Eidgenossen und das Misstrauen waren wohl zu gross<sup>24</sup>. Darüber, dass der Diamant verkauft wer-

<sup>20</sup> StALU, Luzerner Abschiede B, fol. 66r, zitiert in: *Deuchler*, Burgunderbeute (Anm. 10), 85–86.

<sup>21</sup> Vgl. zur Inventarisierung der Edelsteine Karls vor 1476 nun auch *Karl-Heinz Spiess*, Der Schatz Karls des Kühnen als Medium der Politik, in: Oschema/Schwin-ges, Karl der Kühne (Anm. 9), 273–288, hier 276. Interessant auch der Gedanke, dass sich der Schatz in ständigem Wandel befände und gerade deshalb schwer einschätzbar gewesen wäre und immer noch sei: Ebd., 278. Zum Schatz: *Lucas Burkart et al.* (Hrsg.), Le trésor au Moyen Âge. Questions et perspectives de recherche, Neuchâtel 2005; *Burkart et al.*, trésor (Anm. 15); *Lucas Burkart*, Das Blut der Märtyrer. Schatz und Schatzbildung in Gesellschaften des Mittelalters, Köln 2009.

<sup>22</sup> *Deuchler*, Burgunderbeute (Anm. 10), 125–129.

<sup>23</sup> Amtliche Sammlung der ältern Eidgenössischen Abschiede, Bd. II, bearb. v. Anton Philipp Segesser, Luzern 1863 [EA II], Nr. 848, 614; *Deuchler*, Burgunder-beute (Anm. 10), 34.

<sup>24</sup> Vgl. dazu nun: *Holenstein*, Heldensieg (Anm. 9); zur politischen Ebene auch: *Michael Jucker*, Gesandte, Schreiber, Akten. Politische Kommunikation auf den eidgenössischen Tagsatzungen im Spätmittelalter, Zürich 2004.

den müsse, bestand unter den Gesandten offensichtlich Konsens. Jedoch verliefen die Diskussionen, an wen und wann verkauft werden soll, doch ziemlich zäh. Der Stein blieb deshalb lange in Luzern aufbewahrt. An Nachfrage für den Diamanten mangelte es vorerst nicht. Trotzdem agierten die Eidgenossen von sich aus und suchten aktiv Käufer, vor allem in den Jahren 1478 und 1480. Im Mai 1478 beschloss man, dass alle Orte sich nach Käufern umsehen sollten<sup>25</sup>. Einmal beauftragten die versammelten Delegierten der Orte, andere einzelne eidgenössische Gesandte, den wertvollen Stein zur Herzogin von Savoyen mitzunehmen und ihr zum Kauf anzubieten<sup>26</sup>.

### 1. Preiszerfall

Bisweilen erschienen Gesandte fremder Herrscher und Fürstenhäuser auf den Tagsatzungen und in den einzelnen Orten, die sich für den Diamanten interessierten. Offensichtlich machte die Neuigkeit, dass die Eidgenossen plötzlich im Besitz wertvoller Güter waren und sich darunter ein kostbarer Diamant befand, in ganz Europa die Runde. Auf den eidgenössischen Treffen boten sich deshalb recht häufig Käufer an. Zuweilen waren dies Gesandte und Vermittler aus illustren Häusern, unter anderen erneut das Haus Savoyen, der Herzog von Mailand, der ungarische König, aber auch die Stadt Lyon schickten ihre Vertreter. Der Preis blieb anfänglich stabil und zwar bei den in der Beuteliste eingeschätzten 20'000 Gulden. Die Bereitschaft, den Stein zu diesem Preis zu kaufen, sank allerdings bald. Dies beruhte auch auf einem Irrtum der Eidgenossen, dass der Preis stabil bleiben würde; ja die eidgenössischen Gesandten und ihre Obrigkeit in den Orten erhofften sich zwischenzeitlich sogar, noch etwas mehr herauszuschlagen<sup>27</sup>. Ein wichtiger Zwischenhändler war Hans Irme aus Basel, der den Diamanten privat für besagte 20'000 Gulden verkaufen wollte, den darüber hinaus reichenden Gewinn würde er mit den Eidgenossen teilen<sup>28</sup>. Zu diesem Handel kam es nie<sup>29</sup>. Die Gründe für den gescheiterten Verkauf an Irme liegen im Dunkeln.

<sup>25</sup> Amtliche Sammlung der ältern Eidgenössischen Abschiede, Bd. III.1, bearb. v. Anton Philipp Segesser, Zürich 1858 [EA III.1], Nr. 9, 7.

<sup>26</sup> EA II, Nr. 868, 646.

<sup>27</sup> EA II, Nr. 868, 646, Nr. 876, 658, kurzfristig wurde der Diamant auf 24'000 Gulden geschätzt.

<sup>28</sup> StALU, Luzerner Abschiede B, fol. 88r; vgl. Deuchler, Burgunderbeute (Anm. 10), 37; EA II, Nr. 879, 660–661.

<sup>29</sup> Obwohl die Tagsatzung Imre dazu anwies. StALU, Luzerner Abschiede B, fol. 92r; EA II, Nr. 883, 668.

Der Diamant wurde im wahrsten Sinne des Wortes zum Prüfstein der Eidgenossen. Vom Schicksal des Diamanten schien die ganze restliche reiche Beute und deren Verkaufbarkeit sowie weitere Distribution abzuhängen. Denn zuallererst wollten die Eidgenossen den Stein verkaufen und erst danach alle anderen Objekte auf den Markt bringen. Weshalb dieses Vorgehen gewählt wurde, bleibt allerdings unklar und es schien auch nicht funktioniert zu haben<sup>30</sup>. Vermutlich dachten die Eidgenossen, insgeheim würde der Verkauf des Diamanten reichen, um die Söldner und Bündnispartner endgültig auszahlen zu können.

Im Verlauf der Jahre gelangten zudem undurchsichtige Vermittler an die Eidgenossen. Leider ebenfalls nicht mehr im Detail und in den politischen Zusammenhängen nachvollziehbar, sind die gescheiterten diplomatischen Verhandlungen mit einem Mailänder Händler, der den wertvollen Stein für besagte Summe im Juli 1481 gekauft hätte<sup>31</sup>. Doch scheinbar wurde das Angebot ausgeschlagen. Im Nachhinein rauften sich die eidgenössischen Ratsherren und Tagsatzungsgesandten wohl die Haare, denn einen solchen Preis sollten sie nie wieder erlangen. Die Zeit verging und langsam wurde zudem das Geld knapp, um die Söldner zu bezahlen<sup>32</sup>. Die Einnahmen wären bitter nötig gewesen und die eidgenössischen Söldner wurden langsam unzufrieden, weil ihr Sold nicht ausbezahlt wurde.

In den 1480er Jahren beschäftigten sich die Eidgenossen praktisch auf jeder Tagsatzung mit dem Diamanten, ob und wie man ihn verkaufen sollte<sup>33</sup>. Immer noch trafen Interessenten aus dem In- und Ausland ein. So auch ein Gesandter des ungarischen Königs<sup>34</sup>. Ende 1482 sank der Preis bereits auf 10'000 Gulden, wobei in diesem Angebot sogar noch der goldene Degen Karls inbegriffen war. 1490 war der Diamant nur noch 5000 Gulden wert. Der Preis war nun so tief, dass selbst wohlhabende Zürcher Bürger miteifern konnten<sup>35</sup>. Der Diamant wurde dann erst am 12. Juni 1492 dem Berner Händler und Vermittler Bartholomäus May für lediglich 5000 Gulden verkauft<sup>36</sup>. May war interessanterweise bereits sie-

---

<sup>30</sup> StALU, Luzerner Abschiede B, fol. 96r; EA II, Nr. 885, 672.

<sup>31</sup> Deuchler, Burgunderbeute (Anm. 10), 39, 127; EA III.1, Nr. 108 und Nr. 109, 96–97, ein gewisser Donatus de Laporta will den Stein kaufen; EA III.1, Nr. 113, 102.

<sup>32</sup> Vgl. zur Finanzierung der eidgenössischen Söldner oben: Groebner/Hitz, Geschichtsinszenierungen (Anm. 1), 31–40.

<sup>33</sup> Insgesamt beschäftigte sich die Tagsatzung über 90-mal mit der Verteilung der Burgunderbeute.

<sup>34</sup> Deuchler, Burgunderbeute (Anm. 10), 42.

<sup>35</sup> Deuchler, Burgunderbeute (Anm. 10), 128.

<sup>36</sup> Deuchler, Burgunderbeute (Anm. 10), 127–128.

ben Jahre davor, Ende September 1484, damit beauftragt worden, den Diamanten in Lyon für 10'000 Gulden zu verkaufen. Ob er dabei bewusst abwartete und so feilschte, dass er den Diamanten später selbst erwerben konnte, ist praktisch auszuschliessen, denn in den Jahren zwischen 1484 und 1492 lässt sich aus den Protokollen der Tagsatzung schliessen, dass die politische Uneinigkeit der Eidgenossen erst den Preiszerfall hervorbrachte. Man fand auf den zahlreichen Tagsatzungen nie einen Konsens, den Stein zu einem angebotenen Preis zu verkaufen. Stets gab es einzelne Orte, die hofften, der Preis würde wieder steigen<sup>37</sup>. Insgesamt beschäftigten sich die Eidgenossen mit diesem politischen Problemstein auf über 30 dokumentierten Sitzungen<sup>38</sup>. Der niedrige Preis von 5000 Gulden, den man letztlich dafür herauholte, war eindeutig viel zu gering für den immensen politischen Aufwand.

## 2. Der Diamant unterwegs

Das Itinerar des Diamanten weiter zu verfolgen, ist recht aufschlussreich, denn er durchwanderte nicht nur Europa, sondern befand sich im Besitz des europäischen Adels und der Päpste. Objektgeschichten sind immer auch ökonomische Spuren der bewussten Akkumulation: Über Genueser Kaufleute gelangte der Diamant wieder in adlige Hände, nämlich an Lodovico Moro in Mailand. Nach dessen Sturz stieg der Preis erneut, Papst Julius II. kaufte ihn für 20'000 Dukaten. Über Leo X. kam er später nach Florenz in den Besitz der Medici. Daher stammt auch der Name des Diamanten „*der Florentiner*“. Durch die Heiratsverbindungen Maria Theresias von Österreich gelangte er schliesslich in die kaiserliche Schatzkammer nach Wien. In diesem Schatzkomplex ruhte er angeblich bis zum Ende des Ersten Weltkrieges. 1918 wurde er – so will es das Gerücht – angeblich mit anderen privaten Kleinodien der Schatzkammer entnommen und in die Schweiz „geflüchtet“, also dorthin, wo das Schicksal des Steins in den Händen eines jungen Söldners begonnen hatte<sup>39</sup>.

<sup>37</sup> EA III.1, Nr. 240, 213, Nr. 253, 224, Nr. 255, 227, Nr. 256, 228, Nr. 279, 248, Nr. 281, 251, Nr. 284, 254, Nr. 312, 280, Nr. 324, 292, Nr. 326, 294, Nr. 327, 298, Nr. 344, 314, Nr. 348, 318, Nr. 350, 320–321, Nr. 351, 324, Nr. 402, 373, Nr. 403, 375–376, Nr. 409, 382, Nr. 415, 388, Nr. 418, 393, Nr. 431, 405, Nr. 433, 406, Nr. 435, 409–410, Nr. 436, 412, Nr. 454, 429–430.

<sup>38</sup> Vgl. Deuchler, Burgunderbeute (Anm. 10), 128–129, dort im Anmerkungsapparat sind die meisten Treffen dokumentiert; weitere in der voranliegenden Anmerkung. Die hohe Anzahl an Treffen steht in keinem Verhältnis zu anderen politischen Sachpunkten, sie ist ausserordentlich hoch, dazu Jucker, Gesandte (Anm. 24), 249–252.

<sup>39</sup> Deuchler, Burgunderbeute (Anm. 24), 128; vgl. Michael Jucker, Vom Umgang der Eidgenossen mit der Burgunderbeute, in: Karl der Kühne (1433–1477). Kunst,

Deutlich wird am Beispiel des Schicksals des Diamanten, dass die Materialität durchaus bestimmd sein konnte für den pragmatischen, marktorientierten Umgang mit einem Objekt aus dem burgundischen Schatzkomplex. Die Preisbildung oder anders formuliert, die Wertigkeit des Diamanten war eindeutig von der politischen Ebene und der Nachfrageseite her bestimmt. Es lag zwar ein ursprünglicher Schätz- und entsprechender Verkaufspreis vor, der auch anfänglich bezahlt worden wäre. Doch die politischen Zwistigkeiten unter den Eidgenossen und die offensichtlich rasch sinkende Nachfrage nach 1481, führten zu einem ziemlich starken Preiszerfall, der sich nicht mehr stoppen liess.

Es ist darüber hinaus anzunehmen, dass die europäischen Fürstenhäuser um diese Tatsache wussten und sich deshalb anfänglich mit Kaufangeboten tunlichst zurückhielten, erstmal abwarten und zögerten. Man könnte zudem vermuten, dass das Zögern auch darin begründet lag, dass der wertvolle Stein kontaminiert war. Und zwar in dem Sinne, als dass er eben geraubtes Gut und somit illegaler Herkunft war, wie wir es heute von Blutdiamanten kennen<sup>40</sup>. Wollten die italienischen Häuser Rücksicht nehmen auf Habsburg und Burgund und den Diamanten aus Furcht vor Restitutionsforderungen zuerst gar nicht kaufen? Es spricht wenig dafür, denn das erste Angebot für 20'000 Gulden bestand ja gerade anfänglich und zumindest bis 1481 hatte der Preis Bestand. Immer wieder tauchten Händler in der Eidgenossenschaft auf, die den Diamanten gekauft hätten. Im Gegensatz zu persönlichen Gegenständen, wie beispielsweise dem Siegel, den gestohlenen Waffenröcken und Kleidern Karls oder seinem Hut, auf den wir noch zu sprechen kommen, war der Diamant zudem nicht direkt als burgundischer Besitz und in seiner Zeichenhaftigkeit als burgundisch ersichtlich, die Attribuierung mit Raub und illegaler Herkunft war weniger gut möglich, als mit Objekten deren Provenienz respektive Identität eindeutig semantisch zuzuweisen waren.

Die Verkaufssituation des Diamanten ist zudem ein Beispiel für Schicksale von vielen Objekten aus der Burgunderbeute, die durch internationale Händler und Vermittler in andere Hände gelangten. Der Weg des Objektes macht darüber hinaus deutlich, dass bereits ursprünglich wertvolle Gegenstände in wohlhabenden Kreisen begehrter waren, als in städtischen Kreisen. Dies sicherlich aufgrund der ökonomischen Potenz der adeligen Käufer. Erst als der Preis endgültig tief war, boten auch die eidgenössischen Städte und ländlichen Orte mit. Doch war die Zirkula-

---

Krieg und Hofkultur, hrsg. v. Susan Marti/Till-Holger Borchert/Gabriele Keck, Zürich 2008, 332–333.

<sup>40</sup> Greg Campbell, Tödliche Steine. Der globale Diamantenhandel und seine Folgen, Hamburg 2003.

tion solcher Güter in adeligen Kreisen sicher häufiger, weil das Akkumulieren von Schatzobjekten in adligen oder klerikalen wohlhabenden Kreisen gebräuchlicher war<sup>41</sup>.

Die Eidgenossenschaft war nach 1476 nicht nur eine Exportlandschaft für beliebte, kampfkraftige Söldnertruppen sondern auch für die Luxusobjekte aus der Burgunderbeute: Diamanten, Reliquien, aber auch wertvolle Bibeln und Prunkhelme aus dem Schatz Karls des Kühnen gelangten auf europäische Märkte und wurden an den fürstlichen Höfen neu gebraucht, gesammelt und gehortet.

#### IV. Neue Regeln für alte Probleme

Grundsätzlich hatte sich im komplexen Bündnisgeflecht Eidgenossenschaft im 15. Jahrhundert ein auf Konsens ausgerichtetes System an Gesandtschaftstreffen etabliert. Auf den so genannten Tagsatzungen trafen sich Gesandte der eidgenössischen Orte, um politische, rechtliche, aber auch herrschaftliche Problem anzugehen und mehrheitlich auch zu lösen<sup>42</sup>. Allerdings kam es mit den Burgunderkriegen und den zunehmenden Gegensätzen und unterschiedlichen Interessenlagerungen zwischen den städtischen und den ländlichen Orten nach 1476 vermehrt zu starken Spannungen.

In den späten 1470ern fungierten die eidgenössischen Tagsatzungen deshalb sehr häufig als Orte der Streitigkeiten und Aushandlungen von Beuteverteilung. Auf den Tagsatzungen verhandelten die eidgenössischen Gesandten der einzelnen Orte nicht nur über einzelne Objekte wie den Blutdiamanten, die Kanonen und die erbeuteten Kleider Karls. Ein wichtiger Streitpunkt war auch die gerechte Verteilung der Beuteanteile an die in Grandson, Murten und Nancy beteiligten Kontingente. Insgesamt trafen sich die Eidgenossen zu solchen Sachpunkten über 90mal. Das ist selbst für langsame und zähe vorangehende Verhandlungsforen wie die eidgenössischen Tagsatzungen eine beachtliche Anzahl. Und es auch ein Indiz für die Wichtigkeit des Themas. Die Gesandten verhandelten über Jahre, ob sie eine Reliquientafel aus Gold verschenken, horten oder zer sägen sollten. Kleinodien, Waffen und Goldkelche lagerten derweil in Luzern und verloren ihren Anfangswert, weil sich die zerstrittenen Eidgenossen uneins über ihr Schicksal waren.

<sup>41</sup> Jucker, Zirkulation (Anm. 15), 221–240; Burkart, Blut (Anm. 21); siehe auch Evelyn S. Welch, Shopping in the Renaissance. Consumer Cultures in Italy, 1400–1600, New Haven 2009.

<sup>42</sup> Siehe Jucker, Gesandte (Anm. 24).

Die Uneinigkeit, die Empfänglichkeit der Gesandten und Obrigkeiten für Pensionen und Bestechungsgelder hatten Folgen auf die Innenpolitik und das Soldwesen<sup>43</sup>. Allgemein lässt sich eine grosse Verunsicherung feststellen, wie man mit aufmüpfigen Kräften umgehen sollte, wie die freien Söldnerzüge, Freischaren und wie die Söldner allgemein besoldet werden sollten.

Die Krise innerhalb der Führungsschicht widerspiegelt sich am deutlichsten in den heftigen, fast panischen Reaktionen während und nach dem Saubannerzug nach Genf. Junge kriegswillige Gesellen und Kriegsknechte aus der Innerschweiz zogen mit der Absicht, in Genf das den Eidgenossen im Vertrag von Morges zustehende Brandschatzgeld zu holen, im Februar 1477 in Richtung Westschweiz. Zugleich warfen sie den städtischen Gesandten Bestechlichkeit und Nachlässigkeit gegenüber Genf vor, weshalb das eingeforderte Geld noch nicht in den örtlichen Kassen gelandet war. Eidgenössische städtische Gesandte versuchten den Saubannerzug bereits in Luzern zu stoppen, es gelang jedoch erst den Berner Obrigkeiten unter Verteilung von Geschenken und nach grossen Versprechungen, die Gesellen zur Umkehr zu bringen<sup>44</sup>. Dieses für die Städte besonders bedrohliche Ereignis, welches die Tagsatzung auch später noch mehrmals beschäftigte, war meines Erachtens für ein verstärktes, städtisch geprägtes Interesse an innereidgenössischer Kontrolle ausschlaggebend<sup>45</sup>. Der nochmals glücklich gestoppte Kriegszug hinterliess in den städtischen Führungsschichten eine lange andauernde Unsicherheit und zeigte die Labilität des Bündnisgeflechtes der Eidgenossenschaft deutlich auf<sup>46</sup>. Die

<sup>43</sup> Valentin Groebner, Gefährliche Geschenke. Ritual, Politik und die Sprache der Korruption in der Eidgenossenschaft im späten Mittelalter und am Beginn der Neuzeit, Konstanz 2000; Jucker, Gesandte (Anm. 24); Michael Jucker, Innen- oder Aussenpolitik? Eidgenössisches Gesandtschaftswesen zur Zeit der Burgunderkriege am Beispiel Hans Waldmanns und Adrian von Bubenberg, in: Aussenpolitisches Handeln im 15. Jahrhundert. Akteure und Ziele, hrsg. v. Sonja Dünnebeil/Christine Ottner, Wien 2007, 239–258.

<sup>44</sup> Zum historischen Verlauf immer noch aktuell Ernst Walder, Das Stanser Verkommnis. Ein Kapitel eidgenössischer Geschichte neu untersucht. Die Entstehung des Verkommnisses von Stans in den Jahren 1477 bis 1481, Stans 1994, vor allem 13–52, hier besonders 13–29.

<sup>45</sup> Vgl. dazu StALU, Luzerner Abschiede B. 86 (21.2.1477): „[...] nachdem etlich gesellen understand, sundrig tag ze leisten und anschlag zetund understand, wz der eidgnossen botten ansechen ze widertriben, sundrig züg ze ansechen, sol jederman mit den sinden schaffen, dz sömluchs fürer nit beschech, ane der eidgenossen der rätten wissen [...].“ Vgl. auch die in EA II, Nr. 873 abgedruckten Missive Berns an die Eidgenossen. Vgl. auch EA II, Nr. 875 (4.3.1477), Nr. 877 (11.3.1477). Die Kontrolle unerlaubten Reislaufens war ein beständiges Problem.

<sup>46</sup> Vgl. Ernst Walder, Zur Entstehungsgeschichte des Stanser Verkommnisses und des Bundes der VIII Orte mit Freiburg und Solothurn von 1481, in: Schweize-

Furcht vor Sondertagen, „sunderm tagen“, „gross geschrey“, und die Uneinigkeit unter den Führenden war greifbar in allen Orten<sup>47</sup>. So wurde vermehrt Wert darauf gelegt, dass die Orte bzw. deren Gesandte die Taktik des Verzögerns von Verhandlungen und des Geschenkemachens nicht mehr anwenden durften<sup>48</sup>. Ebenso gab es Versuche, die Vollmächtigkeit der Gesandten in dieser Zeit verstärkt zu regeln. Gesandte gaben oft vor, keine Vollmachten zu haben, was zu einem Verschieben des Geschäftes führte.

Neben der mangelnden Kontrolle über die Regierten und die einzelnen Orte war auch eine grosse Uneinigkeit zwischen den Städte- und Länderorten vorhanden. Diese Aspekte steigerten sich zu innereidgenössischen Krisen.

Es bestand somit auf politischer Ebene eine tiefe Krise der fehlenden Ausgleiche zwischen den Städte- und Länderorten einerseits und anderseits fehlte es an Regelmechanismen bezüglich der Ressourcenverteilung. Dadurch entstanden politische wie ökonomische Spannungen.

---

rische Zeitschrift für Geschichte 32 (1984), 263–292, hier 265–270; *Walder*, Stanser Verkommnis (Anm. 44), 3–29; *Ernst Walder*, Das totechte Leben von 1477 in der bernischen Politik 1477 bis 1481, in: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde 45 (1983), 73–134; *Ernst Walder*, Rechtsgeschichtliche Anmerkungen zum Stanser Verkommnis von 1481, in: 500 Jahre Stanser Verkommnis. Beiträge zu einem Zeitbild, hrsg. v. Ferdinand Elsener, Stans 1981, 123–181. Allgemein: *Hans Conrad Peyer*, Verfassungsgeschichte der alten Schweiz, Zürich 1980, 39–41; zu den militärischen und strukturellen Konsequenzen: *Roger Sablonier*, Etat et structures militaires dans la Confédération autour des années 1480, in: Cinq-centième anniversaire de la bataille de Nancy (1477). Actes du colloque organisé par l’Université de Nancy II, hrsg. v. René Taveneaux, Nancy 1979, 429–447.

<sup>47</sup> StALU, Luzerner Abschiede B. 87 (21.3.1477): „Von des artikels wegen, als uff dem nechsten tag geleistet verlassen heimzubringen, als von dera wegen, so sunder tag leisten, und wz die rätt und gemeinden sich einentt, dz ouch dz von (one) rätten und gemeinden nit geendert, als dz vor anbracht worden, als ieglicher ortt des ein geschrifft in dem nöchsten abscheid begriffen hat“. Mit dem „nöchsten abscheid“ ist der vorgehende, also der diesem am nächsten verschriftete, folglich und aufgrund des Inhalts EA II, Nr. 877 gemeint. Vgl. auch EA II, Nr. 879.

<sup>48</sup> Vgl. dazu exemplarisch EA II, Nr. 889 (12.5.1477) übersetzt: „Jeder Bote soll heimbringen, die von Zug, besonders die Gemeinde, seien Willens, nach Burgund gegen den König von Frankreich zu ziehen. Da aber unsere Knechte, denen ein solcher Zug Unheil bringen dürfte, noch in Frankreich sind, da zudem auf den nächsten Sonntag nach Mitte Mai ein Tag nach Luzern angesetzt ist, um über die auf letztem Tag angeregten und heimgebrachten Gegenstände weiter zu ratschlagen, so hat man den Tag auf den Dienstag nach dem genannten Sonntag verschoben und soll man dann endlich und ohne Hintersichbringen über alle, was in dem vorigen und jetzigen Abschied steht, Antwort geben, besonders aber über die Frage, wie man wirksam die Annahme von Pensionen, Gaben und Schenkungen verbieten könne, da solche der Eidgenossenschaft nicht zu Gutem gereichten“.

Die Gegensätze zwischen den Städten mit einem eher aggressiven Führungsanspruch und den Länderorten, die einen zunehmend defensiven Politstil entwickelten, entluden sich auch auf den Tagsatzungen. Die innere territoriale Verfestigung und die Expansionstendenzen der einzelnen Orte bewirkten einen zahlenmässigen Zuwachs an Auseinandersetzungen und Konfliktanlässen. Dies zeigte sich unter anderem an den Verhandlungen zum Stanser Verkommnis und in den unterschiedlichen Auffassungen zu inhaltlichen Fragen wie auch zur gemeinsamen Aussen- und Pensionenpolitik<sup>49</sup>. Einige Orte wollten die Pensionen gänzlich verbieten, anderen ging es um stärkere Beteiligungen am Gewinn aus der Kriegsbeute, andere Orte wiederum wollten so weiter fahren wie zuvor.

Bei den Diskussionen um das Stanser Verkommnis ging es erstmals „nach 120 Jahren, in aller Schärfe [um] die Frage, [ob] der ‚Bundeskörper‘ erweitert werden sollte und könnte“<sup>50</sup>. Die Auseinandersetzung, ob gerade die im Burgunderkrieg und später für das Soldwesen wichtigen Orte Freiburg und Solothurn berechtigte Unterzeichner des Verkommnisses und somit Mitglieder der Eidgenossenschaft und entscheidungsbefugt auf den Tagsatzungen sein sollten, dauerten lange und verliefen zäh.

Aber auch kleinere Streitigkeiten lagen an der Tagesordnung, so zum Beispiel, wer das ausstehende Geld der Pensionen oder der Französischen Zahlungsraten in Lyon holen sollte, und wer für diesen Aufwand zu zahlen hatte, aber eben auch die Uneinigkeiten über den Verkauf oder die Aufteilung der Burgunderbeute<sup>51</sup>. Das dauernde Verschieben einer Entscheidung und das permanente Zögern der verschiedenen Orte führten zu einem beachtlichen Verhandlungsstau.

Zwar waren die Streitigkeiten über die Beuteverteilung und vor allem um das Pensionenwesen um 1481 noch nicht gänzlich gelöst. Aber mit dem Stanser Verkommnis entsteht erstmals ein überregionales, gesamteidgenössisches Regelwerk zur Beuteverteilung. Dieses hatte zumindest den theoretischen Anspruch für alle eidgenössischen Orte gültig und verbindlich zu sein. Das innereidgenössische Konfliktpotenzial war somit bedeutsam gemildert. Durch die Regelung der Beuteeinnahmen und deren Distribution verstanden es die Eidgenossen im eigenen Territorium zumindest einen zentralen Streitpunkt zu lösen. Während ältere Regelwerke, die ohnehin nicht gesamteidgenössisch gültig waren, wie z.B. der

<sup>49</sup> Zur verfassungshistorischen Einortung des Stanser Verkommnis immer noch grundlegend: *Walder*, Stanser Verkommnis (Anm. 44), 75–84.

<sup>50</sup> *Walder*, Stanser Verkommnis (Anm. 44), 79.

<sup>51</sup> StALU, Luzerner Abschiede B. 111 (Mai 1478), B. 124 (August 1480); Staatsarchiv Bern [StABE], A IV A 145 (19.3.1481); StALU, A.A. B. 185 (6.6.1481); StABE, A IV, A. 165 (29.7.1481); StALU, A.A. B. 235, etc.

Sempacherbrief und der Pfaffenbrief, noch schwammig waren bezüglich Beuteverteilung, so machte das Stanser Verkommnis deutlich, dass die Beute an den obersten Hauptmann abgegeben werden sollte, und alles in die allgemeine Beute kommen sollte. Ebenfalls sollten Brandschatzgelder oder andere Kriegseinkünfte nach der Anzahl der Dienstleute verteilt werden.

Es scheint kein Zufall zu sein, dass mit dieser Beuteregelung versucht wurde, „Freibeuter“, freies Plündern und Brandschatzen zu verhindern. Gleichzeitig war die Regelung ein Versuch, freier Beuteverkauf wie er eben nach den Schlachten von Grandson und Murten stattfand, einzuschränken respektive zu verbieten. Auch nicht zufällig ist es, dass gerade diejenigen politischen Führungskräfte, welche von der Beuteverteilung nach oben am meisten profitieren konnten, nämlich die städtischen und ländlichen Obrigkeit, die selbst am Kriegs- und Soldwesen beteiligt waren, diese Regelungen ins Stanser Verkommnis einführen liessen. Grundsätzlich kann also gesagt werden, dass mit dem Verkommnis ein gesamteidgenössisches Regelwerk geschaffen wurde, um Beuteeinkünfte von unten nach oben zu verteilen und die Verteilungsgerechtigkeit danach „gerechter“ zu arrangieren. Ein willkommener Nebeneffekt war damit gegeben: Nämlich die Monopolisierung der Beuteeinkünfte unter den Führungskräften. Das hatte weitreichende Vorteile, die hier nur angedacht werden können: Durch das Stanserverkommnis als Regulatorium und Friedensinstrument werden neue Monopole geschaffen, aber auch neue Kräfte frei. Erst durch den inneren „Frieden“, durch Regelungssicherheit und Klarheit, an wen wie viele Abgaben aus Beute und Kriegswesen fliessen sollen, sind „ausserpolitische“ Optionen gegeben. Die Eidgenossen können sich nun zu einer Exportlandschaft für Söldner weiter entwickeln. Angelegt war dies jedoch bereits davor, aber so richtig losgehen konnte es wohl erst nach 1481.

## V. Fazit und einige kritische Bemerkungen<sup>52</sup>

Wenn die Beute ein Faktor war, der für junge Männer gewirkt haben soll, um sie in den Krieg und somit in den Tod zu bringen, dann war es einer von vielen. Wie erwähnt, lassen sich zahlreiche individuelle und kollektive Einkommensmöglichkeiten durch Beute und somit zentrale

<sup>52</sup> Es werden hier einige Gedanken und Positionen aufgenommen, die bereits in meinem Koreferat im Panel *Transregionale Kriegsgeschäfte – Europäische Söldnermärkte im Vergleich (15.–18. Jh.)*, organisiert von Philippe Rogger, Benjamin Hitz und Nathalie Büsser, an den 3. Schweizerischen Geschichtstagen in Fribourg am 7. Februar 2013 zu den Vorträgen erfolgten.

Push-Faktoren und Pull-Faktoren nur erahnen im 15. Jahrhundert. Später sind genauere Aussagen möglich. Doch vom 17. auf das 15. Jahrhundert zurück zu schliessen, wäre methodisch problematisch. Heutige Individuen reisen bekanntlich auch aus anderen Gründen um die Erde als vor 100 Jahren. Insofern sind Bedenken und Vorsicht angebracht. Lassen sich also Soldwesen und Beuteversprechen an das Konzept Landschaften und somit an spezifische räumliche Begebenheiten festmachen? Wenn Beute- und Söldnerlandschaften konzeptuell verschmolzen und tauglich angewandt werden sollen, dann müssten die gemeinsamen Nenner die Beute und die Söldner in einer spezifischen räumlichen Situation sein. Doch ist dies der Fall? Wenn die werdende Eidgenossenschaft früher als „Exportnation“ bezeichnet oder vom erfolgreichen oder verfehlten „schweizerischen Solddienst“ gesprochen wurde, so haften diesen Begegnungen immer auch spezifische Vorstellungen von Staat und Nation an. Doch gibt es das schweizerische Söldnerwesen oder die Eidgenossenschaft als Söldner-Exportnation? Schaut man genauer hin und das wird in diesem Band ja gemacht, so wird rasch deutlich, dass es wohl eher spezifische Regionen oder eben Landschaften gab, die prädestiniert waren, Söldner zu exportieren. Perspektive in diesen Regionen kam es zu mehr Abwanderungen von Söldnern als anderswo. Rudolf Jaun hat unlängst darauf verwiesen, dass gerade die regionale Perspektive nötig ist, um „festgefahrene Aussagen zum Schweizer Solddienst“ aufzubrechen zu können<sup>53</sup>. Wenn zum Beispiel selbst im Umland Luzerns bedeutende Unterschiede der Aushebungspraktiken und der Abwanderung festzumachen sind, dann muss man sich fragen, ob man nicht vielmehr von Regionen sprechen sollte. Denn selbst in einer relativ kleinräumigen Herrschaft, wie in derjenigen der Stadt Luzern im 15. und 16. Jahrhundert gab es offensichtlich ganz unterschiedliche Gründe, in den Krieg zu ziehen. Ob Kettenwanderungsphänomene, Armutsgüter, monetäre Entschädigungen oder schwer fassbare Abenteuerlust zu mehr Söldner führten, ist nicht nur – wie vieles in der Schweiz – von „Kanton“ zu „Kanton“ verschieden, sondern auch innerhalb derselben äußerst variantenreich.

Was hat das mit Beute oder Beuteversprechen zu tun? Beute war sicher ein Anreiz in den Krieg zu ziehen. Doch von Beutegier zu sprechen, scheint mir unlauter zu sein. Denn Beutegier lässt sich historisch schlecht messen und darüber hinaus ist es methodisch fragwürdig, die Beutegier dann noch gewissen „erfolgreichen“ Exportlandschaften zuzuordnen. Gleichsam war Beutegewinn oder die Aussicht auf Beute häufig leeres Versprechen und kaum ein Söldner kehrte – zumindest aus den weit ent-

<sup>53</sup> Rudolf Jaun, Schweizer Solddienst. Neue Arbeiten – Neue Aspekte, in: Jaun/Streit, Schweizer Solddienst (Anm. 1), 23–30, hier 27.

fernten Kriegen – mit grossem Beutegewinn zurück. Beute war aber ein Versprechen in die Zukunft. Gewinn als Option, die nie gezogen werden konnte. Ein Versprechen der Söldnerwerber, welches nicht nur den eidgenössischen Söldnern gemacht wurde, sondern für alle Söldner als Hoffnung bestand: Unabhängig davon, ob sie Iren, Schwaben, Pikarden, Böhmen, Stradioten, Kroaten oder eben Eidgenossen waren. Negative Zuschreibungen wie eben Beutegier und Brutalität erfolgten häufig erst nach gewonnenen respektive verlorenen Schlachten. Besondere Gewaltfähigkeit und damit auch Plünderungsfähigkeit war aber gleichzeitig auch gezielt einsetzbares Werbemittel, um auf dem umworbenen Gewaltmarkt bestehen zu können. Beute als Versprechen und als Möglichkeitshorizont von hohem Gewinn spielte wohl schon immer eine wichtige Rolle. Entscheidend scheint jedoch zu sein, dass lokale und zeitspezifische Ereignisse wie beispielsweise die Plünderung Konstantinopels 1204, die Beute von Grandson 1476 oder die Plünderung Tenochtitlans um 1535 jeweils Diskurse des exorbitanten Gewinns und der möglichen Bereicherung und Umverteilung hervorbrachten. Daran hat sich bis heute nicht viel geändert.



## **Fribourg face au marché européen du mercenariat: le poids de la France**

Par *Jean Steinauer*

Le cadre de cette communication est la ville-Etat de Fribourg entre 1500 et 1800, grossso modo sous l'Ancien Régime, ou entre les bornes chronologiques de la „révolution militaire“ selon le concept de Geoffrey Parker<sup>1</sup>. Au départ, avec une population de quelque 5000 citadins, c'est une République de poche, même si elle n'est pas négligeable en comparaison régionale (Genève ou Zurich n'ont alors guère plus d'habitants). En fin de parcours, on compte environ 65'000 citadins et paysans, les territoires sujets de la ville, ou bailliages, correspondant en gros au canton actuel. L'expansion s'est faite en deux phases au XVI<sup>e</sup> siècle, avec l'acquisition d'une vingtaine de bailliages: à l'ouest (régions d'Estavayer et Romont) après la conquête du pays de Vaud, en 1536; au sud en 1555, après l'achat et le partage du comté de Gruyère, également en partenariat avec Berne.

Dans la durée, une constante, l'émigration militaire. Elle n'a pas faibli au XVIII<sup>e</sup> siècle, contrairement à une tendance générale en Suisse: le volume terminal (une centaine de départs annuellement) est conforme à la moyenne séculaire. L'effectif expatrié, qui se situe entre 1500 et 2000 hommes en régime normal, est ventilé dans les 16 compagnies avouées par Fribourg au service de la France. Pour l'alimenter, plus de 8000 recrues ont été officiellement enregistrées entre 1719 et 1790, ce qui est un chiffre minimal car de nombreux enrôlements avaient lieu hors la vue de l'Etat<sup>2</sup>. Naturellement, la ponction est irrégulière, avec des dépressions et des pics: dans la seule année 1744, au milieu de la guerre de succession d'Autriche, plus de 600 nouvelles recrues sont enrôlées par les capitaines fribourgeois; cela représente 1 % de la population totale, et peut-être plus de 5 % de la population masculine en âge de porter les armes, ce qui est énorme. Au total, l'émigration militaire aurait épousé entre le tiers et la moitié de l'excédent des naissances masculines<sup>3</sup>.

---

<sup>1</sup> *Geoffrey Parker*, La révolution militaire. La guerre et l'essor de l'Occident 1500–1800, Paris 1993.

<sup>2</sup> *Jean Steinauer*, Patriciens, fromagers, mercenaires. L'émigration fribourgeoise sous l'Ancien Régime, Lausanne 2000, 38.

Jusqu'au bout le mercenariat a constitué une ressource financière essentielle pour l'oligarchie gouvernante (le patriciat), autrement dit l'Etat puisque celui-ci a été en quelque sorte privatisé au profit des familles *regimentsfähig*. Les pensions liées au service français représentent 111 % des recettes ordinaires dans le premier tiers du XVI<sup>e</sup> siècle, et encore 66 % sur sa durée entière, soit de 1501 à 1610<sup>4</sup>. Sur la fin du XVIII<sup>e</sup> siècle, Fribourg comme Soleure figure en tête de tous les cantons bénéficiaires des pensions françaises découlant du mercenariat, pour plus de 33'000 livres annuelles<sup>5</sup>. La Ville-Etat de Fribourg a donc lié son existence au développement de l'émigration militaire, depuis son entrée dans la Confédération (1481) jusqu'à son renversement par les armées révolutionnaires (1798). Or, l'histoire de cette dépendance peut être périodisée en fonction du marché français de l'emploi mercenaire.

On peut en saisir les inflexions et les enjeux en se fixant sur quatre moments clés, illustrés par quatre acteurs emblématiques, à la fois entrepreneurs militaires et dirigeants politiques: soit les guerres d'Italie, spécialement les années 1510–1516, avec Peter Falk; les guerres de religion en France, entre 1570 et 1598, avec Hans von Lanten-Heid; la guerre de Trente ans dans sa première phase (1620–1635), avec Franz Peter Koenig von Mohr; enfin un épisode de la guerre de succession d'Espagne, en 1711, avec Jean-Frédéric de Diesbach.

### I. Peter Falk, ou l'ouverture du marché

Au seuil du XVI<sup>e</sup> siècle, le mercenariat axé sur l'Italie génère des mouvements migratoires saisonniers. On fait campagne d'avril à octobre, quand les chemins sont praticables et que le fourrage est disponible. Bien que la demande de mercenaires pour l'Italie soit soutenue chez tous les belligérants, les levées de troupes à Fribourg demeurent irrégulières et d'ampleur modeste: quelques dizaines d'hommes, deux ou trois centaines au plus.

Ces levées sont faiblement encadrées par la puissance publique. A l'aller, c'est en raison de l'impuissance de la Diète à coordonner les engagements, et de l'impuissance du canton à s'assurer le monopole de la force

---

<sup>3</sup> Walter Bodmer, L'évolution de l'économie alpestre et du commerce de fromages du XVI<sup>e</sup> siècle à 1817 en Gruyère et au Pays d'Enhaut, in: Annales fribourgeoises 48 (1967), 5–162.

<sup>4</sup> Martin Körner, Solidarités financières suisses au seizième siècle, Lausanne 1980, 112–114.

<sup>5</sup> Philippe Gern, Aspects des relations franco-suisses au temps de Louis XVI. Diplomatie, économie, finances, Neuchâtel 1970, 179.

armée face aux chefs militaires issus, soit de la vieille chevalerie comme les Velga, les Gruyère, les Diesbach ou les Englisberg, soit de la bourgeoisie marchande: à l'origine les Fégely (Vögeli) sont teinturiers, les Techtermann et les Reyff tanneurs, les Wehrly bouchers et les Praroman négociants. Et au retour, les mercenaires licenciés forment des bandes armées qui brigandent sur l'itinéraire. Dans les *Thurnrodel*, les registres d'écrou de Fribourg, ils apparaissent comme les criminels les plus dangereux et les plus violents; entre beaucoup d'exemples, on peut citer le récit de l'assassinat d'un paysan sur le versant italien du Grand Saint-Bernard par une bande de Fribourgeois rentrant de Novare<sup>6</sup>.

Ces levées sont déterminées par la fortune des armes, mais aussi par l'issue de luttes de pouvoir. Exemple: la destitution de l'avoyer François d'Arsent par le banneret Peter Falk. Disons pour simplifier qu'Arsent tenait pour la France, dont il était pensionné, alors que Falk suivait l'évêque de Sion Matthieu Schiner, qui s'efforçait de ranger les Suisses aux côtés du pape. En 1511, au fort d'une émotion populaire, Falk fait mettre Arsent en accusation et obtient sa tête. La victoire de Falk dirige ainsi les mercenaires fribourgeois vers le service du pape. Mais quatre ans plus tard, la défaite de Marignan redistribue les cartes. Falk est alors absent, en pèlerinage à Jérusalem. La paix de Fribourg, signée en 1516 avec François I<sup>er</sup>, entraîne la réouverture officielle du marché français. Falk à son retour entérine ce changement, et va même recevoir à Paris des mains du roi un titre de chevalier.

Falk attend toujours son biographe, mais voici quelques repères. Né vers 1468, il est fils du secrétaire de ville et gendre d'un membre du gouvernement. Des études de droit en Alsace, une double carrière militaire et politique, jusqu'au sommet: il commande les troupes fribourgeoises à Pavie en 1512, il est élu avoyer en 1516. Diverses missions diplomatiques auprès du pape, de Venise, du roi de France et de la Diète confédérée. Il meurt à Rhodes au retour d'un second pèlerinage à Jérusalem, en 1519<sup>7</sup>.

On peut esquisser de lui un portrait mi-parti, en érudit et en guerrier, rien qu'en puisant chez son homologue Niklaus Manuel, autre homme de culture, de pouvoir et de violence. La Danse macabre du couvent des Dominicains à Berne<sup>8</sup>, qui nous est connue par une copie du XVII<sup>e</sup> siècle, contient un portrait présumé de notre héros; la présomption s'appuie sur

<sup>6</sup> Patrick Gyger, L'épée et la corde. Criminalité et justice à Fribourg (1475–1505), Lausanne 1968, 152.

<sup>7</sup> Ernst Tremp, Art. „Falck, Pierre“, in: Dictionnaire historique de la Suisse, vol. 4, Hauterive 2005, 679.

<sup>8</sup> Joseph Leisibach, Peter Falck und der Berner Totentanz, in: Freiburger Geschichtsblätter 89 (2012), 55–72.

les armes Falk portées par la figure de la mort qui vient saisir l'avoyer. D'autre part Manuel comme son contemporain Urs Graf a fixé l'iconographie du *Reisläufer*: bérét de velours emplumé, pourpoint à crevés, chausses rayées, souliers à pattes d'ours, *schweizer Dolch* sur les reins, hallebarde à l'épaule, et nous sommes en droit d'imaginer Falk, au combat, vêtu et armé de la sorte.

Sous l'angle de l'histoire culturelle, Falk est un personnage fascinant, qui allie (ou intègre?) humanisme et mercenariat. Propriétaire d'une riche bibliothèque, amateur de musique et de poésie, il correspondait avec quelques-uns des plus notables intellectuels du temps (Erasme, Glaréan, etc.) et entretenait des rapports amicaux avec Ulrich Zwingli, alors curé du Grossmünster zurichois. Bienfaiteur de la collégiale Saint-Nicolas, il y établit un cercle de clercs humanistes qui sera dispersé, sous l'accusation d'hérésie protestante, douze ans après la disparition de l'avoyer<sup>9</sup>. On ne sait pas comment le destin religieux de Fribourg aurait évolué si Falk avait vécu plus longtemps.

Sous l'angle de l'histoire sociale, on peut faire deux observations. Du côté de la main-d'œuvre: il y a coïncidence chronologique, et probablement causalité circulaire, entre le déclin de l'activité drapière à Fribourg, qui s'amorce dès 1450, et l'essor du mercenariat. A la fin du XVI<sup>e</sup> siècle, tout est joué. Le capitaine Jean Ratzé, qui revient en 1581 de Lyon où il commandait une compagnie à la solde de la ville, essaie en vain de relancer l'activité textile à Fribourg dans le haut de gamme, en important des laines de Provence. Il se heurte à la routine des corporations et à l'insuffisance d'artisans qualifiés, c'est l'échec et la ruine. La même année 1581 le Visiteur jésuite Olivier Manaré, en mission pour la création d'un collège à Fribourg, fait rapport au général de l'ordre: „La ville est très peu peuplée. Les hommes s'adonnent à la guerre et y sont habiles. Il n'y a ici ni artisanat ni commerce. [...] Les gens passent leur temps à se promener et à boire“<sup>10</sup>. Quant aux élites sociales, l'essor du mercenariat stimule sans doute l'ascension des bourgeois entrepreneurs de guerre vers un statut nobiliaire, du moins il reflète une certaine relève dans les hauts de l'échelle: les noms de Lanthen-Heid, Techtermann, Reynaud (bientôt de Reynold) ou Cugniet (prochainement de Weck) apparaissent dans les rôles militaires et les listes du Conseil, alors que l'ancienne chevalerie sort doucement de scène. La faillite d'un Englisberg, en 1554, signera cette évolution. Le régime politique de la ville est oligarchique, dans les

<sup>9</sup> Jean Steinauer, *La République des chanoines. Une histoire du pouvoir à Fribourg*, Baden 2012, 32–40.

<sup>10</sup> Cité par André Marquis, *Le Collège Saint-Michel de Fribourg. Sa fondation et ses débuts 1587–1597*, Fribourg 1969, 20.

faits, dès le cap du XVI<sup>e</sup> siècle, mais le mercenariat accélère la mue du groupe dominant vers le modèle aristocratique.

## II. Hans von Lanten-Heid, le pari de l'entrepreneur

Deuxième moment clé, les guerres de religion en France, dans le dernier tiers du XVI<sup>e</sup> siècle, absorbent nombre de levées fribourgeoises. Mais la demande est fragmentée, car aux antagonistes de ces guerres civiles triangulaires – le roi, les protestants, la Ligue ultra-catholique – s'ajoutent les villes désireuses d'acheter une protection militaire, comme on l'a vu avec Lyon et le capitaine Ratzé.

Le pouvoir à Fribourg hésite entre la fidélité à l'alliance française – donc le service du roi – et le choix d'une politique confessionnelle inspirée par les Jésuites dans l'esprit de la Contre-Réforme; car Fribourg a rejeté la Réformation pour se poser en bastion de la foi catholique. Dans cette optique, les mercenaires fribourgeois devraient servir exclusivement la Ligue, et derrière elle l'Espagne. Pas question, évidemment, de fournir des troupes au parti huguenot. Mais des facteurs politico-diplomatiques plus proches pèsent aussi sur les délibérations du Conseil de Fribourg: on ne veut pas irriter Berne, protectrice de la calviniste Genève contre la catholique Savoie. En fait, le pouvoir oscille surtout en fonction des intérêts financiers de dirigeants mués en entrepreneurs militaires, souvent créanciers de leur employeur français, et liés entre eux par des solidarités de famille ou de clan: tel l'avoyer Jean de Lanten-Heid, figure centrale de l'époque.

En quelques mots, sa carrière se résume ainsi<sup>11</sup>. Né vers 1530, fils d'un capitaine et membre du gouvernement. Sept fois marié, six fois veuf. Aucun renseignement disponible sur sa formation. Triple activité: politique (trente ans avoyer !), militaire (leva plusieurs compagnies franches et commanda quatre régiments), pré-industrielle (moulin, blanchisserie, verrerie). Une carrière longtemps rectiligne, interrompue en 1591 par sa destitution et son bannissement, mais reprise avec honneur en 1598. Meurt en 1609.

C'est un modéré, un „politique“, un „moyenneur“ dans le langage français du temps; on le voit très attentif à garder de bons rapports avec Berne, où il était bien introduit. Ferme catholique, ami et bienfaiteur des Jésuites, il s'oppose toutefois aux prétentions cléricales sur la conduite de l'Etat, au-dedans comme au-dehors. Il entre donc en conflit avec les

<sup>11</sup> Marius Michaud, Un chef de guerre fidèle à la couronne de France, in: Annales fribourgeoises 69 (2007), 125–143.

dirigeants du clergé sur l'application des décrets du concile de Trente et surtout sur le rapprochement diplomatique avec l'Espagne, auquel poussent hauts clercs et dévôts. Lanthen-Heid est trop engagé financièrement au service de la Cour de France pour changer de camp. Il en touche une pension d'environ 10'000 livres, bien plus importante que celle qu'il reçoit du duc de Savoie. Il a investi dans l'achat d'une compagnie qui tient Fort-Barraux, une position que la France a fortifiée dans le Dauphiné pour surveiller précisément la Savoie. Le trésor royal étant impécunieux, il a mené campagne sur ses fonds propres, souscrit ou cautionné des emprunts français, embarquant avec lui tout son clan, son gendre Nicolas de Praroman et le beau-frère de celui-ci, Ulrich d'Englisberg. Incidemment: sur un portrait de ce dernier daté de 1587, une suscription pleine d'humour, parodiant les fières devises latines, témoigne que le risque mercenaire n'était pas forcément payant: „*Numquam bargelt, semper zerrissa hosen*“! Mais à Fribourg l'influence de Lanthen-Heid décroît. La ville adhère à la Ligue Borromée des cantons catholiques en 1586 (une sorte de Sonderbund avant la lettre), et signe l'alliance catholique avec l'Espagne en 1588. Après l'assassinat de Henri III, en 1589, Lanthen-Heid resté fidèle à l'héritier légitime de la Couronne se retrouve au service de Henri IV, un roi protestant.

C'est la disgrâce, puis la rupture. Contre Lanthen-Heid, le clergé exige le retour des soldats au service du roi Henri, mais l'avoyer-colonel lève un nouveau régiment pour lui, en 1591. Il est destitué, banni, ses biens sont confisqués. Le parti hispano-savoyard triomphe, et les Jésuites – avec à leur tête une star de l'Ordre, Pierre Canisius – se frottent les mains. Mais le sort des armes est contraire à la Ligue, Henri IV s'impose dans son royaume et conquiert Paris, adopte une attitude conciliante envers les cantons catholiques. Suite à ce retournement de situation, à Fribourg Lanthen-Heid est rétabli dans ses charges, droits et propriétés, et le débouché français retrouve un statut quasiment exclusif pour le mercenariat. Mais les créances contre la Couronne demeurent ouvertes, et la situation des entrepreneurs militaires du canton sur le marché français ne va pas franchement s'améliorer dans les décennies suivantes. Les hommes ambitieux et pressés iront donc voir ailleurs.

### **III. Franz Peter Koenig von Mohr, ou l'impossible embauche**

En 1627, les familles privilégiées se réservent l'exclusivité des charges publiques à Fribourg. L'Etat oligarchique, s'affirmant dans la première moitié du XVII<sup>e</sup> siècle, s'emploie à réguler le mercenariat qui prend de l'ampleur durant la guerre de Trente ans. L'art de la guerre évolue alors

rapidement dans toute l'Europe, rallongeant la formation des soldats et conduisant à la formation d'armées permanentes. L'émigration militaire, autrefois saisonnière, devient pluri-annuelle, et par le jeu des renagements successifs tend à devenir viagère. La destination française devient exclusive *de jure* pour les Fribourgeois, à la seule exception de Gênes (une compagnie d'environ 400 hommes, d'ailleurs rappelée en 1633 pour cause de danger d'invasion – alors qu'on en lève sept pour la France). Le troisième moment clé de notre histoire confirme ces caractéristiques, et fait apparaître le sel comme enjeu lié au mercenariat. C'est l'aventure solitaire du général-baron Franz Peter Koenig von Mohr, plus exactement son interruption brutale au moment où la France entre de plain pied dans la guerre.

Franz Peter Koenig von Mohr est né François-Pierre Rey de Moret en 1594<sup>12</sup>, son patronyme a été germanisé quand le père, notaire et aubergiste, est devenu bourgeois de Fribourg. *Homo novus*, il fait partie dès 1627 de la première volée de patriciens AOC. Sa carrière, triplement atypique, est d'abord militaire puis politique, non pas menée sur les deux fronts en parallèle ou en alternance; elle se fait au service de l'empire, non pas de la France, quelque désir qu'il en ait; et se résume à des engagements individuels, sans qu'il ait jamais reçu le droit de recruter, donc obtenu le statut d'un entrepreneur militaire. Avec cela, une vie aventurée, dramatique et romanesque à souhait, pleine de coups de théâtre, de suspense et de rebondissements, qui va de complots en assassinats, et de condamnation à mort en évasion spectaculaire, une vie dont la seule fausse note est la fin: le général meurt dans son lit, en 1647.

Koenig a d'abord dédaigné le marché français de l'emploi militaire. Il commencé par se battre pour la République de Venise, ce que lui interdit le gouvernement de Fribourg sous peine de représailles sur sa famille. Puis, malgré les objurgations de Leurs Excellences, au lieu de s'engager en France il part au service de l'Empire à la suite d'un chef de guerre vénitien rénégat rencontré à Milan, le comte Collalto, qui fait la guerre en Bohême dès 1620. Koenig se bat et chevauche pour l'empereur durant une quinzaine d'années, accumulant grades et faveurs. La voie impériale n'étant pas, comme le service de France, encombrée de patriciens mieux dotés que lui en alliances familiales et protections politiques, les chances d'une ascension sociale pouvaient y sembler meilleures. Hypothèse plausible: notre homme est en effet devenu très vite seigneur d'un bled en Moravie, Meyritz ou Mariz, puis baron (*Freiherr*) au titre d'une seigneurie, Billens, achetée près de Romont.

<sup>12</sup> Verena Villiger/Jean Steinauer/Daniel Bitterli, *Les chevauchées du colonel Koenig. Un aventurier dans l'Europe en guerre (1594–1647)*, Fribourg 2006.

En 1634, lorsqu'accusé de meurtre et soupçonné de trahison Koenig est perdu pour l'Empire, il rentre au pays et cherche un nouvel employeur. Mais en vain. Pour le duc de Savoie, il est trop cher; et pour le pape, vers qui le dirige son ami le nonce Ranuccio Scotti, il est inutile. Machiavel le disait déjà: l'art du soldat, c'est l'art de la solde, ou l'art de se faire embaucher. Alors Koenig se tourne vers le marché français. Il prend langue avec les services de Richelieu par le biais d'une filière de Pères capucins (Koenig est un ami de leur Ordre) passant par Joseph du Tremblay, „l'Eminence grise“, agent du cardinal. Mais il est barré par le duc de Rohan, en dépit de la promesse qu'on lui a faite d'un régiment pour combattre en Valteline les Impériaux et les Espagnols. Rohan, grand seigneur calviniste, est offusqué par la modeste extraction de Koenig aussi bien que par sa truculente paillardise. Surtout, il ne croit pas à sa loyauté, compte tenu des intérêts que le Fribourgeois possède dans les salines de Franche-Comté, donc de sa dépendance à l'égard de l'Espagne.

Car Koenig, à côté de la politique fribourgeoise, fait du business avec la Franche-Comté: il investit dans le sel, qui avant 1651 n'est pas encore un monopole d'Etat. C'est intelligent, parce que le canton développe une économie pastorale et fromagère: il faut des tonnes de sel pour le bétail et la fabrication du gruyère, dont les cours explosent avec la guerre. Et c'est bien vu stratégiquement, parce que l'approvisionnement de Fribourg se fait en Franche-Comté, un territoire proche, enjeu de la lutte européenne. La Franche-Comté, qui est espagnole, devient un champ de bataille entre 1634 et 1644. Comment protéger cette source de sel, militairement et diplomatiquement ? Koenig s'y emploie sans trop de succès sur le plan des armes: il en fournit, dans la limite des moyens de Fribourg, à Dole assiégée par les Français, mais Berne refuse le passage de troupes. Lorsqu'il devient avoyer, un voyage à Bruxelles lui permet de garantir plus ou moins la poursuite des livraisons. Ce qui témoigne pour ses talents diplomatiques, les Espagnols reprochant aux Fribourgeois de fournir des troupes à leur meilleur ennemi, la France.

#### **IV. Jean-Frédéric de Diesbach, ou le débauchage interdit**

Le lien entre le sel et le mercenariat devient contraignant avec l'annexion de la Franche-Comté par Louis XIV (1674). Se met alors en place un modèle fribourgeois d'échanges intégrés, exclusivement, avec la France: importation de sel, exportation de fromage et de soldats, chacun de ces courants engendrant en retour un flux de monnaie en bonnes espèces métalliques. Pour faire pression sur l'Etat patricien et en obtenir des soldats, le roi de France n'a plus besoin de toucher aux pensions, aux

flux d'argent directement liés au militaire ou à la politique. „Il lui suffit de couper le circuit du fromage, au début ou à la fin, en bloquant les livraisons de sel ou en interdisant l'exportation des métaux précieux, c'est-à-dire le rapatriement des espèces gagnées sur le marché de Lyon“<sup>13</sup>, place d'échange des fromages. La demande française canalise et organise entièrement l'offre mercenaire locale. Le système ne faiblira pas jusqu'à la Révolution. Fribourg y perd, de fait, son indépendance pour devenir une sorte de protectorat français.

Le quatrième moment clé de cette histoire est un épisode qui se place en 1711, au fort de la guerre de succession d'Espagne qui oppose à la France de Louis XIV une coalition groupant l'empire, l'Angleterre et la Hollande. L'affaire est engagée sur un coup de tête par un officier fribourgeois, Jean-Frédéric de Diesbach. Voici sa fiche biographique: né en 1677 d'un père officier et d'une aristocrate soleuroise, orphelin de père à 6 ans, inapte aux études, fugueur et un peu voyou; censé faire son droit à Orléans, trouve sa voie en s'engageant à Paris dans les Gardes suisses. Tôt fait capitaine, veut accélérer sa carrière en quittant ce régiment prestigieux pour l'infanterie de ligne, plus souvent au feu. Blessé au siège de Lille en 1708, brigue le grade de colonel qu'on lui refuse de façon répétée. Excédé, démissionne et va s'engager en face, où le prince Eugène lui offre de lever un régiment pour la Hollande, qui passerait au service de l'empire à la fin de la guerre.

En juillet 1711, Diesbach lance le recrutement en Suisse, mais cela se passe mal. La France réagit violemment. Son ambassadeur, le comte du Luc, fait pression sur les cantons pour qu'ils interdisent à Diesbach de recruter chez eux. Berne obtempère, mais aussi Lucerne, Uri etc. Fribourg ne trouve aucune solidarité dans les cantons catholiques. Pire: du Luc somme Fribourg de désavouer Diesbach et de le mettre à l'amende. Comme, bien sûr, le canton tergiverse, l'administration royale suspend les livraisons de sel. Débute alors une période angoissante pour les Fribourgeois, qui voient approcher la fin de leur stocks et n'osent pas accepter les offres concurrentes de l'Autriche. En décembre, finalement, le gouvernement cède, exige de Diesbach la dissolution de son régiment et lui inflige une amende, au vrai, modeste, de 100 louis d'or, plus les frais de la cause estimés à 40 louis.

Cette crise, très sommairement résumée, est typique de la relation inégale, ou du rapport de forces, où Fribourg s'est enfermé en raison du mercenariat français. Versailles exige des soldats en nombre croissant, et le canton doit les fournir car il dépend totalement de Versailles pour son

<sup>13</sup> Steinauer, Patriciens (note 2), 197.

approvisionnement en sel, mais aussi pour sa trésorerie et sa stabilité politique, grâce aux pensions versées au gouvernement et aux familles. Fribourg dépend aussi du bon vouloir de la France pour le rapatriement des espèces générées par la vente des fromages à Lyon, place unique pour l'import et la distribution en France.

Un successeur de du Luc à l'ambassade de Soleure, le marquis d'Avary, formule tout cela sèchement, en février 1720, dans une lettre au Petit Conseil de Fribourg: „Jusqu'à ce que vous ayez accordé toutes les recrues nécessaires pour que les compagnies soient [de] deux cents hommes [...] il ne me sera pas possible de vous rendre les services que vous me demandez tant pour ce qui regarde vos marchands de fromage que pour le paiement de la pension“<sup>14</sup>. Fribourg s'empessa de fournir les hommes, mais les marchands ne purent quand même pas sortir du royaume avec leurs espèces d'or et d'argent: ils furent forcés de les échanger contre des billets de banque, dont la valeur fut réduite à un quart au mois de septembre suivant.

Pour être juste, il faut observer que la monoculture du mercenariat français a contribué puissamment à la consolidation de l'Etat patricien fribourgeois. Sous l'impulsion de la France, et grâce aux outils administratifs mis au point par Louvois et les intendants de l'armée royale, les gouvernants d'ici ont appris à enregistrer, compter, canaliser et finalement organiser l'émigration militaire, à se doter progressivement d'une vraie politique en la matière. C'est avec ces instruments qu'ils ont pu imposer puis maintenir la France comme débouché unique, au contraire d'autres Etats catholiques membres ou alliés de l'ancienne Confédération, comme Lucerne ou le Valais, fournisseurs également de l'Espagne et de la Savoie.

L'analyse détaillée de l'activité gouvernementale au XVIII<sup>e</sup> siècle sur le front de l'émigration militaire pourrait même autoriser la première conclusion que voici, livrée comme un postulat. L'exclusivité du recrutement pour la France est l'un des facteurs, mais non le moindre, de l'affermissement d'un Etat moderne à Fribourg. Voilà qui confirme pour cette République de poche la grande thèse de Charles Tilly que Julien Freund a résumée dans une formule choc: „L'Etat fait la guerre, et inversement“: l'Etat de chez nous, c'est la guerre des autres qui l'a formé.

Une deuxième conclusion s'impose après ce bref survol: la destination française du mercenariat fribourgeois n'était pas inscrite dans les astres, elle fut même âprement combattue à deux moments clés de l'histoire locale, le début et la fin du XVI<sup>e</sup> siècle.

---

<sup>14</sup> Cité par Bodmer, L'évolution de l'économie alpestre (note 3), 93.

Et la troisième conclusion, c'est que la monoculture du service de France ne répondit pas prioritairement à un choix diplomatique ou politique, mais fut la résultante de choix économiques opérés par les entrepreneurs de guerre et progressivement pris en charge par l'Etat patricien. En ce sens, et au risque de faire du matérialisme historique rudimentaire, j'aimerais dire que les gloses et justifications produites par les juristes à l'appui des traités d'alliance et des capitulations militaires ressemblent à un habillage. La réalité crue, c'est que la France pensionnait les patriciens fribourgeois plus généreusement que les autres puissances, et que la fourniture de soldats était trop fortement imbriquée dans le circuit des échanges avec ce royaume pour que Fribourg cherchât un autre débouché.



# **Böhmen als Söldnermarkt/ „Böhmen“ als Söldnertypus im späten Mittelalter**

Von *Uwe Tresp*

## **I. Einleitung**

Der französische Wirtschafts- und Sozialhistoriker Fernand Braudel (1902–1985) definierte vor einigen Jahrzehnten den Söldnerhandel als Teil des allgemeinen Arbeitsmarktes:

„Einen weiteren, sehr beachtlichen Sektor des Arbeitsmarktes stellt die mit der Entwicklung des modernen Staates verknüpfte Anwerbung von Söldnern dar. Den Regeln des Marktes entsprechend wissen Interessenten, wo diese Leute zu finden sind, und sie selbst, wo man sich verkauft“<sup>1</sup>.

Diese Aussage ist natürlich in ihrer Abstraktheit so allgemein formuliert, dass man ihr ohne größere Bedenken zustimmen wird. Gleichwohl kann sie aus dem gleichen Grund nicht zufrieden stellen, weil sie keine Rücksicht auf die spezifischen Funktionsbedingungen des Söldnerhandels nimmt. Braudel gab keine Hinweise darauf, woher dieses beiderseitige marktbezogene Wissen von Söldnern und Interessenten stammen sollte, was genau die Söldner – oder deren besondere Varianten – so begehrte und nicht zuletzt, wie dieser Markt mit seinen Regeln denn einzugrenzen oder wenigstens zu beschreiben wäre. Auch über die Rolle möglicher Händler oder relevante, den Markt beeinflussende Faktoren ist damit noch nichts gesagt. Immerhin aber betonte er, dass es sich bei der Anwerbung von Söldnern und deren Regeln um einen Vorgang handelte, der in Spätmittelalter und Früher Neuzeit eng mit der Entwicklung des modernen Staates verknüpft war und deshalb von besonderem historischem Interesse sein sollte.

Weitere Klärung über die jeweiligen Bedingungen von Söldnerwerbungen kann man sich vielleicht von den betroffenen Zeitgenossen erhoffen. Im mitteleuropäischen Rahmen, der hier den Maßstab geben soll, brachte vor allem das 16. Jahrhundert einen erheblichen Aufschwung des Söldnerwesens und der damit verbundenen Marktbedingungen, der vor allem mit

---

<sup>1</sup> Fernand Braudel, Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts. Der Handel, 2. Aufl., München 1990, 48.

dem Erfolg der deutschen Landsknechte als Söldnertypus und dem frühen Kriegsunternehmertum zusammenhing<sup>2</sup>. Die Anfänge dieser Entwicklung sind jedoch bereits im 15. Jahrhundert zu suchen. Damals war es vor allem ein deutscher Fürst, der als ein „meyster im veldt“ und „aller geordneter hervart meister“ galt. Kurfürst Albrecht Achilles von Brandenburg (1414–1486) war für die Zeitgenossen eine ausgewiesene Autorität in Fragen der Kriegsführung und Kriegsorganisation innerhalb des Heiligen Römischen Reiches<sup>3</sup>. Den modernen Historikern ist er vor allem durch seine umfangreiche überlieferte Korrespondenz als ebenso mitteilungs- wie meinungsfreudiger Zeitzuge des 15. Jahrhunderts bekannt<sup>4</sup>. Als solcher war er selbstverständlich auch nicht um Ratschläge zur Anwerbung von Söldnern verlegen. Diese können uns noch heute einen ungefähren Eindruck von seiner Perspektive auf spätmittelalterliche Söldnerlandschaften und ihre zeittypischen Erscheinungsformen vermitteln. Zwei Beispiele solcher Äußerungen des Albrecht Achilles mögen das verdeutlichen. Sie führen uns zugleich tief in die militärischen Verhältnisse und Bedingungen des Söldnerhandels im Reich des 15. Jahrhunderts hinein.

Das erste Beispiel ist eine Empfehlung des alten Kurfürsten an den Reichstag von 1481, der in Nürnberg über die Organisation und Finanzierung einer Kriegshilfe des Reiches für Kaiser Friedrich III. gegen die Türken und – hintergründig – den ungarischen König Matthias Corvinus beriet<sup>5</sup>. Albrecht Achilles war der Meinung, dass man die Truppen der

<sup>2</sup> *Fritz Redlich*, The German Military Enterpriser and his Work Force. A Study in European Economic and Social History, 2 Bde., 1964–1965; *David Parrott*, The Business of War. Military Enterprise and Military Revolution in Early Modern Europe, Cambridge 2012. Siehe dazu auch den Beitrag von Reinhard Baumann in diesem Band.

<sup>3</sup> *Ernst Schubert*, Albrecht Achilles, Markgraf und Kurfürst von Brandenburg (1414–1486), in: Fränkische Lebensbilder 4 (1971), 130–172, bes. 130–131 und 152–158; *Gabriel Zeilinger*, Gruppenbild mit Markgraf Albrecht „Achilles“ von Brandenburg (1414–1486), die Reichsfürsten seiner Zeit und die Frage nach zeitgenössischer und historiographischer Prominenz, in: Fürsten an der Zeitenwende zwischen Gruppenbild und Individualität. Formen fürstlicher Selbstdarstellung und ihre Rezeption (1450–1550), hrsg. von Oliver Auge/Ralf-Gunnar Werlich/Gabriel Zeilinger, Ostfildern 2009, 291–307. Die Zitate sind überlieferte Aussagen des bayrischen Chronisten Hans Ebran von Wildberg und des böhmischen Königs Georg von Podiebrad.

<sup>4</sup> Zahlreiche Korrespondenzen und Denkschriften des Kurfürsten sind, noch unvollständig, in mehreren Quellensammlungen 19. Jahrhunderts ediert worden. Die umfangreichste und wichtigste davon ist: Politische Correspondenz des Kurfürsten Albrecht Achilles, 3 Bde., hrsg. v. *Felix Priebatsch*, Leipzig 1894–1898.

<sup>5</sup> Ausführlich zu den Hintergründen *Adolf Bachmann*, Deutsche Reichsgeschichte im Zeitalter Friedrich III. und Max I., Bd. 2, Leipzig 1894, 690–719. Siehe auch *Karl Nehring*, Matthias Corvinus, Kaiser Friedrich III. und das Reich. Zum

Reichshilfe nicht in der jeweiligen Heimat der beteiligten Reichsstände aufstellen und dann bis nach Wien marschieren lassen sollte. Stattdessen empfahl er, „[...] die lewt danieden zu bestellen, so man der anders bekommen mag, nachdem sie der kriegslawfft baß gewandt sind und die lauff der Turcken wissen, dann ein fremdes gesamets volck von vil enden gewissen mogen“<sup>6</sup>. Man sollte die Söldner also vor Ort anwerben, im Grenzland zwischen Österreich und Ungarn. Die dort zu findenden Söldner waren für den bevorstehenden Feldzug gegen die Türken – oder gegen Ungarn – aufgrund ihrer Erfahrungen besser geeignet als ein von weither geholtes Kriegsvolk, das die erwarteten Gegner mit ihrer spezifischen Kampfesweise nicht kannte. Außerdem – und das schwingt in der Empfehlung ebenfalls mit – ersparte man sich auf diese Weise den beschwerlichen, zeitaufwändigen und teuren Transfer von Menschen und Waffen ins Kriegsgebiet. Mit anderen Worten gesagt: Kurfürst Albrecht Achilles empfahl, das Kriegsgebiet selbst als Söldnerlandschaft anzusehen und als Werbegebiet zu nutzen.

Damit war jedoch nicht gemeint, dass man bevorzugt Österreicher für den Solddienst anwerben wollte. In Wien und Umgebung hielten sich zu jener Zeit große Mengen von Söldnern auf, die von lange andauernden regionalen Kriegen und Fehden angelockt worden waren und die sich – oftmals unbezahlt aus dem Solddienst entlassen – zu großen Banden zusammenrotteten und das Land terrorisierten. Gerade bahnten sich auch neue Konflikte zwischen Kaiser Friedrich III. und Matthias Corvinus an, was den Söldnermarkt in dieser Region zusätzlich anheizte<sup>7</sup>. In der Tat hatten die Hauptleute der Reichshilfe 1481 keine Probleme, genügend dienstwillige Söldner in und um Wien zu finden. Ähnlich ging es auch der Gegenseite, König Matthias Corvinus von Ungarn, der in der Nähe, bei Pressburg, sein Heer aufstellte. Doch wer waren diese Leute, die man hier anwerben konnte?

Sichere Informationen lassen sich in der Regel nur über die Männer gewinnen, die an der Spitze der Söldnerhierarchie standen. Die größten

---

hunyadisch-habsburgischen Gegensatz im Donauraum, 2. Aufl., München 1989, 124–131.

<sup>6</sup> Das kaiserliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles. Kurfürstliche Periode von 1470–1486, hrsg. v. Julius von Minutoli, Berlin 1850, 15.

<sup>7</sup> Siehe dazu Franz Kurz, Oesterreich unter Kaiser Friedrich dem Vierten, Zweiter Theil, Wien 1812, 151–170; Eduard Maria Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg 8, 1477–1493, Wien 1844, 11–16; Karl Schober, Die Eroberung Niederösterreichs durch Mathias Corvinus in den Jahren 1482–1490, in: Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich NF 13 (1879), 1–17, 161–192, 259–294, 383–411, hier 26–36; Max Vancsa, Geschichte Nieder- und Oberösterreichs 2, 1283–1522, Stuttgart/Gotha 1927, 509–513.

Söldnerhaufen, die im Herbst und Winter 1481/1482 das Umland von Wien verheerten, standen unter der Führung der Hauptleute Jan Zelený von Šanov, Doběš von Boskowitz und Černahora und Václav Vlček von Čenová, die allesamt aus Böhmen und Mähren stammten. Weitere Hinweise könnten sich aus den Namen der einzelnen Söldner ergeben. Eine Musterungsliste von in Wien geworbenen Reichshilfe-Truppen zeigt, dass sie je zur Hälfte entweder deutsche oder slawische Namen trugen und offenbar hauptsächlich aus Österreich und aus den benachbarten Ländern der Böhmischem Krone, also aus Böhmen, Mähren und Schlesien, stammten<sup>8</sup>. Ein ähnliches Bild zeigt eine Liste von mehreren hundert gefangenen ungarischen Söldnern aus dem Frühjahr 1482<sup>9</sup>. Hier dominieren ebenfalls die slawischen Namen, vermutlich aus den böhmischen Ländern, aber auch aus den slawisch besiedelten Teilen des Königreichs Ungarn. Und neben wenigen deutschen finden sich dort auch einige ungarische Namen. Interessant ist aber, dass es sich bei der Musterungsliste der Reichssöldner ausschließlich um Reiter handelte, während die gefangenen ungarischen Söldner anscheinend zumeist Fußknechte waren. Das Fußvolk des corvinischen Söldnerheeres wird in der Fachliteratur zumeist als Fußvolk „böhmischen Typs“ beschrieben<sup>10</sup>. Was damit gemeint ist, wird später noch zu erläutern sein. Zu diesem Fußvolk aber gehörten ganz offensichtlich nicht nur Böhmen.

Auffallend ist in jedem Fall der anscheinend sehr hohe Anteil von Tschechen unter den direkt auf dem Kriegsschauplatz in Niederösterreich und Oberungarn angeworbenen Söldnern. Darüber hinaus muss man davon ausgehen, dass auch viele Männer mit deutschen Namen aus Böhmen, Mähren oder Schlesien kommen konnten. Dies verweist auf die bekannte Tatsache, dass die Länder der Böhmischem Krone im 15. Jahr-

<sup>8</sup> Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden, W.A., Loc. 4351, Kriegssachen, fol. 131–148 und Loc. 4351/2, Kriegssachen.

<sup>9</sup> Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden, W.A., Loc. 4377, Ungarische Sachen, fol. 300–303.

<sup>10</sup> Gyula Rázsó, Die Feldzüge des Königs Matthias Corvinus in Niederösterreich 1477–1490, Wien 1973, 8; Gyula Rázsó, The Mercenary Army of King Matthias Corvinus, in: From Hunyadi to Rákóczi: War and Society in Late Medieval and Early Modern Hungary, hrsg. v. János M. Bak/Béla K. Király, Brooklyn 1982, 128–130; Gyula Rázsó, Mátyás seregének hadművészetiéről, in: Mátyás király 1458–1490, hrsg. v. Gábor Barta, Budapest 1990, 80–103; Tamás Pálósfalvi, King Matthias' Army, in: Matthias Corvinus, the King. Tradition and Renewal in the Hungarian Royal Court 1458–1490. Exhibition Catalogue, hrsg. v. Péter Farbaky et al., Budapest 2008, 295–297; János B. Szabó, The Pavise. Infantry Shield of Matthias Corvinus' Army, in: ebd., 298–299; András Kubinyi, Nándorfelhervártól Mohácsig. A Mátyás- és Jagelló-kor hadtörténete, Budapest 2007; Vladimír Segeš, Od rytierstva po žoldnierstvo. Stredoveké vojenstvo v Uhorsku so zretelom na Slovensko, Bratislava 2004.

hundert das bedeutendste Herkunftsgebiet für Söldner in den mittel- und ostmitteleuropäischen Heeren waren<sup>11</sup>.

Die Rolle Böhmens als „Söldnerlandschaft“ und die dort herrschenden Marktmechanismen waren selbstverständlich auch Kurfürst Albrecht Achilles bekannt. Das verdeutlicht das zweite hier anzuführende Beispiel: 1463 erhielt Albrecht Achilles, damals noch als in den fränkischen Ländern der Hohenzollern regierender Markgraf von Brandenburg, durch den Parteiwechsel des böhmischen Königs Georg von Podiebrad im Süddeutschen Fürstenkrieg überraschend die Chance auf Kriegshilfe aus Böhmen. Zuvor war dies nur seinem Gegner, Herzog Ludwig dem Reichen von Bayern-Landshut, vergönnt gewesen. Selbstverständlich war Albrecht an dieser Möglichkeit interessiert, plante er doch einen neuen Kriegszug gegen die Bischöfe von Bamberg und Würzburg. Dazu erhoffte er sich aus Böhmen „auf das mynst“ 4000 Mann, darunter 600 Reiter und eine gerüstete Wagenburg. Interessant sind auch die von ihm angebotenen Dienstbedingungen: Er versprach keinen Sold, keine Verpflegung und Schadensersatz, sondern lediglich ein Rüstgeld von 400 Gulden vorab. Als Lohn sollten die Böhmen alle ihre Beute selbst behalten dürfen. Und für den Fall, dass der Feldzug abgesagt werden müsse, versprach er eine pauschale Zahlung von 1000 Gulden<sup>12</sup>. Trotz dieses erstaunlich sparsamen Angebots scheute Albrecht Achilles weiterhin das

<sup>11</sup> Dazu im Überblick: *Uwe Tresp*, Söldner aus Böhmen. Im Dienst deutscher Fürsten: Kriegsgeschäft und Heeresorganisation im 15. Jahrhundert, Paderborn 2004, 44–75; *Uwe Tresp*, Die „Quelle der Kriegsmacht“. Böhmen als spätmittelalterlicher Söldnermarkt, in: Rückkehr der Condottieri? Krieg und Militär zwischen staatlichem Monopol und Privatisierung: Von der Antike bis zur Gegenwart, hrsg. v. Stig Förster/Christian Jansen/Günther Kronenbitter, Paderborn 2010, 43–61; *Uwe Tresp*, Böhmen als Söldnermarkt des ausgehenden Mittelalters, in: Krieg in der europäischen Neuzeit, hrsg. v. Thomas Kolnberger/Illa Steffelbauer, Wien 2010, 36–57; *Uwe Tresp*, Söldner aus den Ländern der Böhmisches Krone in den Kriegen zwischen dem Deutschen Orden und Polen-Litauen zu Beginn des 15. Jahrhunderts, in: Tannenberg – Grunwald – Žalgiris 1410: Krieg und Frieden im späten Mittelalter, hrsg. v. Werner Paravicini/Rimvydas Petrauskas/Grischa Vercamer, Wiesbaden 2012, 135–158; *Wojciech Iwańczak*, Mercenary Warriors – an Example of the International Relations of Czech Lands, in: *Fasciculi Archaeologiae Historiae 7* (1995), 21–29.

<sup>12</sup> Briefe und Acten zur österreichisch-deutschen Geschichte im Zeitalter Kaiser Friedrich III., hrsg. v. Adolf Bachmann, Wien 1885, Nr. 444, 552. Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg an einen seiner Räte in Prag (1463, August 26): „[...] Wir haben vns geynt mit den Behemischen hern, das vns geuolgt wirdet vff die bischoue viertausent vff das mynst werlichs gut volcks, da(bei) sechs hundert pferd vnd ein geruste wagenburg vnd die, die damit kommen vnder in, (kommen) vff irn aigen kosten und scheden; doch was sie gewynnen, das ist ir, [...]. Doch schencken wir in zu gerustgelt iiiii<sup>c</sup> gulden, vnd wo wir nicht gericht werden vff dem tag, so get der zug fur sich; das haben wir ausgedingt. Werden wir aber ge-

finanzielle Risiko und ermahnte seine mit den Verhandlungen beauftragten Räte zu unbedingter Vertraulichkeit. Lediglich König Georg von Podiebrad und sein einflussreicher Schwager Lev von Rožmitál waren heimlich eingeweiht und nur diese sollten in dieser Angelegenheit kontaktiert werden. Albrecht Achilles fürchtete nämlich, wenn weitere Böhmen mitbekämen, dass er etwas zu *verschenken* habe, würden sie alle kommen und etwas haben wollen<sup>13</sup>. Er machte sich also Sorgen darum, dass ihm bei offener Werbung schnell mehr geld- und beutegierige Söldner zuströmen würden, als er bezahlen könne. Und Ablehnungen sorgten nicht selten für böses Blut.

Diese Aussage passt wiederum ins Bild der Gründe, die viele Zeitgenossen für den auffälligen Söldnerstrom aus Böhmen fanden. Ihrer Ansicht nach war es die ungezügelte Gier der Böhmen nach Geld und Beute, die sie in großen Mengen in fremde Kriegsdienste trieb<sup>14</sup>. Derartige pauschale Erklärungen taugen jedoch kaum zur Erklärung der Bedeutung Böhmens als Söldnerlandschaft im 15. Jahrhundert. Die Attraktivität einer Söldnerlandschaft bemaß sich zwar ganz sicher nach den Erfolgsschancen von Söldnerwerbungen. Das einzige und wichtigste Kriterium konnte dies aber nicht sein. Einen ganzen Mob geld- und beutegieriger Männer hätte wohl jeder Kriegsherr einfacher, schneller und wahrscheinlich auch billiger im eigenen Land oder in der Nachbarschaft finden können. Dennoch wandte man sich im späten Mittelalter bevorzugt nach Böhmen oder – als vergleichbares Beispiel – in die Eidgenossenschaft. Dafür musste es Gründe geben, die den beobachtenden Zeitgenossen nicht bewusst waren oder die sie nicht vordergründig mitteilten. Einen kleinen Hinweis gibt schon der Zusammenhang der Ereignisse, aus dem heraus Albrecht Achilles 1463 Geheimhaltung anordnete: Er befand sich in Verhandlungen mit dem böhmischen König und bedeutenden böhmischen Adeligen („Behemischen hern“), die offenbar großen Einfluss auf die Wege der Söldner aus Böhmen hatten. Schließlich ließ Albrecht Achilles sogar den König selbst um Unterstützung der Söldnerwerbungen bit-

---

richt, so sullen wir wir in das abschreiben vor sand Matheus tag, so sullen die abrede nichts sein, do mussen wir in tausend gulden zu erung geben.“

<sup>13</sup> Bachmann, Briefe (Anm. 12), 553: „Das halt in geheim vnd rett mit herr Leben (Lev von Rožmitál) oder keinem menschen dauon, die die sach angeet, dann wir des zu schaden kemen: so sie innen wurden, so es abging, das wir etwas schencken, wolt villeicht yeder haben, so wir den geben, der sulchs mit vns geteidingt hat [...].“

<sup>14</sup> In diesem Sinne äußerten sich unter anderem Enea Silvio Piccolomini (1404–1464, ab 1458 Papst Pius II.), das utraquistische Kirchenoberhaupt Jan Rokycana (gest. 1471) sowie die deutschen Gelehrten Gregor von Heimburg (gest. 1472) und Martin Mair (gest. 1481) aus jeweils unterschiedlicher Perspektive. Siehe dazu die einzelnen Nachweise bei Tresp, Kriegsmacht (Anm. 11), 43. Weitere Beispiele in: Tresp, Söldner (Anm. 11), 97–99.

ten: „Das sagt v.h. dem konig in geheim [...] vnd bitt in, vnnser sachen auch beuollen zu haben vnd zu einen loblichem end zu helffen“<sup>15</sup>.

Diese beiden ausführlich dargestellten Beispiele machen zunächst deutlich, dass es – auch aus der Sicht der Zeitgenossen – im 15. Jahrhundert verschiedene Formen von „Söldnermärkten“ gab: Im Beispiel der Reichshilfe von 1481 fanden die Söldnerwerbungen in einem Gebiet statt, in dem sich in Erwartung eines Krieges zahlreiche Solddienstwillige versammelt hatten, die angeworben werden konnten. Angebot und Nachfrage fielen hier also zusammen. Andererseits – das verdeutlichen nicht zuletzt die Zahlen der böhmischen Söldner – entwickelten sich einzelne europäische Regionen wie Böhmen für einen gewissen Zeitraum zu Exportregionen für Kriegsvolk, zu „Söldnerlandschaften“ oder „Söldnermärkten“, in denen Angebot und Nachfrage getrennt war. Zugleich scheint jedoch eine konsequente räumliche Abgrenzung der „Söldnerlandschaft“ Böhmen nicht möglich zu sein, wie wiederum das Beispiel der Verhältnisse um Wien 1481/1482 gezeigt hat.

Dennoch soll im Folgenden versucht werden, ohne Anspruch auf Vollständigkeit wichtige Strukturmerkmale darzulegen, von denen die Funktion und Attraktivität der Söldnerlandschaft Böhmen im 15. Jahrhundert bestimmt wurde. Um die Vergleichbarkeit mit anderen Söldnerlandschaften zu erleichtern, können diese Faktoren hier jedoch nur relativ schematisch aufgelistet und nicht in wünschenswerter Weise vertieft werden.

Zuvor ist darüber hinaus bereits zu vermerken, dass sich einige der üblicherweise zu erwartenden Push-Faktoren für menschliche Migrationsbewegungen, zu der auch der auswärtige Solddienst zu zählen wäre, für Böhmen im fraglichen Zeitraum nicht in dem Maße feststellen lassen. Sie kommen für eine schlüssige Erklärung dieser Söldnerlandschaft daher kaum in Frage. So gab es in Böhmen allem Anschein nach keine nennenswerten Überschüsse oder dramatischen Entwicklungen der Bevölkerung über den mitteleuropäischen Trend hinaus<sup>16</sup>. Auch mag die Hussitische Revolution mit den nachfolgenden Kriegen zu ökonomischen Erschütterungen geführt haben, die vor allem das städtische Handwerk und den böhmischen Handel insgesamt schwächten. Jedoch waren die Auswirkungen der Kriege und Krisen nur punktuell wirksam und führten nicht zu einer nachweisbaren allgemeinen Notlage<sup>17</sup>.

<sup>15</sup> Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg an einen seiner Räte in Prag (1463, August 26), in: *Bachmann*, Briefe (Anm. 12), Nr. 444, 553.

<sup>16</sup> Eduard Maur, Obyvatelstvo českých zemí ve středověku, in: Dějiny obyvatelstva českých zemí, hrsg. v. Ludmila Fialová et al., Praha 1996, 35–73.

<sup>17</sup> Thomas Krzenck, Die Hussitenkriege und das alltägliche Leben in böhmischen Städten. Überlegungen zu einem Forschungsdesiderat, in: In memoriam

Auch unterschiedliche Soldkonditionen, etwa, dass Söldner aus Böhmen preisgünstiger gewesen wären als andere, lassen sich nicht nachweisen. Im Gegenteil: Die Böhmen waren unter dem Strich sogar teurer als z.B. die um 1500 aufkommenden deutschen Landsknechte, weil sie Schadensersatzklauseln nicht nur für Reiter, sondern auch für Fußknechte beanspruchten<sup>18</sup>. Ebenso spielte die Frage der Konfession, von der die Außenperspektive auf Böhmen im 15. Jahrhundert nachhaltig geprägt war, bei den Söldnerwerbungen anscheinend keine entscheidende Rolle. Es gab zwar gelegentlich Versuche von Kriegsgegnern, sich wegen des Einsatzes von Böhmen mittels zugesetzter Ketzerpolemik gegenseitig öffentlich zu delegitimieren. Im Verhältnis zur Verbreitung böhmischer Söldner auf den europäischen Kriegsschauplätzen des 15. Jahrhunderts blieben solche Versuche jedoch Ausnahmen. Das mag daran gelegen haben, dass die Böhmen häufig auf allen Seiten zum Einsatz kamen. Vielleicht aber zielte eine solche Ketzerpropaganda auch vielfach ins Leere: Viele der böhmischen und mährischen Adeligen, die sich als Söldnerführer oder frühe Kriegsunternehmer betätigten, kamen aus den grenznahen Gebieten Böhmens und Mährens, die überwiegend katholisch geblieben waren. Den – zumeist deutschen, ungarischen oder polnischen – Kriegsherren war es anscheinend ohnehin relativ egal, ob es sich bei den Söldnern um hussitische oder katholische Böhmen handelte. Selbst Kaiser Friedrich III. schlug 1452 die deutlichen Warnungen des Enea Silvio Piccolomini vor der Beschäftigung von *Ketzern aus Böhmen* angesichts der erhofften militärischen Vorteile rasch in den Wind<sup>19</sup>. Was also zeichnete stattdessen die „Söldnerlandschaft“ Böhmen im 15. Jahrhundert aus?

## II. Faktoren der Söldnerlandschaft Böhmen im 15. Jahrhundert

### 1. Kriegserfahrung

Noch im 14. Jahrhundert war Böhmen alles andere als eine Söldnerlandschaft. Es gab zwar einen selbstbewussten, streit- und kriegstüchtigen Adel. Aber dieser agierte vor allem im Gefolge des böhmischen Königs Johanns des Blinden von Luxemburg auf dessen europäischen Kriegszü-

---

Josefa Macka (1922–1991), hrsg. v. Miloslav Polívka/František Šmahel, Praha 1996, 161–174.

<sup>18</sup> Reinhard Baumann, Böhmisches Söldner, in: Historisches Lexikon Bayerns, URL: [http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel\\_45826](http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel_45826) [Zugriff: 31.5.2013].

<sup>19</sup> Aeneas Silvius, Die Geschichte Kaiser Friedrichs III., übersetzt von Theodor Ilgen, Leipzig 1890, 189. Siehe dazu auch Tresp, Söldner (Anm. 11), 187–190.

gen. Auch unter Johanns Sohn Kaiser Karl IV. änderte sich dies kaum, zumal die ihm von der höfischen Panegyrik angedichtete, und auch in der jüngeren Forschung immer wieder behauptete, Friedfertigkeit kaum einer näheren Betrachtung standhält. Die Böhmen folgten ihren Herrschern also auf deren Feldzügen ins Reich oder nach Italien. Offenbar war damit ihre Kriegs- und Beutelust so weitgehend gestillt, dass sie darüber hinaus kaum auswärtige Solddienste suchten. Nach Italien, das im 14. Jahrhundert zum bevorzugten Ziel Solddienstwilliger aus ganz Europa wurde, zog es anscheinend nur vereinzelte böhmische Adelige<sup>20</sup>.

Es waren dann die Luxemburger selbst, die mit ihren dynastischen Streitigkeiten nach dem Tod Karls IV. Böhmen und Mähren um 1400 in einen bürgerkriegsähnlichen Dauerzustand stürzten<sup>21</sup>. Die Folge war eine zunehmende allgemeine Gewaltbereitschaft und Bewaffnung. Vermögende Adelige scharten größere professionelle Kriegsgefolgschaften um sich, die hauptsächlich von Sold und Beute lebten und beschäftigt werden mussten<sup>22</sup>. Hier bildete sich ein wichtiger Nährboden für den ersten großen Höhepunkt des böhmischen Söldnerturns: Im Großen Krieg des Deutschen Ordens gegen Polen-Litauen 1409–1411 kämpften auf beiden Seiten mehrere Tausend Söldner aus den Ländern der böhmischen Krone<sup>23</sup>. Sie waren durch eine vorangegangene vorläufige Beilegung der innerböhmischen Auseinandersetzungen zwischen den Luxemburgern kurzfristig beschäftigungslos geworden.

Der ohnehin brüchige und oberflächliche Friedenszustand in Böhmen hielt aber nur kurze Zeit. Die Hussitische Revolution und die Hussiten-

<sup>20</sup> Nachweis der böhmischen Adeligen Ješek von Lamberk, Stenicho de Ochinayn (de Boemia), Lanzech de Boemia und Gerisla Hertembergh 1370 in Italien: *Stephan Selzer*, Deutsche Söldner im Italien des Trecento, Tübingen 2001, 397–399. Auch der bekannte Söldnerführer Jan Sokol von Lamberk war vor seinem Engagement in Polen um 1400 in Italien aktiv. Siehe dazu *Libor Jan*, Jan Sokol z Lamberka ve službách byzantského císaře aneb: O žoldnéřské cti, in: Historik na Moravě. Profesoru Jiřímu Malířovi, předsedovi Matice moravské a vedoucímu Historického ústavu FF MU, věnují jeho kolegové, přátelé a žáci k šedesátinám, hrsg. v. Hana Ambrožová et al., Brno 2009, 237–249. Zu einzelnen frühen Beispielen böhmischer Söldner im 14. Jahrhundert: *Iwańczak*, Mercenary Warriors (Anm. 11), 22–24.

<sup>21</sup> Im Überblick dazu: *Jörg K. Hoensch*, Die Luxemburger. Eine spätmittelalterliche Dynastie gesamteuropäischer Bedeutung 1308–1437, Stuttgart 2000, 193 ff.; *Jörg K. Hoensch*, Kaiser Sigismund. Herrscher an der Schwelle zur Neuzeit 1368–1437, München 1996, 93–118; *Václav Štěpán*, Moravský markrabě Jošt (1354–1411), Brno 2002; *Václav Štěpán*, Osobnost markraběte Jošta a jeho vztah k ostatním členům lucemburského rodu, in: *Moravští Lucemburkové*, Brno 2000, 73–143.

<sup>22</sup> *František Hoffmann*, Bojové družiny na Moravě a v Čechách před husitskou revolucí a za revoluce, in: *Táborský archiv* 6 (1994), 47–144.

<sup>23</sup> *Tresp*, Krone (Anm. 11).

kriege stürzten das Land ab 1420 in eine bislang unbekannte Spirale sich immer mehr steigernder Kriegsgewalt<sup>24</sup>. Jahrzehntelang andauernde innere Kriege, die Abwehr mehrerer größerer Kreuzzüge und die vielfach erfolgreiche Offensive der Hussiten in die Nachbarländer machten aus vielen Böhmen bald kampferfahrene Kriegsexperten. Mit gebotener Vorsicht angesichts der mittelalterlichen Sozialverhältnisse könnte man hier vielleicht sogar von einer gewissen Tendenz zur zeitweiligen Militarisierung des Landes sprechen<sup>25</sup>. Erfasst wurden davon jedoch nicht nur die Hussiten, sondern auch ihre Gegner, die sich immer wieder an ihnen erproben mussten.

Die erfolgreichen großen Kriegs- und Beutezüge der Hussiten in die Nachbarländer machten zudem Lust auf mehr. Ein Leben ohne Krieg schien vielen alten Kämpfern vielleicht auch gar nicht mehr vorstellbar. Sie hatten sich durch jahrzehntelang andauernde Kriege und anschließende Solddienste längst hoch professionalisiert<sup>26</sup>.

## *2. Tradition und Prestige*

In einem engen Zusammenhang mit den langjährigen erfolgreichen Kriegen und stand auch die Etablierung einer gewissen kriegerischen Tradition in Böhmen. Durch die spektakulären hussitischen Siege über die Kreuzfahrer sowie die unwiderstehlichen großen Kriegsreisen der Hussiten entstand positives Selbstbild der böhmischen Kriegstüchtigkeit, das sich in einem entsprechenden, während des gesamten 15. Jahrhunderts spürbaren, Respekt vor der böhmischen Kriegsmacht im Ausland widerspiegelte, der bisweilen in eine regelrechte „Böhmenangst“ umschlagen konnte. Es ist daher keine Überraschung, dass das Kriegshandwerk, auch das als Söldner, in Böhmen zu jener Zeit ein hohes Pres-

---

<sup>24</sup> Stellvertretend für die große Menge an Literatur zur Hussitenzeit muss hier vor allem auf die umfassendste moderne Darstellung verwiesen werden: *František Šmahel*, Die Hussitische Revolution, 3 Bde., Hannover 2002. Einen strukturierten Überblick bietet *Winfried Eberhard*, Die hussitische Revolution in Böhmen. Ursachen – Ziele und Gruppen – Verlauf – Ergebnisse, in: Europa im 15. Jahrhundert. Herbst des Mittelalters – Frühling der Neuzeit?, hrsg. v. Klaus Herbers/Florian Schuller, Regensburg 2012, 136–160. Für das nachfolgende Jahrhundert bis 1526 siehe den Überblick von *Petr Čornej/Milena Bartlová*, Velké dějiny zemí Koruny české, Bd. 6 (1437–1526), Praha 2007.

<sup>25</sup> *Alexander Patschovsky*, Das Revolutionäre an der Hussitischen Revolution, in: Mediaevalia Augiensia. Forschungen zur Geschichte des Mittelalters, hrsg. v. Jürgen Petersohn, Stuttgart 2001, 420, 425.

<sup>26</sup> Vgl. dazu u.a. *Milan Moravec*, Bratříci – slavní bojovníci 15. století, in: Jihlava a Basilejská kompaktáta. Sborník příspěvků z mezinárodního symposia k 555. výročí přijetí Basilejských kompaktát, Jihlava 1992, 203–220.

tige genoss. Dieses kriegerische Selbstbewusstsein der Böhmen spiegelt sich in zahlreichen Liedern über die großen Siege der Hussiten oder in den gegen Ende des 15. Jahrhunderts verfassten tschechischen Annalen, in denen darüber stolz berichtet wird<sup>27</sup>. Mit dem allmählichen Niedergang der böhmischen Kriegsmacht um 1500 blieb von diesem Stolz nur die wehmütige Erinnerung an einstige Größe. Noch beim Einzug des Winterkönigs Friedrich von der Pfalz in Prag am 31. Oktober 1619 folgten seinem Festzug drei Kompanien Bewaffnete aus der Prager Stadtarmut. Sie wollten symbolisch an die alten Erfolge der Hussiten erinnern. Dazu hatten sie sich als typisch böhmisches Fußvolk des 15. Jahrhunderts verkleidet und marschierten „in der alten böheimischen rüstung, wie sie zu des Cziska zeiten geführet und gebraucht worden“<sup>28</sup>. Ihre Hoffnung war, dass man im bevorstehenden Krieg an diese 200 Jahre zurückliegenden alten Erfolge anknüpfen könnte – ein Trugschluss, wie sich ein Jahr später am Weißen Berg zeigte.

### *3. Effektive Strukturen von Söldnerrekrutierung und Söldnerhandel*

Die Hussitenkriege boten kriegslustigen Adeligen Gewinnmöglichkeiten in bisher ungekannten Dimensionen. Da die Hussiten Kirchenbesitz ablehnten, wurden unter dem Vorwand des Glaubens viele Kirchen- und Klostergüter besetzt, ausgeplündert und gingen dann faktisch in den Besitz ihrer „Verwalter“ über, was in der Regel die hussitischen Hauptleute waren. Aber auch die katholische Seite hielt sich am Besitz der Kirche und an den königlichen Gütern schadlos. Um seinen Anhang im böhmischen Adel zu motivieren oder um neue Parteigänger zu gewinnen, war König Sigismund gezwungen, für Kriegsdienste hohe Belohnungen auszu teilen. Der übliche Weg dabei war die Verpfändung von Kirchengütern, Krondomänen oder gar königlichen Städten sowie von landesherrlichen Rechten und Einkünften an diese Adeligen. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts war die vormals so überaus reiche böhmische Kirche auf diese Weise in weiten Teilen des Landes praktisch besitzlos geworden, ebenso das Königtum. Hingegen hatte sich vor allem der Adel stark bereichert. Von der grundlegenden Umverteilung des Besitzes profitierten natürlich viele der reichen Familien des Hochadels in besonderer Weise. Sie hatten schließlich ihre ganze Macht gewinnbringend einsetzen können. Aber auch etliche zuvor unbedeutende Niederadelige erwarben auf diesem Wege großen

<sup>27</sup> Dazu zusammenfassend mit weiteren Literaturhinweisen Tresp, Söldner (Anm. 11), 104–105.

<sup>28</sup> Jaroslavá Hausenblasová/Michal Šroněk, Gloria et miseria 1618–1648. Praha v době třicetileté války, Praha 1998, 58–59.

Reichtum, der sich mit dem des Herrenstandes messen konnte. In der Folge kam daher auch Bewegung in die soziale Struktur des Adels<sup>29</sup>.

Ein besonderes Phänomen war die Entstehung einer besonderen Schicht innerhalb des böhmischen Adels, die sich durch die spezielle Verbindung von militärischer und politischer Aktivität auszeichnete. Diese in der tschechischen Forschung so genannte Kriegsaristokratie schwang sich zur treibenden Interessensgruppierung auf, ungeachtet ihrer konfessionellen und politischen Heterogenität<sup>30</sup>. Oft handelte es sich um Adelige, die aus ihrem militärischen Engagement in den Hussitenkriegen größtmögliches Kapital geschlagen hatten. Sie hatten ihren Standesgenossen ein erfolgreiches Geschäftsmodell für den sozialen Aufstieg vorgelebt, dem nun viele nacheifern wollten. Aus diesem Grund vertraten die Kreise der Kriegsaristokratie einen besonders aggressiven außenpolitischen Kurs<sup>31</sup>. Nur mit einer Fortsetzung der Kriege gegen die Nachbarn Böhmens ließen sich aus ihrer Sicht weitere Gewinne machen.

Die beste Gewinnmöglichkeit, die sich in den luxemburgischen Bruderkriegen und in der Hussitenzeit bewährt hatte, waren jedoch Kriegsunternehmertum und Söldnerhandel. Doch auch diese ließen sich ab der Mitte des 15. Jahrhunderts, trotz neuer innerböhmischer Kriege zwischen 1467 und 1479, vor allem im Ausland realisieren. Die sozialen Strukturen des böhmischen Adels waren für die Entwicklung eines solchen Kriegsunternehmertums besonders günstig. Das Lehnswesen war nur relativ gering entwickelt. Es gab praktisch keine Lehnspyramide, sondern lediglich einige königliche, in Mähren auch bischöfliche, Lehen oder Lehnssysteme, die an einzelne Burgen gebunden waren. Die traditionelle böhmische Kriegsorganisation beruhte vor allem auf dem Gefolgschaftswesen. Neben den königlichen Städten sowie den Dienst- und Lehnslieuten der Krondomäne hatten die Adeligen dem König mit ihren Gefolgschafoten Heerfolge zu leisten. Vor allem der vermögende Hochadel stützte sich

<sup>29</sup> Ausführlich dazu Šmahel, Revolution (Anm. 24), Bd. 3, 1782 ff. Zu den „katholischen Säkularisationen“: Jaroslav Čechura, Die Säkularisation der kirchlichen Güter im hussitischen Böhmen und Sigismund von Luxemburg, in: Sigismund von Luxemburg. Kaiser und König in Mitteleuropa 1387–1437. Beiträge zur Herrschaft Kaiser Sigismunds und der europäischen Geschichte um 1400, hrsg. v. Josef Macek/Ernö Marosi/Ferdinand Seibt, Warendorf 1994, 121–131.

<sup>30</sup> Josef Petráň, Skladba pohusitské aristokracie v Čechách. Úvod do diskuse, in: Proměny feudální třídy v Čechách v pozdním feudalismu, Praha 1967, 9–80.

<sup>31</sup> Dazu mit verschiedenen Beispielen Uwe Tresp, Die Spur führt nach Böhmen. Der Prinzenraub im Kontext der sächsisch-böhmisichen Beziehungen um die Mitte des 15. Jahrhunderts, in: Der Altenburger Prinzenraub 1455. Strukturen und Mentalitäten eines spätmittelalterlichen Konflikts, hrsg. v. Joachim Emig, Beucha 2007, 195–217; Tresp, Kriegsmacht (Anm. 11), 58–60.

bei seinen Machtkämpfen im 15. Jahrhundert auf kampfstarke „Privatarmeen“, die schnell mobilisiert werden konnten oder zuweilen als reine Kriegsgefolgschaften oder Burgbesetzungen dauerhaft unter Waffen standen. Weitere Ebenen der Mobilisierung innerhalb des Adels waren Klientelsysteme oder Dienstverhältnisse, mit denen der niedere Adel an die großen Herren gebunden wurde. Und schließlich taten die sozialen Netzwerke, die Verwandtschafts-, Nachbarschafts- oder Parteibindungen des Adels ihr Übriges, um die Mobilisierungsfähigkeit der führenden Kriegsunternehmer noch zu potenzieren<sup>32</sup>.

#### *4. Sicherung und Kontrolle des Söldnerhandels durch Königtum und Stände*

Wie im oben angeführten Beispiel beschrieben, führte Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg 1463 Geheimverhandlungen mit dem König und einflussreichen böhmischen Herren um die Möglichkeit einer Söldnerwerbung in Böhmen. Als Interessent auf dem böhmischen Söldnermarkt wusste er – im Sinne der oben erwähnten Braudel'schen Söldnermarkt-These – also nicht nur, wo potentielle Söldner zu finden waren. Er musste darüber hinaus auch genau wissen, an wen er sich zu wenden hatte, um schnell möglichst viele kampfstarke Söldner zu bekommen.

Bemerkenswert ist dabei, dass solche Soldgeschäfte, wie auch im Falle der Verhandlungen von 1463, häufig ihren Ausgangspunkt beim böhmischen König selbst oder zumindest am königlichen Hof nahmen. Es gab zwar immer wieder schwache Versuche der böhmischen Könige, den ausländischen Solddienst ihrer Untertanen grundsätzlich einzuschränken, um die Verteidigungskraft des eigenen Königreiches abzusichern. In den meisten Fällen aber waren sowohl der Herrscher als auch die führenden Vertreter der Hofparteien eher daran interessiert, den Söldnerhandel im eigenen Interesse zu kanalisieren als ihn zu unterbinden<sup>33</sup>. In Böhmen wurde ganz klar „Söldnerpolitik“ gemacht, indem man die eigene Rolle als gefragter Söldnermarkt gegenüber den Interessenten politisch instrumentalisierte<sup>34</sup>.

Im Hintergrund standen dabei immer wieder sowohl politische als auch geschäftliche Interessen hochrangiger Adeliger. Und nicht selten wurden militärische Eskalationen in den Nachbarländern Böhmens gezielt von Prag aus befeuert, um die Geschäfte anzukurbeln und an poli-

<sup>32</sup> Tresp, Söldner (Anm. 11), 444 ff.

<sup>33</sup> Tresp, Kriegsmacht (Anm. 11), 59–60.

<sup>34</sup> Einige Beispiele dazu bei Tresp, Söldner (Anm. 11), 193 ff.

tischem Einfluss zu gewinnen. Mit dem aus der Kriegsaristokratie aufgestiegenen König Georg von Podiebrad wurde in dieser Hinsicht sicher ein Höhepunkt der Entwicklung erreicht. Der Einfluss der Prager Hofparteien auf die Söldnerwerbungen ausländischer Kriegsmächte in Böhmen lässt sich aber auch schon wesentlich früher beobachten, etwa während des „Großen Krieges“ zwischen dem Deutschen Orden und Polen-Litauen 1409–1411 – er wirkte sich letzten Endes sogar auf den Ausgang der Schlacht bei Tannenberg 1410 aus<sup>35</sup>. Und auch die Söldnerwerbungen während des Landshuter Erbfolgekrieges 1504 wurden maßgeblich durch einflussreiche böhmische Adelige und höchste Landesbeamte in eigenem Interesse gesteuert<sup>36</sup>.

### *5. Söldnerpotential*

Selbstverständlich sind über das tatsächliche Söldnerpotential Böhmens und der böhmischen Kronländer angesichts der spätmittelalterlichen Verhältnisse keine sicheren statistischen Angaben möglich. Allerdings sind schon die grob geschätzten Zahlen der böhmischen Söldner beeindruckend, die während des 15. Jahrhunderts, zum Teil gleichzeitig, auf verschiedenen mitteleuropäischen Kriegsschauplätzen aktiv waren. Es genügt, hier nur die bekanntesten Beispiele zu nennen: Jeweils mehrere tausend Böhmen standen sich im Dienst des Deutschen Ordens und des polnischen Königs erst im „Großen Krieg“ von 1409–1411 und dann noch einmal im Dreizehnjährigen Krieg 1454–1466 gegenüber. Mehr als 6000 Böhmen folgten 1447 Herzog Wilhelm von Sachsen in die Soester Fehde. Mindestens 5000 Söldner warb Herzog Ludwig der Reiche von Bayern-Landshut Jahr für Jahr in Böhmen für seine Kriege gegen das

<sup>35</sup> Zu den Auswirkungen der Söldnerwerbungen auf den Kriegsverlauf 1410 siehe *Sven Ekdahl*, Diplomatie und Söldnerwerbung vor der Schlacht bei Žalgiris, in: *Lietuvos Istorijos Studijos* 25 (2010), 48–61; *Sven Ekdahl*, Polnische Söldnerwerbungen vor der Schlacht bei Tannenberg (Grunwald), in: „Non sensitits gladios!“ *Studio ofiarowane Marianowi Głoskowi w 70. Rocznice urodzin*, hrsg. v. Olgierd Ławrynowicz/Jerzy Maik/Piotr A. Nowakowski, Łódź 2011, 121–134; *Sven Ekdahl*, The Teutonic Order's Mercenaries during the „Great War“ with Poland-Lithuania (1409–11), in: *Mercenaries and Paid Men. The Mercenary Identity in the Middle Ages*, hrsg. v. John France, Leiden 2008, 345–361. Zur Rolle der böhmischen Hofparteien: *Wilhelm Rautenberg*, Einwirkungen Böhmens auf die Geschichte des Ordenslandes Preußen im späten Mittelalter, in: *Zeitschrift für Ostforschung* 22 (1973), 626–695, bes. 649–660; Štěpán, Jošta (Anm. 21), Teil 2, 29–31; *Stanisław Jóźwiak et al.*, *Wojna Polski i Litwy z zakonem krzyżackim w latach 1409–1411*, Malbork 2010, 198–200; *Tresp*, Krone (Anm. 11), 148–157.

<sup>36</sup> *Kamila Sládkovská*, Česká účast ve válce o dědictví landshutské roku 1504, in: *Husitský Tábor* 16 (2009), 147–245.

Reich und gegen Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg 1459–1462 an. Und auch das große Söldnerheer des ungarischen Königs Matthias Corvinus wurde zu einem wesentlichen Teil aus Männern gebildet, die aus Böhmen und seinen Kronländern stammten<sup>37</sup>.

Wie die umfangreichen Söldnerwerbungen vor der Schlacht bei Tannenberg 1410 zeigen, besaß Böhmen schon zu Beginn des 15. Jahrhunderts ein erhebliches Söldnerpotential, das sich aus dem traditionellen Gefolgschaftswesen des Adels speiste. Zur Begründung einer unbestreitbaren Sonderstellung Böhmens als spätmittelalterliche Söldnerlandschaft hätte dies jedoch kaum ausgereicht. Dazu waren weitere Faktoren notwendig, die das mögliche Söldnerpotential noch einmal deutlich erhöhten und zur Spezifik der böhmischen Söldner beitrugen. Zurückzuführen sind diese Faktoren wiederum auf das hussitische Kriegswesen, sowie auf dessen weitere Entwicklungen und Auswirkungen.

Entgegen einer verbreiteten Ansicht konnten die Hussiten von Beginn ihrer Bewegung an stets auf starke Unterstützung aus dem böhmischen Adel bauen. Das hatte zur Folge, dass viele erfahrene adelige Kommandeure die hussitischen Truppen führten und dass die aus den adeligen Gefolgschaften rekrutierten Panzerreiter auch bei ihnen den schlagkräftigsten Kern der militärischen Einheiten bildeten<sup>38</sup>. Ansonsten aber bestand selbstverständlich der Großteil der hussitischen Heere, vor allem zu Beginn der Revolution, aus einer großen Menge sozial-religiös bewegter, aber militärisch ungeübter und meist unzureichend bewaffneter Menschen aus Stadt und Land. Damit diese ihren Gegnern gewachsen waren, die vielfach auf kampferprobte Söldner und Panzerreiter setzten, entwickelten und perfektionierten die Hussiten das bekannte Prinzip der Wagenburg weiter. Zugleich begannen sie mit einer Professionalisierung ihrer Kämpfer, um deren militärische Effizienz zu erhöhen. So teilten sich die wichtigsten radikalen hussitischen Sekten der Taboriten und der Waisen jeweils auf in Heimatgemeinden, die für die Versorgung zu arbeiten hatten und in sogenannte Feldgemeinden oder Feldheere, die sich ausschließlich der Kriegsführung widmeten. Nur diese Spezialisierung ermöglichte es den hussitischen Elitetruppen, einen derartig hohen Ausbildungsstand zu erreichen, mit dem die im Verband kämpfenden Fußknechte einem Reiterheer gewachsen waren.

Eine besondere Virtuosität erlangten die hussitischen Feldheere bei der Handhabung der Wagenburg, die sie, durch unermüdliches Üben ge-

<sup>37</sup> Siehe die Beispiele bei *Tresp*, Söldner (Anm. 11), 44 ff.

<sup>38</sup> *Jiří Jurok*, Účast šlechty na vytváření husitských svazů a velitelské vrstvy husitské revoluce (městských svazů), in: Jan Žižka z Trocnova a husitské vojenství v evropských dějinách, hrsg. v. Miloš Drda/Zdeněk Vybíral, Tábor 2007, 653–673.

schult, rasch bewegen und aufbauen konnten. Dieses Training, gepaart mit einer rasch wachsenden Kampferfahrung, ihre hohe Disziplin und Motivation, ihre gefürchtete Rücksichtslosigkeit gegen den Feind und gegen sich selbst sowie ihre den Feinden zumeist weit überlegene Anzahl machten die Hussiten zu einem Gegner, der mit den militärischen Mitteln der Zeit kaum zu besiegen war<sup>39</sup>.

Gestützt auf die Wagenburg und durch das stetige Einüben taktischer Varianten konnte schließlich auch das Fußvolk eine stärkere Rolle im hussitischen Kriegsgeschehen einnehmen, als dies bisher möglich war. Damit eröffnete sich eine erfolgreiche und gewinnversprechende Beteiligung an der Kriegsführung praktisch allen Bevölkerungsschichten – nicht nur, wie bisher, dem waffengeübten, zu Pferd kämpfenden Adel, sondern auch den trainierten Fußtruppen. Dementsprechend wuchs aber auch die Basis, also das Angebot an fähigen und willigen Menschen, aus dem schließlich ein erfolgreich etabliertes Söldnerwesen schöpfen konnte, um ein Vielfaches<sup>40</sup>.

## *6. Die geographische Lage Böhmens*

Ein wichtiger Faktor für den Erfolg Böhmens als Söldnerlandschaft war zweifellos seine Lage in der Mitte Europas, die derjenigen der Eidge-nossenschaft vergleichbar ist. Auf alten Europa-Karten aus dem 15. oder frühen 16. Jahrhundert wird dies besonders deutlich: Das von seinen waldigen Grenzgebirgen umschlossene böhmische Kernland tritt als Mittelpunkt des Kontinents hervor, es wirkt gleichsam wie sein Herz. Böhmen durchquerten wichtige europäische Handelsrouten, die sich, aus allen Himmelsrichtungen kommend, in Prag kreuzten. Diese vorteilhafte Lage wurde im 14. Jahrhundert durch die weitsichtige Wirtschaftspolitik Kaiser Karls IV., der hier seine Erblände ökonomisch stärken wollte, systematisch gefördert. Die Hussitische Revolution und die nachfolgenden Unruhen, zu deren Folgen nicht zuletzt die notorisch berüchtigte Unsicherheit der böhmischen Straßen im 15. und 16. Jahrhundert gehörten, erschütterten die Verbindungen schwer, ließen sie aber nicht gänzlich abbrechen.

---

<sup>39</sup> Volker Schmidtchen, Karrenbüchse und Wagenburg. Hussitische Innovationen zur Technik und Taktik im Kriegswesen des späten Mittelalters, in: Wirtschaft, Technik und Geschichte. Beiträge zur Erforschung der Kulturbeziehungen in Deutschland und Osteuropa. Festschrift für Albrecht Timm, hrsg. v. Volker Schmidtchen/Ernst Jäger, Berlin 1980, 83–108. Zum hussitischen Kriegswesen zusammenfassend: Petr Klucina, Husitské vojenství, in: Husité – na cestě za poznáním husitského středověku. Slova – obrázy – věci, hrsg. v. Zdeněk Vybíral, Tábor 2011, 31–47.

<sup>40</sup> Dazu ausführlicher Tresp, Söldner (Anm. 11), 102 ff.

Durch seine zentrale Lage befand sich Böhmen in relativer Nähe zu vielen wichtigen Kriegsschauplätzen des 15. Jahrhunderts. Die kurzen Wege ermöglichten schnelle Werbungen und bedingten einen verhältnismäßig geringen logistischen Aufwand. Und nicht nur das: Böhmen oder der böhmische Adel waren immer wieder auf vielfältige Weise mit den Konflikten und Fehden in den unmittelbaren Nachbarländern verflochten. Nicht selten folgte die Söldnermigration in das benachbarte Ausland gerade diesen Verflechtungen oder stand mit ihnen in intensivender Wechselwirkung. Und schließlich ermöglichte die zentrale Lage und relativ geringe Größe Böhmens auch einen raschen Standortwechsel der Söldner, die leicht der Konjunktur der inner- und außerböhmisches Konflikte folgen konnten. Für die Entwicklung des Söldnerwesens als Profession und Geschäftsmodell war das eine günstige Voraussetzung.

### *7. Psychologie*

Je weiter sich böhmische Söldner bei ihren Kriegsdiensten von der Heimat entfernten, desto fremdartiger mussten sie auf ihre Umgebung wirken. Viele von ihnen waren Tschechen und gerade die einfachen Söldner sprachen nur Tschechisch, was den Faktor der Fremdheit in einer zumeist deutschsprachigen Umgebung nochmals deutlich verstärken musste. Dies galt auch gegenüber anderen Söldnern, die zwar ähnlich weit von ihrer Heimat entfernt gewesen sein mochten, aber zumeist Deutsche waren oder Deutsch sprachen. Ein fremdes Kriegsvolk, dessen Sprache man nicht verstand, musste für die betroffene Bevölkerung besonders bedrohlich wirken. Leichter als anderen Söldnern konnten deshalb gerade den Böhmen schreckenerregende Eigenschaften wie besondere Wildheit, Grausamkeit und Beutegier zugeschrieben werden.

Im Falle der Böhmen verbanden sich solche Vorstellungen zudem leicht mit den Erinnerungen an die Hussitenkriege und die überwältigende Unwiderstehlichkeit der großen hussitischen Heerfahrten, von denen weite Teile des Reiches verheert wurden. Selbstverständlich standen die Böhmen weithin unter einem pauschalen Verdacht der Ketzerei, unangesehen ihrer jeweiligen tatsächlichen Konfession, der die Erwartung ihrer Übeltaten noch verstärkte. Besonders deutlich werden die aus solchen Komponenten gemischten Angstvorstellungen der bedrohten Menschen aus den Überlieferungen der Soester Fehde, als 1447 ein großes böhmisches Söldnerheer bis tief in den Westen Deutschlands vordrang. Hier galten die fremden Horden als Wesen mit übermenschlichen Kräften, denen nicht zu widerstehen war, die undurchdringliche Schutzwaf-

fen hatten und wie die Katzen auf Mauern klettern konnten. Ein jeglicher Widerstand gegen solche Gegner schien aussichtslos<sup>41</sup>.

Die Wirkung dieser Ängste war dementsprechend, auch wenn der böhmische Feldzug am Ende doch nicht erfolgreich sein sollte. Bemerkenswert ist aber, dass die deutschen Fürsten, die diese Söldner in ihren Diensten hatten, nichts unternahmen, um die Ängste der Menschen noch die damit verbundenen, an die Fürsten gerichteten, Vorwürfe der Kooperation mit Ketzern zu entkräften. Anscheinend war ihnen die psychologische Fernwirkung der böhmischen Söldner wichtiger. Auch dies wäre demnach ein Faktor, der gerade die böhmische Söldnerlandschaft besonders interessant machen könnte.

### *8. Der böhmische Söldner als spezifischer Typus*

Die psychologische Wirkung fremder, fremdsprachiger Söldner und die Furcht vor ihren möglichen unheimlichen Eigenschaften ist jedoch letztlich nur eine Zuspiitung der Eigenartigkeit, die man häufig erfolgreichen Söldnerlandschaften oder auch Söldnergruppen bzw. Söldnertypen zuschrieb und die sie als Merkmal ihrer Eigenartigkeit auszeichnete. Das heißt, ihre Vertreter waren für die Zeitgenossen durch Bewaffnung, Kampftaktik oder Habitus eindeutig zu identifizieren, oft galten sie deshalb als Spezialisten für bestimmte militärische Situationen oder Techniken.

Für das böhmische Kriegswesen der Hussitenzeit wäre es zum Beispiel naheliegend, die Wagenburgen als stilprägendes und erfolgreich etabliertes Merkmal zu erkennen, das sich auch mittels Söldnertum exportieren ließ. Und tatsächlich genossen böhmische Wagenburgmeister im 15. Jahrhundert einen besonders guten Ruf als Spezialisten ihres Fachs: „Bohemi in re militari expertissimi, machinis et aliis bellicis instrumentis bene muniti“ ist nur eine von verschiedenen ähnlichen Aussagen aus dieser Zeit<sup>42</sup>. Sie waren jedoch nur als einzelne Experten nachgefragt und brachten in der Regel nicht gleich ganze Wagenburgen mitsamt ihren Besatzungen aus Böhmen mit. Das massenhafte Auftreten böhmischer Söldner in den Kriegen des 15. Jahrhunderts lässt sich damit also nicht erklären.

Das lag auch an den taktischen Grenzen der Wagenburgen. Ihr größter Nachteil war die rein defensive Funktion, die – wenn überhaupt – nur durch schnelle Formierung aus der Marschkolonne heraus bis zu einem

<sup>41</sup> Siehe dazu Heinz-Dieter Heimann, Die Soester Fehde. Geschichte einer erstrittenen Stadtfreiheit, Soest 2003, 53–58; Tresp, Söldner (Anm. 11), 185–186.

<sup>42</sup> Die dem bayerischen gelehrten Rat Martin Mair zugeschriebene Äußerung (1465) hier zitiert nach Rudolf Urbánek, Věk poděbradský, Bd. 1, Praha 1915, 72.

gewissen Grade überwunden werden konnte. Möglich war dies aber nur durch permanentes taktisches Training in den quasi professionellen hussitischen Feldheeren, nicht jedoch in den zusammengewürfelten Wagenburgen der üblichen mittelalterlichen Heere<sup>43</sup>. Als bewährtes Vorbild wurde die Wagenburg zwar rasch in ganz Mitteleuropa mitsamt ihrem taktischen Prinzip übernommen, konnte jedoch niemals eine den hussitischen Feldheeren vergleichbare Wirkung erreichen.

Dennoch bildete die Wagenburg einen wichtigen Entwicklungsschritt hin zu einem neuen Typus von Fußkämpfern, die dem spätmittelalterlichen Kriegswesen neue Wege und Möglichkeiten zu weisen schienen. Die Trabanten, wie man das von der Wagenburgtaktik emanzipierte böhmische Fußvolk in zeitgenössischen Quellen nannte, passten sich perfekt den Erfordernissen der spätmittelalterlichen Kriegsführung an und waren daher für Solddienste sehr gefragt. Ihr prägendes Kennzeichen war die Pavese, der weit verbreitete große, beinahe mannshohe Setzschild, hinter dem der Fußknecht hauptsächlich vor Armbrustschüssen geschützt war. Ihre Verwendung im Gefecht galt noch im 16. Jahrhundert als „böhmische Sitte“<sup>44</sup>. Ansonsten wird die typische Bewaffnung und taktische Gliederung der böhmischen Trabanten vor allem aus zeitgenössischen Verwaltungsquellen wie Musterungslisten oder Schadensrechnungen deutlich. Demnach waren sie in Rotten von ca. 10 bis 15 Mann gegliedert, zu denen jeweils ein bis zwei Pavesner gehörten. Ihre Hauptwaffe war die Armbrust, gelegentlich auch die Handbüchse, ergänzt durch kurze Stich- oder Hiebwaffen wie Messer und Äxte. Stangenwaffen waren nur selten vertreten, auch wenn manche der seltenen Bilder anderes suggerieren mögen<sup>45</sup>.

Ähnlich wie die Wagenburgen waren die Pavesen und die damit verbundene Kampfweise keine hussitische oder böhmische Erfindung des frühen 15. Jahrhunderts. Beides gab es schon lange vorher, wurde aber durch die Hussiten und die böhmischen Söldner weiter entwickelt. Das eigentliche Einsatzgebiet der Trabanten war demnach die Belagerung bzw. der Kampf gegen die Mauern belagter Städte und Burgen. Gerade hierbei boten die großen Setzschilder den Angreifern bestmöglichen Schutz und hatten die Schusswaffen größte Wirkung. Die böhmischen Trabanten waren also vor allem eine bestens gerüstete und ausgebildete Spezialtruppe für die im späten Mittelalter häufigste Art der Kriegsführung, den Belagerungskrieg. Das vor allem machte ihren Wert aus, für den sie hoch geschätzt wurden.

<sup>43</sup> Schmidtchen, Karrenbüchse (Anm. 39).

<sup>44</sup> Szabó, Pavise (Anm. 10); Tresp, Söldner (Anm. 11), 79–81.

<sup>45</sup> Tresp, Söldner (Anm. 11), 391–395.

### III. Schluss

Aus dem Jahr 1504, als der Landshuter Erbfolgekrieg einer der letzten großen Höhepunkte der böhmischen Söldner auf einem deutschen Kriegsschauplatz war, gibt es eine wertvolle Quelle, die viele Einzelheiten über die böhmischen Trabanten verrät: Nach der für die Böhmen verlorenen Schlacht bei Wenzenbach wurde ein Verzeichnis der gefangenen Söldner angefertigt, dessen überlieferte Akten Angaben zu über 500 Trabanten enthalten<sup>46</sup>. Dieses Verzeichnis lässt unter anderem die Herkunft der Trabanten erkennen. Und dabei wird sichtbar, dass längst nicht alle dieser „Böhmen“ tatsächlich aus Böhmen oder Mähren stammten. Etliche kamen aus Oberungarn, weitere aus Polen oder sogar Litauen und auch manche Söldner aus deutschen Ländern waren dabei, aus Meißen, Österreich und sogar ein Sorbe aus Cottbus. Sie alle kämpften unter den „böhmischen Söldnern“ als „Böhmen“. Damit steht auch in Einklang, dass der Begriff „Trabant“, der zunächst nur für die böhmischen Fußknechte in Gebrauch war, ab ungefähr der Mitte des 15. Jahrhunderts für praktisch alle Fußknechte Verwendung fand, die sich nach „böhmischer Sitte“ ausgerüstet und organisiert hatten. Der böhmische Kriegerotypus, der sich aus den Wurzeln des hussitischen Kriegswesens herausgebildet hatte, hatte sich längst von seiner geographischen Herkunft gelöst und war für mehrere Jahrzehnte zu einem allgemeinen Modell des mittel-europäischen Fußvolkes geworden.

Um einen falschen Eindruck zu vermeiden, muss aber ausdrücklich betont werden, dass die böhmischen Söldnerheere des 15. Jahrhunderts zwar einen allmählich anwachsenden Anteil von Fußvolk besaßen, der bald tendenziell größer war als in anderen zeitgenössischen Heeren<sup>47</sup>. Dennoch gehörten zu den böhmischen Söldnern stets auch die Reiter der Adelsgefolgschaften in Form von ritterlich gerüsteten Panzerreitern und der Mehrzahl von leicht gerüsteten berittenen Armbrustschützen – also der üblichen Reiterei mitteleuropäischen Typs dieser Zeit<sup>48</sup>.

Das spezifische Angebot der Söldnerlandschaft Böhmen waren jedoch die Trabanten. Für lange Zeit waren nur hier so schnell so viele gut geübte und kampferprobte Fußknechte dieses böhmischen Typs zu bekommen. Dennoch dürfte dies allein noch nicht die Attraktivität Böhmens als Söldnermarkt ausgemacht haben. Weitere Faktoren kamen begünstigend

<sup>46</sup> Dazu ausführlich *Sladkovská, Česká* (Anm. 36).

<sup>47</sup> Einige Zahlen dazu bei Tresp, Söldner (Anm. 11), 178–179.

<sup>48</sup> Siehe zum Beispiel *Sven Ekdahl, Horses and Crossbows. Two Important Warfare Advantages of the Teutonic Order in Prussia*, in: *The Military Orders 2: Welfare and Warfare*, hrsg. v. Helen Nicholson, Aldershot 1998, 119–151.

hinzu: Mindestens ebenso wirksam waren die hohe Aktivität des böhmischen Adels als Söldner oder Kriegsunternehmer, die deutliche positive Hinwendung vieler Böhmen zum Kriegswesen nach den jahrzehntelangen Kriegen der Hussitenzeit sowie die Nachwirkung hussitischer Kriegserfolge auf das eigene Selbstbewusstsein der Böhmen und den Respekt ihrer Gegner.

Derartiges aber hatte zu Beginn des 16. Jahrhunderts seine Wirksamkeit verloren. Neue Waffen und Kampftaktiken hatten das böhmische Kriegswesen überholt. Der böhmische Adel war ökonomisch weitgehend saturiert und dem Solddienst nicht mehr sonderlich zugeneigt. Und spektakuläre Niederlagen wie die bei Wenzenbach 1504 ruinierten den guten Ruf der böhmischen Söldner. In Folge dessen verlor Böhmen ab dem Beginn des 16. Jahrhunderts seine exponierte Position als wichtigste Söldnerlandschaft im östlichen Mitteleuropa.



## **II. Söldnerhandel zwischen Ethnisierung und Globalisierung**



# Hessische Truppen im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg – ein Datenbankprojekt zu einer „Söldnerlandschaft“ des 18. Jahrhunderts

Von Stefan Aumann und Holger Th. Gräf

## I.

Der Einsatz der hessischen Truppen im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg (1776–1783) gehört zu jenen Ereignissen der frühneuzeitlichen Geschichte, die bis heute im Bewusstsein breiterer Bevölkerungsschichten in den Vereinigten Staaten wie in Hessen präsent geblieben sind<sup>1</sup>. Dabei ist rasch von den „verkauften Hessen“<sup>2</sup> die Rede. Die Forschung hat indes in den letzten Jahrzehnten ein differenzierteres Bild entworfen. Zum einen wird betont, dass es sich bei dem Amerika-Einsatz keineswegs um einen singulären Vorgang gehandelt hat. Vielmehr betrieben die hessischen Landgrafen dergleichen Subsidiengeschäfte für annähernd eineinhalb Jahrhunderte – von den 1670er Jahren bis 1815 –, die dadurch zu einem festen Bestandteil ihrer Militär- wie ihrer Finanzpolitik wurden<sup>3</sup>. Zum anderen handelte es sich bei den hessischen Truppenvermie-

---

<sup>1</sup> Vgl. künftig: *Holger Th. Gräf/Andreas Hedwig/Annegret Wenz-Haubfleisch* (Hrsg.), Die „Hessians“ im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg (1776–1783). Neue Quellen – neue Medien – neue Forschungen, erscheint Marburg 2014.

<sup>2</sup> Alleine die Google-Suche „Die verkauften Hessen“ erbrachte am 29. April 2013 insgesamt 2280 Ergebnisse, die Suche „Hessian Mercenaries“ sogar 31'800 Einträge.

<sup>3</sup> An neueren Standardwerken seien genannt: *Rodney Atwood*, The Hessians. Mercenaries from Hessen-Kassel in the American Revolution, Cambridge 1980; *Inge Auerbach*, Die Hessen in Amerika 1776–1783, Darmstadt/Marburg 1992; *Charles Ingrao*, The Hessian Mercenary State, Cambridge 1987; *Ludolf Pelizaeus*, Zwei unbekannte französische Subsidienvertragsprojekte mit Hessen-Kassel 1775 und 1796, in: Zeitschrift für Hessische Geschichte und Landeskunde 105 (2000), 95 ff. Vgl. speziell zu den finanziellen Aspekten *Josef Sauer*, Finanzgeschäfte der Landgrafen von Hessen-Kassel, Fulda 1930; zur längerfristigen Einbindung *Thomas Fuchs*, Idee und Wirklichkeit des hessen-kasselschen Militärstaates, in: Zeitschrift für Hessische Geschichte und Landeskunde 106 (2001), 19 ff.; zum Überblick zuletzt *Holger Th. Gräf*, Landesdefension oder „Fundamental militarisierung“? Das hessische Defensionswerk unter Landgraf Moritz (1592–1627), in:

tungen um ein Phänomen, das vor dem Hintergrund der europäischen Militärpolitik der Frühneuzeit und den Solddiensten – etwa der Schweizer – seine Singularität verliert<sup>4</sup>. Schließlich zeigt eine unvoreingenommene Betrachtung, dass es sich bei den „Hessen in Amerika“ keineswegs nur um zwangsrekrutierte Landeskinder handelte, sondern meist entweder um reguläre hessische „Berufssoldaten“ oder angeworbene freiwillige „Ausländer“. Vor allem aber wird deutlich, dass die Mehrzahl der Soldaten und Offiziere diesen Einsatz wohl eher als Chance für zusätzliche Verdienstmöglichkeiten bzw. zur Förderung ihrer Karriere, denn als Himmelfahrtskommando betrachteten<sup>5</sup>.

Tatsache ist, dass der Einsatz im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg für Hessen-Kassel in Bezug auf seine Dauer (rund acht Jahre), seinen Umfang (rund 19'000 Mann, davon ca. 14'000 „Landeskinder“) und die Entfernung des Einsatzgebietes durchaus als einzigartig gelten kann. Der Amerika-Feldzug dürfte daher für die Zeitgenossen nach dem Siebenjährigen Krieg (1756–1763) das zentrale Ereignis dargestellt haben. Die Landgrafschaft Hessen-Kassel zählte damals rund 350'000 Einwohner. Nimmt man an, dass davon die Hälfte Männer waren und davon wiederum zwei Fünftel der Alterskohorte zwischen 20 und 50 Jahren angehörten, so bedeutet dies, dass mindestens 20 %, also jeder fünfte erwachsene bzw. wehrfähige Mann in der Landgrafschaft, Militärdienst in Amerika geleistet hat<sup>6</sup>. Man kann somit davon ausgehen, dass fast jede Familie von dem

Spießer, Patrioten, Revolutionäre. Militärische Mobilisierung und gesellschaftliche Ordnung in der Neuzeit, hrsg. v. Rüdiger Bergien/Ralf Pröve, Göttingen 2010, 29 ff.

<sup>4</sup> Vgl. die Einleitung der Herausgeber zu diesem Band. *Holger Th. Gräf*, Die „Fremden Dienste“ in der Landgrafschaft Hessen-Kassel (1677–1815). Ein Beispiel militärischer Unternehmertätigkeit eines Reichsfürsten, in: Schweizer Solddienst. Neue Arbeiten – Neue Aspekte, hrsg. v. Rudolf Jaun/Pierre Streit, Zürich 2010, 83 ff.; *Peter H. Wilson*, The German ‚Soldier Trade‘ of the Seventeenth and Eighteenth Centuries: A Reassessment, in: The International History Review 18 (1996), 757 ff.; *Eckhart G. Franz*, Landgraf Ludwig IX., der hessische Soldatenhandel und das Regiment „Royal Hesse-Darmstadt“, in: Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde NF 35 (1977), 177 ff.; und vor allem *Hagen Seehase*, Die hessischen Truppen im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, in: Zeitschrift für Hessische Geschichte und Landeskunde 103 (1998), 135 ff.

<sup>5</sup> So wäre etwa Andreas Wiederhold im Januar 1783 „gern noch ein Jahr hier [in Amerika] geblieben, um noch ein paar Groschen zu sammeln“ und Christian von Urff beschwerte sich im April des gleichen Jahres, dass er im bevorstehenden Frieden „wenig Hoffnung zur Compagnie [habe und sich frage] wovon leben?“, in: Krieg in Amerika und Aufklärung in Hessen. Die Privatbriefe (1772–1784) an Georg Ernst von und zu Gilsa, hrsg. v. Holger Th. Gräf/Lena Haunert/Christoph Kampmann, Marburg 2010, Brief Nr. 124, 358–359, Zit. 359; Brief Nr. 126, 362–368, Zit. 363.

<sup>6</sup> Exemplarisch durchgerechnet mit den entsprechenden Belegen bei *Holger Th. Gräf*, Gilsa und der Amerikanische Unabhängigkeitskrieg (1776–1783), in: Gilsa

Einsatz betroffen war, jeder einen Verwandten, Nachbarn oder Bekannten hatte, der in Amerika gedient hatte und es liegt nahe, von einem veritablen Generationenerlebnis im Sinne Karl Mannheims zu sprechen<sup>7</sup>.

Angesichts der Funktion der „Hessians“ für das amerikanische Selbstbild – hier der nach Freiheit strebende Siedler, der gegen den englischen König aufbegeht, dort die von letzterem gedungenen Söldner, die von ihrem eigenen Fürsten verkauft wurden<sup>8</sup> –, aber auch angesichts der prominenten Rolle des Amerika-Einsatzes in der zeitgenössischen englischen und deutschsprachigen Publizistik<sup>9</sup> wie in der politischen Diskussion in Kurhessen<sup>10</sup> während der Restaurationszeit, ist die umfangreiche Literatur zu diesem Thema nicht weiter verwunderlich.

---

1209 bis 2009. Mosaiksteine einer 800jährigen Dorfgeschichte, hrsg. v. Friedrich Wilhelm von Gilsa/Rainer Scherb, Schwalmstadt-Treysa 2009, 188 ff., hier 190–191. Angesichts der Tatsache, dass zahlreiche Soldaten unter zwanzig, teilweise sogar erst zwölf oder dreizehn Jahre alt waren, wie der Kanonier Leonhard Bauer, Unteroffiziere und Offiziere, gelegentlich aber auch Gemeine, auch durchaus über fünfzig Jahre alt sein konnten, scheint dieser Prozentsatz keineswegs zu hoch gegriffen. Der mit 77 Jahren 1779 in Amerika verstorbene Profos Ludwig Augenstein dürfte allerdings eine Ausnahme gewesen sein, aber immerhin waren 25 Mann zwischen 1700 und 1715 geboren, also bei Beginn des Krieges zwischen 76 und 61 Jahre alt. Auf der Grundlage der weiter unten vorgestellten Datenbank wird in Zukunft eine statistisch-quantitative Präzisierung dieser Angaben leicht möglich sein. „Bauer, Leonhard (\* ca. 1765)“, in: Hessische Truppen in Amerika URL: <http://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/hetrina/id/57697> [Zugriff: 15.12.2012]; „Augenstein, Ludwig (ca. 1702–1779)“, in: Hessische Truppen in Amerika URL: <http://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/hetrina/id/159> [Zugriff: 15.12.2012].

<sup>7</sup> Vgl. *Karl Mannheim*, Zum Problem der Generation, in: *Karl Mannheim*, Wissenssoziologie, hrsg. v. Kurt Heinrich Wolff, Berlin 1964, 509 ff., hier 544.

<sup>8</sup> Vgl. *Daniel Krebs*, The King's Soldiers or Continental Servants. German Captives in American Hands, 1776–1783, in: *Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit*, hrsg. v. Matthias Asche et al., Münster 2008, 117 ff.; und *Daniel Krebs*, A Generous and Merciful Enemy. Life for German Prisoners of War during the American Revolution, Norman 2013.

<sup>9</sup> Vgl. *H. D. Schmidt*, The Hessian Mercenaries: The Career of a Political Cliché, in: *History* 43 (1958), 207 ff.; *Paul Köpf*, „Daß alle Menschen gleich erschaffen sind“. Die Amerikanische Revolution im Spiegel zeitgenössischer Wiener Zeitungen, in: *Multiple kulturelle Referenzen in der Habsburgermonarchie des 18. Jahrhunderts*, hrsg. v. Wolfgang Schmale, Bochum 2010, 183 ff.; *Elisha P. Douglass*, German Intellectuals and the American Revolution, in: *William and Mary Quarterly*, 3. Reihe, 17 (1960), 200 ff.; *Horst Dippel*, Germany and the American Revolution 1770–1800. A Sociohistorical Investigation of Late Eighteenth-Century Political Thinking, Chapel Hill 1977; *Christof Mauch*, Images of America – Political Myths – Historiography: „Hessians“ in the War of Independence, in: *Amerikastudien* 48 (2003), 411 ff.

<sup>10</sup> *Günter Hollenberg*, Landstände und Militär in Hessen-Kassel, in: *Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 34 (1984), 101 ff.; *Philipp Losch*, Der Uriasbrief des Grafen von Schaumburg. Zur Geschichte der öffentlichen Meinung über den

Mehr oder weniger unabhängig von der akademischen bzw. professionellen historischen Forschung zum Einsatz der hessischen Truppen in Amerika erfreute sich das Thema nach 1945 eines gesteigerten Interesses bei den Familienforschern beiderseits des Atlantiks. Dabei spielte auch die sich in der Nachkriegszeit entwickelnde deutsch-amerikanische Freundschaft durchaus eine Rolle. In den USA und Kanada interessierte man sich insbesondere für jene rund 3000 Hessen, die nach dem Friedensschluss in Amerika geblieben waren und die heute von zigtausenden Amerikanern zu ihren Vorfahren gezählt werden<sup>11</sup>. Mit der Johannes Schwalm Historical Association (JSWA) entstand dort Mitte der 1970er Jahre sogar ein mitgliederstarker Verein, der sich eigens diesem Thema verschrieben hat und seit 1977 eine eigene Zeitschrift herausgibt<sup>12</sup>. Allerdings blieb das negative Bild des „Hessian“ bzw. des gemieteten Söldners ebenfalls lebendig. So hat beispielsweise der damalige NATO-Oberbefehlshaber General Dwight D. Eisenhower bei seinem Besuch in Frankfurt im Januar 1951 anlässlich einer deutschen Beteiligung am nordatlantischen Militärbündnis eine strikte Freiwilligkeit gefordert und denkbar deutlich klar gestellt, er wolle keine „hired mercenaries [ ] no Hessians“ in der NATO<sup>13</sup>.

Darüber hinaus haben sich viele, der seit den 1970er Jahren erschienenen fachwissenschaftlichen Publikationen dem Thema nicht mehr in einer reinen politik- oder ereignisgeschichtlichen Herangehensweise genähert, die an den Feldzügen und an den mehr oder minder herausragenden Persönlichkeiten orientiert war. Vielmehr fragten viele Autoren nun vermehrt nach den allgemeinen und längerfristigen sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Auswirkungen des Subsidieneinsatzes für das Territorium und seine Bevölkerung<sup>14</sup>. Zudem finden im Rahmen der „neuen Militärgeschichte“<sup>15</sup> die innere Organisation, die Versorgung, die Menta-

---

sogenannten Soldatenhandel, in: *Hessische Chronik* 2 (1913), 37 ff., 82 ff., 99 ff. Christine Braun bereitet zurzeit an der Universität Marburg ihre von Prof. Dr. Christoph Kampmann betreute Dissertation zur „Entstehung und Verbreitung der Soldatenhandelskritik im 18. und frühen 19. Jahrhundert“ vor.

<sup>11</sup> Vgl. beispielsweise *Clifford N. Smith, British and German Deserters, Dischargedees, and Prisoners of War Who May Have Remained in Canada and the United States, 1774–1783*, 2 Bde., McNeal 1988–1989.

<sup>12</sup> *Journal of the Johann Schwalm Historical Society* 1 ff. (1977 ff.).

<sup>13</sup> Zitat nach *Thomas A. Schwarz, Eisenhower and the Germans*, in: *Eisenhower: A Centenary Assessment*, hrsg. v. Günter Bischof/Stephen E. Ambrose, Baton Rouge 1995, 206 ff., hier 213.

<sup>14</sup> Vgl. *Peter K. Taylor, Indentured to Liberty. Peasant Life and the Hessian Military State 1688–1815*, Ithaca/London 1994.

<sup>15</sup> Vgl. dazu *Ralf Pröve, Vom Schmuddelkind zur anerkannten Subdisziplin? Die „neue Militärgeschichte“ der Frühen Neuzeit – Perspektiven, Entwicklungen, Probleme*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 51 (2000), 597 ff.

lität, die soziale Zusammensetzung, die Lebenswelt sowie die Selbst- und Fremdwahrnehmung der Militärs zunehmende Beachtung in der historischen Forschung. Diese neuen Fragestellungen erfordern auch die Heranziehung neuer Quellenbestände – neben den eher erzählenden Quellen der sogenannten Selbstzeugnisse, also insbesondere Tagebücher und Privatbriefe, und dem Bildmaterial –, vor allem serielle Quellen.

Für diese Ansätze in konkretem Bezug auf die „Hessen in Amerika“ bietet das Staatsarchiv Marburg reichlich überliefertes Schriftgut. Vor allem die Maß- und Rangierlisten, die Truppentagebücher, die monatlichen Zu- und Abgangslisten sowie die Meldungen der Verlust- und Gefangenenenlisten enthalten umfangreiche Informationen auch zu den einfachen Soldaten und Unteroffizieren, von denen man in anderen Quellen-gattungen in der Regel nur wenig erfährt. Was liegt also angesichts der Prominenz des Themas und der neuen militärgeschichtlichen Ansätze näher, als diese seriellen Quellen für eine möglichst breite Nutzeröffentlichkeit zugänglich zu machen?

## II.

Dieser Weg wurde bereits vor gut vierzig bzw. fünfzig Jahren mit den beiden Projekten HETRINA und „Hanauische Truppen im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg“ eingeschlagen. Damit wurden in mancherlei Hinsicht neue Horizonte eröffnet und wirkliche Pionierleistungen vollbracht<sup>16</sup>. 1971/72 nahm der 11. wissenschaftliche Lehrgang der Archivschule Marburg unter der Leitung von Eckhart G. Franz und Otto Fröhlich die elektronische Erfassung der entsprechenden Quellen für die ersten hessen-kasselischen Einheiten in Angriff. Franz war bereits 1966 während seiner Abordnung an das Public Record Office (PRO) in London mit der Anwendung der elektronischen Datenverarbeitung im Archivwesen in Berührung gekommen. Fröhlich entwickelte dann ab 1970 ein Programmpaket in der Programmiersprache FORTRAN.

Neben den wissenschaftlichen historischen Recherchen sollte mit dieser Datenbank auch ein Hilfsmittel geschaffen werden, das die Bearbeitung der zunehmenden genealogischen Anfragen im Archiv erleichtern sollte. Die Eingabe der Daten erfolgte über normierte Maschinenlochkarten. In die zur Verfügung stehenden 80 Spalten wurden in zehn, teilweise als Abkürzung, teilweise in einem Zahlencode verschlüsselte Rubriken

<sup>16</sup> Eckhart G. Franz, Projekt HETRINA. Elektronische Datenverarbeitung an der Archivschule Marburg, in: Der Archivar 24 (1971), Sp. 381 ff. Zur internationalen Wahrnehmung dieses Projektes vgl. beispielsweise William J. Orr, Archival Training in Europe, in: The American Archivist 44 (1981), 27 ff., hier 31.

eingetragen: Familienname, Vorname, Alter, Herkunftsstadt, Ortskennzahl, Dienstrang, Einheit, Art des Vorkommens, Datum der Nennung und die Belegstelle, also die Signatur der Archivalie.

Bis zum Jubiläumsjahr 1976 wurde die Erfassung der hessen-kasselschen Einheiten von Inge Auerbach und Otto Fröhlich abgeschlossen. Im gleichen Jahr konnte das ebenfalls in Amerika dienende Waldecker Regiment bearbeitet und entsprechend erfasst werden. 1987 folgte schließlich noch die Aufnahme der Hanauischen Regimente.

Das Forschungsprojekt „Geschichte der Hanauischen Truppen im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg“ hatte sogar schon im Herbst 1961 bzw. Mitte 1962 begonnen. Damals wurde zwischen Joachim Fischer und der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck das Vorhaben diskutiert, eine Monographie über das hessen-hanauische Korps zu erstellen. Im Laufe von drei Jahrzehnten erfasste Fischer in Deutschland, England und den USA nicht nur die Namen der Soldaten, sondern trug eine Vielzahl von biographischen Informationen zusammen. Aufgrund immer wieder neu auftauchender Funde, leider aber auch wegen gesundheitlicher Probleme, kam das Projekt bis zu seinem Tod im Februar 2003 nicht zum Abschluss. Im darauffolgenden Jahr übergab seine Witwe die umfangreichen Forschungsunterlagen und Materialsammlungen der Historischen Kommission. Da Fischer noch keine elektronische Datenspeicherung nutzte, bilden rund neunzig Karteikästen das Herzstück dieses Nachlasses mit Informationen zu den Soldaten, Regimentern, Schiffen, topographischen Bezeichnungen und einer Vielzahl weiterer Angaben. Auf der Grundlage dieses Materials wurde im Auftrag der Historischen Kommission für Hessen von Stephan Schwenke eine Excel-Tabelle erstellt, die in ihrer jetzigen, von Johannes Koenig fortgeführten Fassung Informationen zu annähernd 1700 Soldaten des Regiments Erbprinz, der Artillerie-Kompanie, dem Jägerkorps sowie den Freiwilligeneinheiten enthält<sup>17</sup>. Fischers detaillierte Informationen gewähren z.T. überraschende Einblicke. Insbesondere in den Kategorien „Laufbahn“, „Umstände nach Amerika“, „Familiäre Auswirkungen“ und „Sonstiges“ erfährt man vieles zu dem Leben der Militärangehörigen und ihrer Familien vor und nach dem Unabhängigkeitskrieg.

Weder in dem HETRINA-Projekt noch bei den „Hanauischen Truppen“ kam es zu den ursprünglich vorgesehenen statistisch-quantitativen Auswertungen des Datenmaterials. Bei HETRINA blieb es beim Druck der regiments- bzw. bataillonsweise gegliederten und alphabetisch nach Na-

<sup>17</sup> Vgl. Historische Kommission für Hessen, Marburg, Bericht von *Johannes Koenig*, Limburg a.d. Lahn, 20.4.2009.

men sortierten Listen<sup>18</sup>. Die intensive Nutzung dieses Materials für die Edition jüngst aufgetauchter Briefe bzw. Tagebücher aus dem Unabhängigkeitskrieg<sup>19</sup>, insbesondere jedoch die Erkenntnis, dass hier eine einzigartige Materialfülle auch für einfache Soldaten und Unteroffiziere vorliegt, führte daher zu dem Entschluss, eine komfortabel recherchierbare Datenbank zu erstellen<sup>20</sup>. Im Rahmen einer gemeinsam mit der Historischen Kommission für Hessen und dem Hessischen Staatsarchiv in Marburg durchgeführten Veranstaltung wurde diese Datenbank am 28. März 2012 im Staatsarchiv Marburg der Öffentlichkeit vorgestellt und freigeschaltet <http://www.lagis-hessen.de/de/subjects/index/sn/hetrina><sup>21</sup>.

### III.

Der Weg zu dieser Datenbank war deutlich steiniger als die Ausgangssituation hätte erwarten lassen. Leider stellte sich heraus, dass die mit großem Aufwand in den 1970er Jahren zusammengetragenen, ursprünglich auf Lochkarten gespeicherten Daten nicht mehr in elektronischer Form vorlagen. Die einzige Möglichkeit, die vielfältigen Potenziale einer Datenbank-Anwendung – Arbeitstitel: „HETRINA online“ – mit vertretbarem Aufwand zu realisieren, bestand darin, die gedruckten Bände zunächst zu digitalisieren und mithilfe von Verfahren der optischen Zeichenerkennung (Optical Character Recognition, OCR) in maschinenles-

<sup>18</sup> Hessische Truppen im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg (HETRINA), Bd. 1, hrsg. v. Eckhart G. Franz/Otto Fröhlich; Bde., 2–6, hrsg. v. Inge Auerbach/Otto Fröhlich, Marburg 1972–1987, im Folgenden HETRINA.

<sup>19</sup> Gräf/Haunert/Kampmann, Krieg in Amerika (Anm. 5); Unter Canadiensern, Irokesen und Rebellen. Das Tagebuch des Hanauer Jägers Philipp Jakob Hildebrandt aus den Jahren 1777–1781, hrsg. v. Holger Th. Gräf/Lena Haunert, Marburg 2011.

<sup>20</sup> Diese Datenbank stellt gegenwärtig für insgesamt ca. 30'000 Mann mehr als 85'000 Datensätze (Stand April 2013) zur Verfügung und bietet damit für statistisch-quantitative Untersuchungen zum Militär des 18. Jahrhunderts eine einzigartige Grundlage. Das bislang einzige vergleichbare Projekt beschränkt sich lediglich auf das Offizierskorps und basiert auf einer weitaus geringeren Datensbasis. Georg Hebbelmann, Das preußische „Offizierkorps“ im 18. Jahrhundert. Analyse der Sozialstruktur einer Funktionselite, Münster 1998.

<sup>21</sup> Vgl. Stefan Aumann/Holger Th. Gräf/Annegret Wenz-Haubfleisch, „Hetrina online“ – Eine neue Datenbank zu den hessischen Truppen im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, in: Archivnachrichten aus Hessen 12 (2012), 38–39. An Pressemeldungen seien Offenbacher Post, Hanau-Post, Neue Osnabrücker Zeitung, Gelnhäuser Zeitung, Hessisch-Niedersächsische Allgemeine und Oberhessische Presse, alle vom 28.3.2012, sowie Gießener Allgemeine Zeitung vom 31.3.2012, URL: <http://www.handelsblatt.com/technologie/it-tk/it-internet/ahnenforschung-online-mausklick-ins-18-jahrhundert/6442112.html> [Zugriff: 3.12.2012] genannt.

baren Text zurückzuverwandeln. Die Probleme dabei waren erheblich. Die Qualität der Druckvorlage führte ungeachtet der sehr hohen Erkennungsraten moderner OCR-Anwendungen zu unbefriedigenden Ergebnissen. Den zahlreichen Fehlerkennungen wurde zwar dadurch begegnet, dass für jede einzelne Spalte individuell und programmgestützt Plausibilitätsprüfungen, Häufigkeitszählungen oder Abgleiche mit Listen zulässiger Werte erfolgten. Dennoch kann nicht ausgeschlossen werden, dass OCR-Fehler unerkannt geblieben sind.

Es gehört zu den großen Vorzügen des Mediums, dass sich solche Fehler auch nachträglich jederzeit korrigieren lassen. Gleiches gilt zwar auch für einen anderen Typus von Fehlern, allerdings sind hier die Möglichkeiten und vor allem die Wahrscheinlichkeit ihrer Erkennung ungleich ungünstiger bzw. niedriger. Durch die Verwendung des Speichermediums Lochkarte waren die einzelnen Datensätze – wie oben bereits ausgeführt – auf eine Länge von 80 Spalten bzw. Zeichen beschränkt. Dabei standen für die verschiedenen Deskriptoren im Einzelnen folgende Feldlängen zur Verfügung<sup>22</sup>:

Deskriptor	Spalten	Feldlänge
Familienname	1–17	17
Vorname (modernisiert, ggf. suspensiv gekürzt)	18–32	15
Alter	33–34	2
Herkunftsstadt (modernisiert)	35–52	18
Ortskennzahl (Länderbuchstabe, vierziffrige Zahl <sup>23</sup> , Sternchen zur Unterscheidung von Hessen-Kasselern und „Ausländern“)	53–58	6
Dienstrang (als zweibuchstabige, mnemotechnische Abkürzung)	59–60	2

<sup>22</sup> Nach Franz, Projekt HETRINA (Anm. 16), Sp. 384. Der Ausdruck enthält als zusätzliche Spalte die laufende Nummer in der Einheit. Die Altersangabe ist durch ein errechnetes Intervall möglicher Geburtsjahre ersetzt.

<sup>23</sup> Bedingt durch die deutsche Teilung existierten auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik bis 1990 zwei vierstellige Postleitzahlsysteme nebeneinander. Für Herkunftsorte, die in der Entstehungszeit des HETRINA-Projekts auf dem Gebiet der damaligen DDR lagen, wurden die DDR-Postleitzahlen für die Ortskennzahlen vergeben, für Orte auf dem Gebiet der alten Bundesrepublik entsprechend die bundesrepublikanischen. Zur Unterscheidung fügten die Bearbeiter der gedruckten HETRINA-Bände (Anm. 18) ersteren den Länderbuchstaben „X“, letzteren den Länderbuchstaben „D“ bei.

Deskriptor	Spalten	Feldlänge
Einheit (dreibuchstabige Abkürzung des Regiments- oder Bataillons-Namens mit Zusatz der Kompanie-Nummer)	61–64	4
(in zweistelliger Zahl chiffriert) Art des Vorkommens	65–66	2
Datum der Nennung (Minderzahl des Jahres und zweibuchstabige Monatsbezeichnung)	67–70	4
Signatur	71–80	10
		80

Diese notwendige Beschränkung führte nicht nur dazu, dass für die Angabe von Varianten – z.B. aufgrund fraglicher Lesungen – nicht selten zu wenige Zeichen zur Verfügung standen, sondern dass im Original gegebene, für eine eindeutige Lokalisierung erforderliche Zusätze nicht übernommen wurden. Hätte es keinerlei datentechnische Beschränkungen gegeben, wären problematische Aufnahmen wie die folgende sehr viel einfacher zu identifizieren. Das Beispiel ist den Maß- und Rangierbüchern des Dritten Infanterieregiments Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen und seiner Vorgänger entnommen<sup>24</sup>:

Gläubiger	Maß oder Jahr	Wohlland	Ob und wo in Land mauernd
1 Cap d' arms: George Stoeck	8	41 Bischhausen a. S. o. 150 m <sup>2</sup>	
2 Caporal Post Wehnes	6	30 Geiershausen a. n. aula	80 m <sup>2</sup>
<i>Gemeine</i>			
1 Tamb: Conrad Viehl	3 2	23 Oberlongfeld a. Landeck	"
1 Dom Pfaff	6 3	26 Willingshagen a. n. aula	150 m <sup>2</sup>
2 Engelhard Scheler	6 3	23 Willingshagen	60 m <sup>2</sup>
3 Dom Schelhaas	6	33 Hilmer a. Landeck	"

Quelle: Hessisches Staatsarchiv Marburg, Best. 10c, Nr. 470

Abb. 1

<sup>24</sup> Staatsarchiv Marburg, Best. 10 c, Nr. 470, Maß- und Rangierbücher des Dritten Infanterieregiments Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen und seiner Vorgänger, Regiment Prinz Carl, 1775.

Für den Capitain d'Armes Georg(e) Block, im Jahr 1775 41 Jahre alt, findet sich für den Herkunftsort („Vatterland“) die Angabe „Bischhausen A(mt) Borcken“. Übernommen wurde lediglich der erste Bestandteil „Bischhausen“, dem als Ortskennzahl die Angabe D3441\* zugewiesen wurde<sup>25</sup>:

1011 BLOCK GEORG 1733/34 BISCHHAUSEN **D3441\*** CA CAR5 20 4.1775 SR470

Das hiermit bezeichnete Bischhausen liegt freilich nicht im Amt Borcken in der heutigen Gemeinde Neuental, Schwalm-Eder-Kreis, sondern in der Gemeinde Waldkappel im Werra-Meißner-Kreis. Korrekt wäre somit die Ortskennzahl D3581\* gewesen. Derartige Fehler lassen sich nur sehr schwer identifizieren. Günstiger liegt der Fall, wenn die von den Bearbeitern zugewiesenen Ortskennzahlen bei Belegen zu offensichtlich oder mutmaßlich identischen Personen voneinander abweichen:

14734 THIEL KONRAD 1726/27 SEELBACH **D5409** GE KNY2 02 1.1777 8843/29  
14735 THIEL KONRAD 0/0 SEELBACH **D6291** GE KNY2 07 3.1781 8843/7<sup>26</sup>

Solche Vorkommen lassen sich mithilfe geeigneter Auswertungsprogramme gezielt aufspüren.

Die gesicherte Identifikation von Herkunftsorten stellt eine unabdingbare Voraussetzung für jede Form von Auswertung dar, die über den Nachweis von Einzelbelegen hinausgeht. Quantitativ-statistische Untersuchungen sind nur sinnvoll, wenn die zahlreichen Einzelbelege zuverlässig zu konkreten Personen aggregiert werden können. Um dieses Ziel zu erreichen, kam in einem ersten Schritt ein vollautomatisches Verfahren zur Anwendung. Dabei wurden aus den Merkmalen „Name“, „Vorname“, „Geburtsjahr“, „Herkunft“ und „Ortskennzahl“ mit einem Trennzeichen verbundene Zeichenketten erzeugt, die als Schlüssel für eine Datenstruktur – ein sogenanntes assoziatives Datenfeld<sup>27</sup> – dienten. Für jede Person wurde auf der Basis dieser Angaben ein Personenstammsatz mit einer eindeutigen Identifikationsnummer erzeugt. Diese Nummer wiederum wurde dem genannten Schlüssel als Wert in der Datenstruktur zugeordnet. Ein vereinfachtes Beispiel veranschaulicht dieses Verfahren:

2828 GEHWEIFLER ULRICH 1748/49 FRAUENSTEIN H GE LEG2 02 10.1777 8836B,55  
2829 GEHWEIFLER ULRICH 1750/51 FRAUENSTEIN H GR LEG2 01 2.1783 SR556  
2830 GEHWEIFLER ULRICH 1751/52 FRAUENSTEIN H GR LEG2 16 11.1783  
8836C,182<sup>28</sup>

<sup>25</sup> HETRINA (Anm. 18), Bd. 2, Nr. 1.011.

<sup>26</sup> HETRINA (Anm. 18), Bd. 3, Nr. 14.734f.

<sup>27</sup> Englisch *associative array*. Je nach Programmiersprache werden entsprechende Datenstrukturen auch als *dictionaries*, *maps*, *hashes*, *hashtables* u.ä. bezeichnet.

Beim Einlesen eines Datensatzes wurden zunächst die benötigten Felder extrahiert:

Gehweiler Ulrich 1748/1749 Frauenstein H

Da sich zwei mögliche Geburtsjahre aus der in der Quelle gemachten Altersangabe ergeben, wurden entsprechend zwei Schlüssel erzeugt. Als Trennzeichen wird hier das Nummern-Zeichen (#) verwendet:

gehweiler#ulrich#frauenstein#h#1748

gehweiler#ulrich#frauenstein#h#1749

Für jeden der aufgeführten Schlüssel war nun zu überprüfen, ob er bereits in der Datenstruktur vorlag. Traf dies zu, konnte der zugehörige Wert – d.h. die Identifikationsnummer des betreffenden Personenstammsatzes – ausgelesen und gemeinsam mit den weiteren Belegangaben in der Datenbank gespeichert werden. Andernfalls wurde ein neuer Stammsatz erzeugt und dessen fortlaufend hochgezählte Identifikationsnummer zurückgegeben, so dass sie als Wert zu den aufgeführten Schlüsseln in die Datenstruktur übernommen werden konnte.

Schon dieses kurze Beispiel lässt erkennen, dass ein starres mechanisches Verfahren unzureichend ist, wenn es darum geht, alle zu einer bestimmten Person gehörigen Belege zusammenzuführen. Obwohl die Angaben zu den Geburtsjahren differieren, dürfte der Ulrich Gehweiler aus Frauenstein in der Schweiz, der im Oktober 1777 für das Grenadierbataillon von Lengerke als Gemeiner rekrutiert wurde, mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit mit dem gleichnamigen Grenadier identisch sein, der im Jahr 1783 noch zweimal als Angehöriger derselben Einheit Erwähnung findet. Größere Abweichungen in den Altersangaben sind häufig<sup>28</sup>, noch zahlreicher freilich begegnen Belege, die gar keine Altersangabe enthalten<sup>29</sup>. Vor diesem Hintergrund wurde immer auch ein zusätzlicher Schlüssel für ein nicht bekanntes Geburtsjahr angelegt. Wie groß aber das Intervall zu bemessen ist, innerhalb dessen Abweichungen in den Altersangaben bzw. Geburtsjahren noch als zulässig anzusehen sind, kann pauschal kaum festgelegt werden. Wie in vielen anderen Zweifelsfällen

<sup>28</sup> HETRINA (Anm. 18), Bd. 1, Nr. 2.828 ff. Die Ortskennzahlangabe „H“ steht für die Schweiz.

<sup>29</sup> Auch für *Seehase*, Truppen (Anm. 4), 139 sind die Angaben der Geburtsjahre „ein sehr unsicheres Kriterium“. Sie wurden als Ausschlusskriterium nur herangezogen, „wenn bei namensgleichen Personen abweichende Geburtsjahre mit einer Differenz von einem Jahrzehnt oder mehr angegeben sind“. Vgl. auch die Vorbemerkung zu HETRINA (Anm. 18), Bd. 3.

<sup>30</sup> Bei mehr als der Hälfte der Belege (52.6 %) in den HETRINA-Bänden 1–6 (Anm. 18) fehlt die Altersangabe.

auch muss die Entscheidung darüber, ob Belege mit Abweichungen innerhalb der eigentlich unveränderlichen Merkmale als zu einer Person gehörig anzusehen sind, intellektuell erfolgen. Spätestens hier sind dann auch Angaben wie die Regimentszugehörigkeit oder der Dienstrang zu berücksichtigen, die sich aufgrund der möglichen Mobilität einer allzu engen Formalisierbarkeit entziehen.

Doch zurück zu den Ortskennzahlen: „Die erläuternden Hinweise (Territorium oder Amt), die sich, wenn auch nur zum Teil, in den Listen finden, wurden grundsätzlich auf die Ortskennzahl als knappste und präziseste Bestimmungsform umgestellt“<sup>31</sup>. Es ist genau diese Beschränkung, die die größten Probleme bei der Identifizierung der Herkunftsorte bereitet. So sind, um nur ein Beispiel zu nennen, allein im Band 6, in dem die Hanauer Regimenter behandelt werden, der Herkunftsangabe „Rodheim“ vier unterschiedliche Ortskennzahlen zugewiesen (D6301, D6361, D6411, D6479), ohne dass ersichtlich wäre, auf welcher Grundlage die jeweilige Entscheidung getroffen wurde. In der Vorbemerkung zu diesem Band heißt es, die Zahl beziehe sich auf den „wahrscheinlichsten Heimatort“. Und weiter: „Sollten Nachforschungen im Kirchenbuch der betreffenden Gemeinde negativ verlaufen, so empfiehlt sich eine Nachfrage bei den Pfarrämtern anderer gleichnamiger Orte“<sup>32</sup>.

Abweichende Ortskennzahlen erschweren dabei nicht nur das Aggregieren von Einzelbelegen zu konkreten Personen; sie verhindern auch zuverlässige Aussagen über das Verhältnis von „Landeskindern“ und „Ausländern“. Um das Beispiel Rodheim aufzugreifen: Ein (?) Johannes Will aus Rodheim, Musketier bzw. Gemeiner im Hessen-Hanauischen Regiment Erbprinz, ist insgesamt fünfzehn Mal belegt. Neun Belegen ist die Ortskennzahl D6301 zugewiesen, in sechs Fällen findet sich die Angabe D6361. Erstere bezeichnet das in der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt gelegene Rodheim-Bieber, letztere bezieht sich auf das Hessen-Hanauische Rodheim v. d. Höhe. Als wahrscheinlicherer Heimatort muss Rodheim v. d. Höhe angesehen werden. Leider erlauben die von Joachim Fischer zusammengestellten zusätzlichen Angaben, die mit den HETRINA-Datensätzen verknüpft wurden<sup>33</sup>, in diesem Fall keine exakten Aufschlüsse, als Geburtsort ist hier ebenfalls lediglich „Rodheim“ angegeben<sup>34</sup>.

<sup>31</sup> Vorbemerkung zu HETRINA (Anm. 18), Bd. 1, 6. Vgl. auch Franz, Projekt HETRINA (Anm. 16), Sp. 384.

<sup>32</sup> HETRINA (Anm. 18), Bd. 6, 15.

<sup>33</sup> Die von Fischer ermittelten Angaben sind jeweils über einen mit „Weitere Informationen“ bezeichneten Link eingebunden.

<sup>34</sup> In aller Regel finden sich bei Fischer aber erläuternde Zusätze bei außerhalb von Hessen-Hanau gelegenen Geburtsorten: „Bernsfeld im Darmstädtischen“, „Langen im Darmstädtischen“ usw.

Quantitativ-statistische Untersuchungen werden aber nicht nur durch abweichende Ortskennzahlen oder Herkunftsangaben erschwert. Auch bei Familiennamen gibt es trotz der von den Bearbeitern vorgenommenen Modernisierungen Abweichungen, die selbst mit algorithmischen Verfahren nur sehr schwer zu fassen sind. Auch hierfür ein – abschließendes – Beispiel: In den monatlichen Listen des Regiments Landgraf ist für den Oktober 1778 die Rekrutierung des aus Venedig stammenden Franz Ciberty belegt<sup>35</sup>:

2301 CIBERTY FRANZ 0/0 VENEDIG I GE LGF1 02 10.1778 8810/19

Für den Sommer 1779 findet sich an anderer Stelle folgender Eintrag<sup>36</sup>:

6034 GILBERTY FRANZ 0/0 I GE LGF1 07 8.1779 8810/26

Der in der Spalte für die Art des Vorkommens gemachten Angabe (07) ist zu entnehmen, dass er an Krankheit, Unfall oder sonstigem starb. Dass sich hinter diesen beiden Belegen ein und dieselbe Person verbirgt, ist naheliegend. Die Ermittlung und Überprüfung möglicher Identitäten hielt zum Zeitpunkt der Fertigstellung des Manuskripts noch an. Sie ist sehr aufwendig, zumal sie mit dem Bestreben einhergeht, die Herkunftsangaben auf zeitgenössische Territorien abzubilden, um so nicht zuletzt präzisere Angaben über die „Ausländer“ machen zu können<sup>37</sup>.

Der Aufwand ist aufgrund der Singularität der Quellen und ihres schon vielfach beschriebenen Potenzials sicherlich gerechtfertigt. Ist die Überprüfung abgeschlossen, steht für eine Beschäftigung mit den Angehörigen der hessischen Regimenter in Amerika eine Datenbank-Anwendung zur Verfügung, die nicht nur genealogischen Zwecken dient, sondern die sich – um Charakteristika eines Expertensystems ergänzt –, als leistungsstarkes Forschungsinstrument anbietet. Schon seit der Veröffentlichung als LAGIS-Modul im März 2012 bietet die Anwendung sehr weitreichende Möglichkeiten. So können gezielt bestimmte Arten des Vorkommens – z.B. Beförderungen, Verluste oder auch Neurekrutierungen – einzeln oder gruppiert für beliebig zu definierende Zeiträume in den Blick genommen und mit militärischen Ereignissen des Amerikanischen Unabhängigkeitskriegs in Beziehung gesetzt werden. Dienstgrade lassen sich ebenfalls isoliert oder in Gruppen (Mannschaften, Unteroffiziere, Offiziersanwärter, Offiziere usw.) betrachten. Auch hier können

<sup>35</sup> HETRINA (Anm. 18), Bd. 3, 47.

<sup>36</sup> HETRINA (Anm. 18), Bd. 3, 121.

<sup>37</sup> Für die auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik liegenden Orte werden zudem die modernen amtlichen Gemeindeschlüssel (AGS) ermittelt.

zeitliche Eingrenzungen und weitere Beschränkungen – etwa auf bestimmte Regimenter – vorgenommen werden. Die Möglichkeiten, die die „Erweiterte Suche“ für differenzierte Recherchen eröffnet, werden durch die als „Zeitleiste“ oder „Quellen“ bezeichneten Einstiege in das Modul komplementiert. In der Zeitleiste sind Kriegsereignisse, an denen hessische Truppen beteiligt waren, gesondert ausgewiesen und mit einem Link versehen. Die Anwendung „weiß“, welche Regimenter in ein bestimmtes Ereignis involviert waren, so dass direkt aus der Zeitleiste heraus entsprechende Datenbank-Recherchen für einen definierten Zeitraum im Umfeld des Ereignisses gestartet werden können. Es ist das besondere Verdienst des Militärhistorikers Stephan Giersch (Marburg), nicht nur die Zeitleiste erstellt, sondern auch die mit der Zeitleisten-Suchfunktion in Zusammenhang stehenden Daten ermittelt zu haben. Er war es auch, der die für weitere Funktionen erforderlichen Basisdaten recherchierte, darunter eine differenzierte Rangfolge der Dienstgrade, die alle Gruppierungen, also beispielsweise auch die Militärbeamten, das Sanitätspersonal oder die „Musiker“, einschließt.

Der Einstieg über den Menüpunkt „Quellen“ eröffnet nicht nur eine detaillierte Übersicht über die Bestände des Staatsarchivs Marburg, die für das HETRINA-Projekt herangezogen wurden. Jeder Bestands- bzw. Bestandsgruppen-Titel ist direkt mit dem Hessischen Archiv-, Dokumentations- und Informationssystem (HADIS) verknüpft, so dass Informationen wie der Überlieferungskontext oder die Bestandsgliederung jederzeit abrufbar sind. Aus der Übersicht sind zudem bestehende Lücken in der Überlieferung ersichtlich, die zwar auch an anderer Stelle dokumentiert sind<sup>38</sup>, im Kontext der Anwendung allein aber sonst aus dem Blick zu geraten drohen. Schließlich erlaubt es der Einstieg über die „Quellen“, alphabetische Listen all jener Soldaten zu erstellen, die in einer bestimmten monatlichen Liste, einem Maß- und Rangierbuch oder einer anderen der ausgewerteten Quellen aufgeführt werden. Es gehört zu den weiteren Besonderheiten der Datenbank-Anwendung, dass nicht nur sämtliche Bedienelemente in Deutsch und Englisch zur Verfügung stehen, sondern dass – je nach gewählter Sprache – auch die Inhalte entsprechend recherchierbar sind bzw. präsentiert werden. Damit dürfte „HETRINA online“ spätestens nach Abschluss der derzeit noch laufenden Arbeiten ein unverzichtbares Werkzeug für die internationale Forschung über den Einsatz der hessischen Truppen im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg sein.

---

<sup>38</sup> Vgl. Auerbach, Vorbemerkung, in: HETRINA (Anm. 18), Bd. 3, 3–4. Ausführlich auch bei Seehase, Truppen (Anm. 4), 136–137.

# **Exotische Gewaltgemeinschaften – Krieger von der europäischen Peripherie im 17. Jahrhundert**

Von *Horst Carl*

## **I. Schwarz wie die Zigeuner ...**

Als die Schweden im Herbst 1630 an der deutschen Ostseeküste landeten, um auf Seiten der in die Defensive geratenen Protestanten entscheidend in den seit zwölf Jahren tobenden Krieg einzugreifen, machte vor allem ein besonders fremdartig anmutendes Truppenkontingent auf sich aufmerksam. Beleg für diese gesteigerte Aufmerksamkeit ist ein weit verbreiteter Stich des Nürnberger Kupferstechers und Verlegers Georg Köler<sup>1</sup>, der Angehörige des Regiments MacKay in schwedischen Diensten bei ihrer Ankunft 1630 in Stettin darstellt.

Nach Ausweis des Titels wollte das illustrierte Flugblatt eine „Kurtze Beschreibung/defß auß Irrland/Köngl.Majestät in Schweden ankommen Volcks/von dero Lands Art/Natur/Waffen unnd Eigenschafft“ bieten, wobei offenbar das Exotische an Äußerlichkeiten wie dem traditionellen Kilt sowie der teils altertümlichen Bewaffnung mit Pfeil und Bogen festgemacht wurde: „In solchem Habit gehen die 800 In Stettin angekommen Irrländer oder Irren“, lautete der Untertitel des illustrierten Flugblattes, der die besonders augenfälligen Charakteristika der Neuankömmlinge unterstrich.

Sicherlich zielte die Betonung des Fremdartigen auch auf einen verkaufsfördernden Sensationseffekt. Der deutsche Text des Flugblattes hob daneben aber vor allem die militärischen Qualitäten der Fremdlinge her-

---

<sup>1</sup> Zu Georg Köler (Celer), 1599–1638 vgl. *Manfred Grieb*, Nürnberger Künstlerlexikon, Bd. 2, München 2007, 808. Von Kölers Flugblatt sind offenbar mehrere Versionen auf den Markt gebracht worden, sei es von ihm selbst oder (als Holzschnitt) von Kolporteuren. Drei Versionen sind nachgewiesen im VD 17, vgl. 23:688812W (*Thomas Weißbrich* [Bearb.], Illustrierte Flugblätter. Die Sammlung Stopp, Eckensberger Stiftung/HAB Dep. 4.9, FM 51–60, Wolfenbüttel 2005), VD 17 23:675836Y (*Wolfgang Harms* [Hrsg.], Deutsche illustrierte Flugblätter des 16. und 17. Jahrhunderts, Bd. 2, Tübingen 1997, 284); VD17 1:090530H.



Quelle: „Kurtze Beschreibung ...“ [Nürnberg 1631, G. Köler], VD 17, 23: 6758 36 Y, Ex. HAB Wolfenbüttel.

Abb. 1

vor, die mit der Anspruchslosigkeit einer zivilisationsfernen Sozialisation begründet wurden.

„Es ist ein Starckes dauerhafttigs Volck  
behilft sich mit geringer Speiß  
hatt es nicht brodt  
So Essen Sie Würtzeln.  
Wans auch die Notturfft erforderd  
Können Sie des Tages Uber die 20 Teutzscher meil wegēs lauffen,  
haben neben Musqueden Ihre Bogen und Köcher und lange Messer“<sup>2</sup>.

Kern der militärischen Qualitäten war laut Textausschnitt weniger individuelle Tapferkeit als vielmehr die erstaunliche Mobilität der unberittenen Krieger. Aufgrund ihrer Genügsamkeit und Ausdauer seien sie fähig, Gewaltmärsche zu unternehmen. Als Gradmesser der Exotik dieser „Iren“ wird im Übrigen ein wahrscheinlich wenig belastbarer Vergleich zu einer schon länger präsenten exotischen Ethnie im Reich gezogen: Sie seien „schwartz als die Zuegaeuner“.

Solche Verfremdung der Iren irritiert dann doch: Nicht nur, weil der Vergleich mit den „Zigeunern“ empirisch wenig taugte, sondern auch, weil entsprechende Kriegergruppen im Solde europäischer Kriegsherren mittlerweile fast schon alte Bekannte auf europäischen Kriegsschauplätzen waren. So waren gerade irische Söldnerkontingente keineswegs eine sensationsheischende Neuerung, sondern spätestens seit den 1580er Jahren mit der Teilnahme von größeren geschlossenen Kontingenten auf spanischer Seite im spanisch-niederländischen Krieg eine etablierte Größe auf dem europäischen Söldnermarkt<sup>3</sup>. In den Niederlanden hatten sie sich durchaus einen Ruf als mutige und kampferfahrene Krieger hart erarbeitet. Ebenso berüchtigt war freilich auch ihre Undiszipliniertheit, denn an den endemischen Meutereien waren sie ebenso beteiligt wie an den gewaltsauslösenden Einnahmen und Plünderungen von Städten, die die Zeitgenossen mit dem Begriff der „Furie“ bedachten<sup>4</sup>.

War also das massenhafte Auftauchen solch fremder Krieger auf europäischen Kriegsschauplätzen nicht erst eine Erscheinung des Dreißigjährigen Krieges, so wurde in unserem speziellen Fall auch das Regiment Mac Kay nicht erst mit seiner Landung in Stettin 1630 Teilnehmer des

<sup>2</sup> Ebd.; vgl. auch *Martin Rackwitz, Travels to Terra Incognita. The Scottish Highlands and Hebrides in early modern travellers' accounts c. 1600 to 1800*, Münster 2007, 55–56.

<sup>3</sup> *Grainne Henry, The Irish Military Community in Spanish Flanders, 1586–1621*, Dublin 1992; *R. A. Stradling, The Spanish Monarchy and Irish Mercenaries. The Wild Geese in Spain 1618–1668*, Dublin 1994.

<sup>4</sup> *Henry, Irish Military Community (Anm. 3), 91–95.*

Dreißigjährigen Krieges. Vielmehr war das Regiment 1626 vom dänischen König Christian IV. angeworben worden und nach dessen Niederlage 1630 in schwedische Dienste gewechselt. Es stellte also keineswegs eine unbekannte Größe auf den norddeutschen Kriegsschauplätzen dar<sup>5</sup>. In einem noch gravierenderen Punkt muss jedoch unser Illustrator der Ankunft exotischer Krieger im Reich 1630 korrigiert werden. Es handelt sich nämlich bei den Dargestellten gar nicht um Iren, wie dies Titel des Flugblatts und deutscher Begleittext behaupten, sondern um Schotten. Nicht nur der Regimentsname MacKay belegt dies, auch das traditionelle Kleidungstück des Kilt weist auf die schottische Abkunft hin. Nicht minder als ihre irischen Kollegen gehörten schottische Söldnerkontingente zum Inventar der frühneuzeitlichen Internationale des Söldnerwesens<sup>6</sup>. Aber solche Unterschiede der Herkunft waren dem deutschen Bildpublizisten offenbar gleichgültig angesichts der Tatsache, dass in erster Linie die Fremdheit der Neuankömmlinge illustriert werden sollte. Fremd und exotisch aber waren irische und schottische Krieger gleichermaßen, allein schon, weil Hochlandschotten und Iren zumindest die gleiche unverständliche Sprache Gälisch sprachen. Was aber besagt diese offensichtliche Fehlzuschreibung über die Wahrnehmung dieser fremden Krieger aus? Wie wichtig war der Umstand, dass sie einer bestimmten Ethnie zugeordnet werden konnten gegenüber der Tatsache ihrer Fremdheit, die unter anderem durch den Vergleich mit den Zigeunern unterstrichen wurde? War es nicht einerlei, ob es nun Iren oder Schotten waren, angesichts der Tatsache, dass im Dreißigjährigen Krieg immer mehr von jenen fremden, zum Teil bislang sogar unbekannten Kriegsvölkern auf den zentraleuropäischen Kriegsschauplätzen des Reiches mitmischten?

Dass gerade der Dreißigjährige Krieg zu einem regelrechten Stelldich-ein von Kriegergruppen geriet, die von der europäischen Peripherie rek-

<sup>5</sup> Die Geschichte des Regiments MacKay (MacKey) ist bestens dokumentiert durch die Autobiographie des schottischen Offiziers Robert Monros. Noch während des Dreißigjährigen Krieges in England publiziert gilt das Werk als eines der wichtigsten militärischen Selbstzeugnisse des 17. Jahrhunderts: *Robert Monro, Monro and his expedition with the worthy Scots Regiment (called MacKeyes Regiment) ... Collected and gathered together at spare hours by Col. Robert Monro ..., London 1637*; es dient als Grundlage für die detaillierte neuere Regimentsgeschichte von *James A. Fallon, Scottish Mercenaries in the Service of Denmark and Sweden 1626–1632*, Diss. masch. Glasgow 1972.

<sup>6</sup> Zwischen 1625 und 1642 wurden fast 50'000 schottische Söldner für anti-habsburgische Mächte (v.a. Dänemark, Schweden und Frankreich) rekrutiert. *I. Ross Bartlett, Scottish Mercenaries in Europe 1570–1640. A Study in Attitudes and Policies*, in: *Scottish Tradition* 13 (1985), 15–24, hier 21; zum aktuellen Forschungsstand vgl. *James Miller, Swords for hire. The Scottish Mercenaries*, Edinburgh 2007.

rutiert wurden – Iren, Schotten, Finnen, Lappen, Kroaten, Kosaken –, hängt ursächlich mit der Struktur der frühneuzeitlichen Heere als Söldnerheere zusammen. Das Faktum des Söldnerwesens ist in der Militärgeschichte zur Frühen Neuzeit gut bekannt und erforscht, denn schließlich gilt diese Epoche als Höhepunkt des Söldnerwesens<sup>7</sup>. Der Höhepunkt, aber auch die Peripetie des frühneuzeitlichen Söldnerwesens fiel mit den enormen Kriegsanstrengungen und der zahlenmäßigen Ausweitung der Armeen im Dreißigjährigen Krieg zusammen, der allerdings auch die logistischen und vor allem finanziellen Grenzen einer solchen Heeresstruktur aufzeigte<sup>8</sup>. Die Herausbildung stehender Heere in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts führte zu alternativen Formen der Rekrutierung, die allmählich die Dominanz des Söldnerwesens zurückdrängte<sup>9</sup>. Mit dieser Söldnerstruktur geht nun jenes Phänomen einher, das im Folgenden thematisiert werden soll: Die Rekrutierung von Kriegern von der europäischen Peripherie als Söldner für die zentraleuropäischen Kriege der Epoche. Diese Entwicklung intensiviert sich ab dem späten 16. Jahrhundert, ausgehend vom Krieg in den Niederlanden, und kulminierte im Dreißigjährigen Krieg, der Krieger aus allen Himmelsrichtungen zu Akteuren im mittel- und westeuropäischen Kriegstheater machte<sup>10</sup>.

<sup>7</sup> Michael Sikora, Söldner – historische Annäherungen an einen Kriegertypus, in: Geschichte und Gesellschaft 29 (2003), 210–238.

<sup>8</sup> Peter Burschel, Söldner im Nordwestdeutschland des 16. und 17. Jahrhunderts. Sozialgeschichtliche Studien, Göttingen 1994, 206–217; Reinhard Baumann, Landsknechte. Ihre Geschichte und Kultur vom späten Mittelalter bis zum Dreißigjährigen Krieg, München 1994; Michael Kaiser, Die Söldner und die Bevölkerung. Überlegungen zu Konstituierung und Überwindung eines lebensweltlichen Antagonismus, in: Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit, hrsg. v. Stefan Kroll/Kersten Krüger, Münster 2000, 79–120; Jan Willem Huntebrinker, „Fromme Knechte“ und „Garteteufel“. Söldner als soziale Gruppe im 16. und 17. Jahrhundert, Konstanz 2010; zum europäischen Kontext vgl. Michael Mallett, Mercenaries and their Masters. Warfare in Renaissance Italy, London 1974; Geoffrey Parker, The Army of Flanders and the Spanish Road 1557–1659. The Logistics of Spanish Victory and Defeat in the Low Countries’ Wars, Cambridge 1972; David Potter, The international mercenary market in the sixteenth century: Anglo-French competition in Germany, 1543–1550, in: The English Historical Review 111 (1996), 24–58; der Klassiker zum komplementären Phänomen der frühneuzeitlichen Kriegsunternehmer ist Fritz Redlich, The German Military Enterpriser and his Work Force. A Study in European Economic and Social History, 2 Bde., Wiesbaden 1964–1965.

<sup>9</sup> Dass die Abkehr vom Söldnerwesen ein gleitender Wandel mit zahlreichen Relikten auch im 18. Jahrhundert gewesen ist, zeigt David Parrott, The Business of War. Military Enterprise and Military Revolution in Early Modern Europe, Cambridge 2012, v.a. 260–317.

<sup>10</sup> Einen konzisen Überblick – allerdings aus migrationsgeschichtlicher Perspektive – bietet Matthias Asche, Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neu-

Dabei weist die militärhistorische Forschung darauf hin, dass dieser Import peripherer Kriegsvölker durchaus eine Art von „clash of cultures of violence“ dargestellt habe<sup>11</sup>, weil die Kriegsführenden – von den militärisch und politisch Verantwortlichen durchaus erwünscht – die Zivilbevölkerung in Mitteleuropa mit einer Verschärfung der Kriegsführung konfrontierte hätten. Die Brutalisierung der spanischen Kampfesweise durch den Herzog von Alba in den späten 1560er Jahren habe Traditionen der spanischen Reconquista wiederbelebt<sup>12</sup> und die gefürchteten albanischen Stradioten, Kosaken und Kroaten hätten Formen des Grenzkriegertums der jeweiligen Militärgrenzen gegen das osmanische Reich importiert<sup>13</sup>. Auch die irischen und schottischen Söldner hätten eine Form der Kriegsführung praktiziert, die sich deutlich von denen der normalen Militärs unterschieden habe und die als „Gaelic Warfare“ in neuern einschlägigen Veröffentlichungen firmiert und im Übrigen positiv konnotiert wird<sup>14</sup>.

Dieser Zusammenhang ist durchaus keine nachträgliche Zuschreibung, sondern bei den Zeitgenossen manifest: Es war nicht nur die „exotische“ Herkunft dieser Söldner- bzw. Kriegergruppen, sondern gerade die von ihnen ausgeübte Gewalt, die zu einer intensiven Wahrnehmung

zeit. Einleitende Beobachtungen zum Verhältnis von horizontaler und vertikaler Mobilität in der kriegsgeprägten Gesellschaft Alteuropas im 17. Jahrhundert, in: Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit, hrsg. v. Matthias Asche, Michael Herrmann, Ulrike Ludwig, Anton Schindling Berlin 2008, 11–36, v.a. 19–25.

<sup>11</sup> John Keegan, Die Kultur des Krieges, Reinbek 1997, 121–122, 489–490; für eine differenzierte Diskussion kultureller Dimensionen von kollektiver Gewalt am Beispiel des Balkans vgl. Wolfgang Höpken, Gewalt auf dem Balkan. Erklärungsversuche zwischen „Struktur“ und „Kultur“, in: Politische und ethnische Gewalt in Südosteuropa und Lateinamerika, hrsg. v. Wolfgang Höpken/Michael Riekenberg, Köln u.a. 2001, 53–95, v.a. 72–77.

<sup>12</sup> Fernando González de León, Soldados platicos and Caballeros. The social Dimensions of Ethics in the early modern Spanish Army, in: The Chivalric Ethos and the Development of Military Professionalism, hrsg. v. D. J. B. Trim, Leiden 2003, 235–268.

<sup>13</sup> Karl Kaser, Das „Kriegstheater“ zwischen den Kulturen. Die habsburgische Militärgrenze in Kroatien, in: Krieg und Akkulturation, hrsg. v. Thomas Kolnberger et al., Wien 2004, 85–102; Géza Dávid/Pál Fodor (Hrsg.), Ottomans, Hungarians, and Habsburgs in Central Europe. The military Confines in the Era of Ottoman Conquest, Leiden 2000; eine Zusammenfassung der aktuellen Frontier-Theorien mit Blick auf die osmanischen Grenzregionen bietet jetzt Markus Koller, Eine Gesellschaft im Wandel. Die osmanische Herrschaft in Ungarn im 17. Jahrhundert (1606–1683), Stuttgart 2010.

<sup>14</sup> Steve Murdoch/Andrew Mackillop (Hrsg.), Fighting for Identity. Scottish military Experiences c. 1550–1900; J. Michael Hill, Celtic Warfare, 1595–1763, Edinburgh 1986; J. Michael Hill, Gaelic Warfare 1453–1815, in: European Warfare 1453–1815, hrsg. v. Jeremy Black, Basingstoke 1999, 201–222.

der Zeitgenossen wie auch einer prominenten Platzierung in den lokalen und regionalen Erinnerungskulturen führte. Im Zentrum der Alteritätswahrnehmung stand dabei eine Gewaltkultur<sup>15</sup>, die als exzessiv, unkalkulierbar und unkontrollierbar erfahren wurde. Wenn kaum bestritten wird, dass hier eine Konfrontation mit spezifischen Gewaltkulturen von Grenz- und Kriegerbevölkerung der europäischen Peripherie<sup>16</sup> erfolgte, so ist schon sehr viel schwerer zu entscheiden, welche Rolle ethnische Alterität oder stereotype Zuschreibungen für die Gewaltsituationen selbst und deren Wahrnehmung gespielt hat. Wenn zwischen ethnisch bedingter Fremdheit und Gewalthandeln ein Zusammenhang bestand, ist jedenfalls eine entsprechende Kausalität schon sehr viel schwieriger eindeutig zu bestimmen<sup>17</sup>. Selbst wenn traditionale und kulturelle Gewaltmuster und Wertorientierungen einer Grenzergesellschaft beispielsweise das Gewalthandeln der Kroaten in Mitteleuropa auszeichneten, kann doch gerade das „fremde“ soziale Umfeld exzessive Gewalt erst stimuliert haben, weil reglementierende und regulierende Faktoren, die im heimischen Kontext wirken mochten, hier wegfielen. Ebenso können Stereotypisierungen Erwartungshorizonte geschaffen haben, die auf das Agieren von Tätern und Opfern nicht ohne Einfluss blieben. Zuschreibungen konnten so auf beiden Seiten durchaus zu self fulfilling prophecies werden. Gerade weil jedoch dieser Zusammenhang so komplex ist, dass gelegentlich die Fremdheit nur noch im Modus der Zuschreibung – und nicht mehr der Aktionen selbst – verhandelbar erscheint, lohnt es, das Problem unterschiedlicher Gewaltkulturen präziser zu analysieren<sup>18</sup>.

## II. Frühnezeitliche Söldner- und Kriegergruppen als Gewaltgemeinschaften

Bei einer solchen Fragestellung rücken zwangsläufig die Gewaltakteure in den Fokus, und der Verweis darauf, dass es sich im Kontext von differenten Gewaltkulturen und deren Wahrnehmung um kollektive Akteure in Gestalt von Krieger- und Söldnergruppen handelt, ist zunächst ein-

<sup>15</sup> Stuart Carroll (Hrsg.), *Cultures of Violence. Interpersonal Violence in Historical Perspective*, Houndsmill 2007.

<sup>16</sup> Michael Riekenberg, Art. „Frontier“, in: Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 4, hrsg. v. Friedrich Jaeger, Stuttgart 2006, Sp. 71–75.

<sup>17</sup> Ulrich Bielefeld, Ethnizität und Gewalt. Kollektive Leidenschaft und Existenzialisierung von Ethnizität und Gewalt, in: Höpken/Riekenberg, Politische und ethnische Gewalt (Anm. 11), 1–18.

<sup>18</sup> Michael Riekenberg, „Mikroethnien“, „Gewaltmärkte“, Frontiers. Ethnische Kriege in Lateinamerika im 19. Jahrhundert, in: Höpken/Riekenberg, Politische und ethnische Gewalt (Anm. 11), 109–130.

mal nicht trivial. Einerseits wird im Kollektiv Fremdheit nachhaltiger wahrgenommen und werden entsprechende Stereotypen adressiert. Andererseits ist auch die Gewaltausübung selbst in der Regel ein kollektives Phänomen, und wenn Krieg per definitionem organisierte Gewalt ist, dann ist es nur folgerichtig, dass bei Untersuchungen kriegerischer Gewalt kollektive Gewaltphänomene größeres Gewicht erhalten. Wenn Kollektive als kriegerische Gewaltakteure wahrgenommen werden, dann geschieht dies jedoch nicht in Gestalt anonymer Großgruppen – z.B. „das Heer“ –, sondern es geht um konkrete und eingrenzbare soziale Gruppen, deren Agieren und Eigendynamik das jeweilige Gewalthandeln prägen<sup>19</sup>. Ein verstärktes Interesse der Forschung an Gruppen als Gewaltakteuren lässt sich schon länger in der Militärsoziologie oder auch der neueren Militärgeschichte belegen, wenn etwa die Bedeutung von Kleingruppen und deren Interaktion und Identität für die Kohäsion von Armeen diskutiert werden<sup>20</sup>. Die mythisierte „Kameradschaft“ der Wehrmachtssoldaten<sup>21</sup> findet in Gestalt der frühneuzeitlichen „Zeltgemeinschaften“ durchaus ihre semantische und funktionale Entsprechung. Zudem hat auch die Diskussion um die „neuen Kriege“ als Rückkehr von Phänomenen vormoderner Kriege den Blick auf die Bedeutung von soldatischen Kleingruppen als primären Akteuren kriegerischer Gewalt gelenkt<sup>22</sup>.

Sowohl die – gerade für die Frühe Neuzeit – florierende militärhistorische Forschung wie auch die historische Gewaltforschung hat bislang solchen Kollektiven aber keine systematische Aufmerksamkeit geschenkt. Auf dieses offenkundige Forschungsdefizit hat deshalb eine mehrheitlich an der Universität Gießen beheimatete Forschergruppe reagiert, die sich epochen- und kulturübergreifend der Erforschung von sozialen Gruppen oder Netzwerken widmet, für deren Genese, Konstitution und Identität Gewaltausübung konstitutiv ist. Solche Gruppen werden im Rahmen der

<sup>19</sup> Georg Elwert/Stefan Feuchtwang/Dieter Neubert, The Dynamics of Collective Violence – An Introduction, in: Dynamics of Violence. Processes of Escalation and De-Escalation in Violent Group Conflicts, hrsg. v. Georg Elwert/Stefan Feuchtwang/Dieter Neubert, Berlin 1999, 9–31.

<sup>20</sup> Hendrik Vollmer, Kohäsion und Desintegration militärischer Einheiten. Von der Primärgruppthese zur doppelten sozialen Einbettung militärischen Handelns, in: Forschungsthema: Militär. Militärische Organisationen im Spannungsfeld von Krieg, Gesellschaft und soldatischen Subjekten, hrsg. v. Maja Apelt, Berlin 2010, 163–192.

<sup>21</sup> Thomas Kühne, Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert, Göttingen 2006.

<sup>22</sup> Mary Kaldor, Neue und alte Kriege. Organisierte Gewalt im Zeitalter der Globalisierung, Frankfurt a.M. 2000; Herfried Münkler, Die neuen Kriege, 4. Auflage, Hamburg 2003; Halvor Mehlum et al., Plunder & Protection Inc., in: Journal of Peace Research 39 (2002), 447–459.

Forschergruppe als „Gewaltgemeinschaften“ aufgefasst<sup>23</sup>. Auch wenn diese Definition nicht auf kriegerische Gewalt beschränkt ist, spielt der Krieg als Kontext solcher Gewaltgemeinschaften doch eine dominierende Rolle. Die Gießener Forschergruppe orientiert sich bei ihrer historischen Gewaltforschung an Angeboten der Soziologie, die sich im letzten Jahrzehnt intensiv mit einer „Soziologie der Gewalt“ auseinandergesetzt hat. Diese will nicht mehr nur eine Soziologie der Ursachen von Gewalt sein, sondern die Gewalttätigkeit selbst ins Zentrum ihrer Analysen stellen. Statt einer Analyse der Ursachen geht es ihr vornehmlich um die Analyse von Modalitäten und situationsbedingten „Logiken“ physischer Gewaltausübung selbst, woraus methodisch wiederum ein stärkeres Interesse an phänomenologischen Ansätzen resultiert<sup>24</sup>.

Eine solche Soziologie der Gewalt ist historischen Fragestellungen in hohem Maße affin, eröffnet sie doch die Möglichkeit zu einer Historisierung der Phänomene im Sinne einer präziseren phänomenologischen Analyse konkreter Gewaltpraktiken und ihrer jeweiligen Akteure sowie deren jeweiliger gesellschaftlicher Wahrnehmung. Die Konzentration auf überschaubare Kollektive bietet sich für Gewaltforschung zur Frühen Neuzeit dabei schon deshalb an, weil frühneuzeitliche Quellen den Zugriff auf individuelle Täterperspektiven oder die Ebene individueller Emotionen in der Regel nicht zulassen. Erklärungsangebote wie Gewalthandeln als „Rausch der Selbststeigerung/Selbstermächtigung“ oder die Beantwortung der Frage, ob der Gewalttäter seine Außerordentlichkeit aus dem Akt der Verletzung und Vernichtung bezieht<sup>25</sup>, ob seine Gewalttat autistisch oder sinnlos ist – darüber schweigen sich frühneuzeitliche Quellen aus. Da dem Historiker teilnehmende Beobachtung nicht möglich ist, kommt noch die vermeintlich dichteste Beschreibung freilich

<sup>23</sup> Zum Forschungsprofil vgl. Winfried Speitkamp (Hrsg.), Gewaltgemeinschaften. Von der Spätantike bis ins 20. Jahrhundert, Göttingen 2013, insbesondere die Einleitung des Herausgebers ebd., 7–13; Horst Carl/Hans-Jürgen Bömelburg, Einleitung: Beutepraktiken – Historische und systematische Dimensionen des Themas „Beute“, in: Lohn der Gewalt. Beutepraktiken von der Antike bis in die Neuzeit, hrsg. v. Horst Carl/Hans-Jürgen Bömelburg, Paderborn 2011, 11–31, hier 23–28.

<sup>24</sup> Spiritus rector dieser Gewaltsoziologie ist der 2013 verstorbene Trutz von Trotha: *Trutz von Trotha* (Hrsg.), Soziologie der Gewalt, Opladen 1997; *Trutz von Trotha*, Forms of Martial Power. Total Wars, Wars of Pacification, and Raid. Some Observations on the Typology of Violence, in: Dynamics of Violence. Processes of Escalation and De-Escalation in Violent Group Conflicts, hrsg. v. Georg Elwert/Stephan Feuchtwang/Dieter Neubert, Sociologus, Beiheft 1 (1999), 35–60; eine kritische Auseinandersetzung mit der Gewaltsoziologie bietet Michael Riekenberg, Über die Gewalttheorie von Georges Bataille und ihren Nutzen für die Gewaltsoziologie, in: Comparativ 21 (2011), 105–128.

<sup>25</sup> Riekenberg, Gewalttheorie (Anm. 24), 110–111, 125–126.

nicht ohne Kontextualisierung und Repräsentation aus. Folglich erscheint methodisch eine Herangehensweise, die situative Kontexte von Gewalthandeln vergleicht und dabei „kulturelle Ordnungen“<sup>26</sup> als Kontexte in die Gewaltanalyse einbezieht, die Handlungsoptionen in unterschiedlichen Gewalträumen bereitstellen oder auch begrenzen, für historische Gewaltanalysen noch am ehesten als angemessen. Wenn dabei kollektive Akteure ins Zentrum rücken, dürften gerade solche Gewaltgemeinschaften, bei denen aufgrund ihrer Ethnizität Gruppenidentität und Gewalthandeln eine spezifische Verbindung eingingen, besonders aufschlussreiche Untersuchungsobjekte abgeben. Ein genauerer Blick auf solche Kriegergruppen in den Söldnerheeren des Dreißigjährigen Krieges lässt allerdings signifikante Unterschiede in puncto Fremdheit und Gewaltkultur deutlich werden.

### III. Integrationsfähige Exoten: Schotten und Iren

Zweifellos waren gerade die irischen Krieger mit ihrer Kampfesweise Produkt einer besonderen Kriegsführung im Heimatland, die sich von den zentraleuropäischen Kriegsschauplätzen doch deutlich unterschied. Die Eroberungs- und Unterwerfungskriege Englands in Irland, die unter Heinrich VIII. nicht nur wieder einsetzten, sondern neben ethnischen Gegensätzen zunehmend auch konfessionell aufgeladen wurden, trugen in der rücksichtslosen Kriegsführung Züge eines Kolonialkrieges<sup>27</sup>. Im 17. Jahrhundert kulminierte dies in ethnisch und konfessionell motivierten Massakern, wechselweise an englischen oder englischstämmigen Siedlern oder irischen Widerstandskämpfern und deren Clans. Dass auch vor der Zivilbevölkerung nicht Halt gemacht wurde, zeigen die Deportationen und Fluchtwellen, die jeweils durch die Niederlagen der irischen Aufständischen nach 1600, nach den brutalen Pazifizierungsaktionen Cromwells 1651 und der Niederlage des katholischen Stuartkönigs Jakobs II. 1691 ausgelöst wurden. Die Fluchtwellen auf den Kontinent exportierten immer auch große Mengen irischer Krieger, wo sie schon existierende irische Söldnerkontingente auffrischen oder den Grundstock neuer Söldnerkontingente bilden konnten.

<sup>26</sup> Jörg Barberowski, Gewalt verstehen, in: *Zeithistorische Forschungen* 5 (2008), 5–17.

<sup>27</sup> Ronald Asch, Die englische Herrschaft in Irland und die Krise der frühen Stuart-Monarchie, in: *Historisches Jahrbuch* 110 (1990), 370–408; Nicholas Canny, *Making Ireland British, 1580–1650*, Oxford u.a. 2001; Bruce Lenman, *England's Colonial Wars 1550–1688: Conflicts, Empire and National Identity*, Harlow/New York 2001.

Während schottische Söldner vor allem Nachfrage auf protestantischer Seite fanden<sup>28</sup>, gelangten irische Söldner seit den 1580er Jahren über die spanische Krone auf den Kontinent. Zum einen wurde damit ihre Katholizität honoriert, zum anderen versuchte Spanien wiederholt, Irland zu einem Nebenkriegsschauplatz im eigenen Konflikt mit England zu machen<sup>29</sup>. Nicht anders als in Schottland fungierten dabei die heimischen Clanchefs als Militärunternehmer, die auf Vertragsbasis für die jeweiligen Kriegsherren auf dem Kontinent heimische Truppen aufstellten und dazu auf existierende soziale und politische Netzwerke zurückgreifen konnten. Auf dem Kontinent selbst wiederum agierten sie nicht anders als ihre niederländischen, deutschen oder italienischen Pendants als Befehlshaber mit eigenen Stäben in ihren jeweiligen Kontingenten<sup>30</sup>. Die durch die Clanstruktur angelegte regionale und soziale Rekrutierungsbasis sorgte zudem für eine militärisch erwünschte Homogenität der irischen und schottischen Söldnerkontingente.

Schon zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges lassen sich jedoch auch Diffusionserscheinungen über die ursprünglichen Kriegsschauplätze und Kriegsherren hinaus beobachten. Irische Söldner etwa fanden ihren Weg von der spanischen Flandernarmee in die Heere des österreichischen Zweigs des Hauses Habsburg, aber auch schottische Söldner nahmen ungeachtet ihrer calvinistischen Konfession Dienste in der kaiserlichen Armee Wallensteins. In beiden Fällen handelte es sich jedoch nicht um die Anwerbung oder Übernahme geschlossener Söldnerkontingent, sondern es waren Einzelpersonen und ihre engste Entourage, die unter kaiserlichen Fahnen ihr Glück machen wollten. Einen Namen gemacht haben sich irische und schottische Offiziere in habsburgischen Diensten vor allem durch ihre prominente Rolle bei der Ermordung Wallensteins in Eger 1634: Zwei der Hauptakteure, Oberst Butler und Rittmeister Deveroux als derjenige, der Wallenstein die Hellebarde in den Leib rannte, waren Iren, während die beiden anderen, der Egerer Stadtkommandant Gordon und Oberst Walter Leslie Schotten waren<sup>31</sup>.

---

<sup>28</sup> Siehe oben Anmerkung 6.

<sup>29</sup> Henry, Irish Military Community (Anm. 3), 53–73.

<sup>30</sup> Exemplarisch nachvollziehbar bei Walter Krüssmann, Ernst von Mansfeld (1580–1626). Grafensohn, Söldnerführer, Kriegsunternehmer gegen Habsburg im Dreißigjährigen Krieg, Berlin 2010.

<sup>31</sup> Zu Butler und den Karrieren seiner Mitverschörer vgl. Heinrich Bücheler, Von Pappenheim zu Piccolomini. Sechs Gestalten aus Wallensteins Lager, Sigma-Ringen 1994, 61–80; Ciarán Og O'Reilly, The Irish Mercenary Tradition in the 1600s, in: Mercenaries and Paid Men. The Mercenary Identity in the Middle Ages, hrsg. v. John France, Leiden 2008, 383–394, hier 388–389.

Nach dem Kriegseintritt Frankreichs gegen Spanien bediente sich ab 1635 dann auch der allerchristlichste König in großem Stil sowohl auf dem irischen wie auch dem schottischen Söldnermarkt. So wurde der seit 1639 nach Katalonien getragene Krieg zwischen Frankreich und Spanien auf beiden Seiten von bedeutenden Kontingenten irischer Söldner ausgefochten<sup>32</sup>. In der Konkurrenz um den irischen Söldnermarkt setzte sich schließlich Frankreich am Ende des 17. Jahrhunderts gegen Spanien durch, auch weil Ludwig XIV. von Spanien die Rolle des Hauptfeindes Englands übernahm und von daher nun selbst politische Einflussmöglichkeiten in Irland suchte.

Allein die Tatsache, dass Offiziere schottischer wie irischer Provenienz bei der Ermordung Wallensteins und seiner Anhänger eine Schlüsselrolle spielten, verweist bereits auf deren schnelle Aufnahme und Integration in die kaiserliche Armee: Sie alle hatten sich dort binnen weniger Jahre zum Teil vom einfachen Soldaten in Unteroffiziers- und Offiziersränge emporgedient, ohne dass der Hintergrund dafür eine Militärkarriere in geschlossen irischen oder schottischen Regimentern gewesen wäre. Die Standeserhöhungen, die der Kaiser ihnen als Belohnung für ihre Tat zukommen ließ und die Butler und Leslie bis in den Grafenstand katapultierten, unterstrichen zudem, dass sowohl irische wie auch schottische Offiziere prinzipiell in europäische Adelsgesellschaften aufgenommen werden konnten, wie überhaupt sich schottische und irische Clanchefs bei allen sozialen Unterschieden der Herkunftsländer als Militärunternehmer problemlos in Strukturen der europäischen Adelsgesellschaften einfügen konnten<sup>33</sup>. Notorisch sind denn auch die militärischen und sozialen Karrieren schottischer und irischer Söldnerführer und Offiziere in die höchsten militärischen Ränge etwa der Habsburgermonarchie oder des bourbonischen Spaniens – ein Aufstieg, der im 18. Jahrhundert bei den Wallis, Lacy und Browne schließlich in den Hochadel führte<sup>34</sup>.

Die Kompatibilität irischer und schottischer Söldner betraf aber nicht nur die ständische Passfähigkeit. Auch wenn das gemeinsame Gälisch als unverständliche Sprache erscheinen möchte, verfügten gerade die Führungsschichten der katholischen Iren über gute Lateinkenntnisse – der Aufbau eines entsprechenden höheren Schulwesens durch Klerus und Orden war wesentlicher Teil katholischer Selbstbehauptung der Iren. Die

<sup>32</sup> *Stradling*, Spanish Monarchy (Anm. 3), 139–155.

<sup>33</sup> Ronald Asch, Europäischer Adel in der Frühen Neuzeit, Köln 2008, 199–200.

<sup>34</sup> Edith Kotasek, Feldmarschall Lacy. Ein Leben für Österreichs Heer, Horn 1956; Christopher Duffy, Feldmarschall Browne. Irischer Emigrant, kaiserlicher Heerführer, Gegenspieler Friedrichs II. von Preußen, München 1966 (dort auch 364–396 eine Liste irischstämmiger habsburgischer Offiziere im 18. Jahrhundert).

lateinische Sprache aber erleichterte nicht nur in den romanischen Ländern Europas, sondern auch in weiten Teilen des Reiches die Kommunikation mit den Einheimischen oder zumindest den Einstieg in eine solche. Im militärischen Kontext des Söldnerwesens am wichtigsten aber war wohl die Kompatibilität der Kampfesweise der Iren und Schotten mit den grundlegenden Entwicklungen der Kriegsführung im 17. und 18. Jahrhundert. Ihre militärische Funktion war vornehmlich infanteristisch, und wenn sie als Reiterei agieren, dann allenfalls in Form der schweren Schlachtreiterei der Dragoner. In Aktion traten sie auf dem Schlachtfeld, wo der Angriff ihrer massierten Soldaten zu einem Markenzeichen der irischen und schottischen Regimenter im 17. Jahrhundert wurde<sup>35</sup>. Sie konnten so integraler Bestandteil der sich ausbildenden Liniенarmeen und der von diesen praktizierten Taktik auf dem Marsch und auf dem Schlachtfeld werden. Sie profilierten sich im methodisch geführten „großen Krieg“ der Schlachten und der Belagerungen, aber sie waren keine prominenten Akteure im „Kleinen Krieg“, der von der Mobilität leichter Infanterie geprägt wurde.

Die Exotisierung irischer oder schottischer Söldner, wie sie uns in Kölers Flugblatt von 1632 entgegentritt, trug zum Zeitpunkt der Publizierung somit eigentlich schon Züge einer Reminiszenz. Anachronismen wie die Bewaffnung einzelner Krieger mit Pfeil und Bogen waren wohl eher ein folkloristisches Attribut, denn der Ausstattung dieser hochprofessionalisierten Söldner im Schlachten- und Belagerungskrieg dürfte dies nicht mehr entsprochen haben. Die entsprechende Bildsprache sollte jedoch durchaus eine aktuelle Botschaft transportieren: Die Einfachheit, assoziiert mit Ingredienzien zivilisatorischer Rückständigkeit, illustrierte die Kriegstüchtigkeit der Söldner, die im entsprechenden Bildtext auch entsprechend ausgeschmückt wurde. Selbst wenn die Söldner des Regiments Mackay im entsprechenden Habit aufgetreten sein sollten, hieße dies doch vor allem, dass sie sich dieses Zusammenhangs von zivilisatorischer Rückständigkeit<sup>36</sup> und militärischer Tüchtigkeit aus Marketinggründen selbst bedienten: Auf dem Söldnermarkt des Dreißigjährigen Krieges versprach ein entsprechendes „branding“ zweifellos Vorteile, steigerte es doch Wert und Preis derjenigen, die unter dem Markennamen „Schotten“ oder „Iren“ Solddienste anboten.

<sup>35</sup> Hill, Gaelic Warfare (Anm. 14), 212–217.

<sup>36</sup> Bezeichnenderweise geschah die positive Umwertung des Stereotyps von Zivilisationsferne und Wildheit der Schotten zum Typus von „edlen Wilden“ schon vergleichsweise früh Ende des 17. Jahrhunderts. Rackwitz, Travels to Terra Incognita (Anm. 2), 58–59.

#### **IV. Exotische Gewaltgemeinschaften: Finnen und Kroaten**

Im Vergleich zu anderen Kriegergruppen, die seit den 1620er Jahren auf die mitteleuropäischen Kriegsschauplätze geholt wurden, waren Schotten und Iren bereits alte Bekannte. Gänzlich neu erschienen die Finnen, die wohl erstmals 1630 als Teil der schwedischen Armee im Reich erschienen<sup>37</sup>. Die Kriegspropaganda beider Seiten<sup>38</sup> spielte gezielt auf der Klaviatur der Exotisierung, die gegenüber den Iren und Schotten die Zivilisationsferne noch dadurch steigerte, dass in Frage gestellt wurde, ob die Finnen überhaupt Christen waren. Ihnen wurden magische Kräfte der Naturbeeinflussung zugeschrieben, Spezialität Wetterzauber: Angeblich hatten die Finnen entsprechende Fachleute in ihren Reihen, die vor allem zur rechten Zeit Nebel produzieren konnten, wovon die schwedische Armee wiederholt profitiert habe. So sei sie 1630 im Schutz des von finnischen Magiern bewirkten Nebelzaubers an der Nordseeküste gelandet, und die erfolgreiche Durchquerung des Lechs 1632 in der Schlacht gegen Tilly sei gleichfalls nur durch finnische Magie möglich gewesen. Die Propaganda verwischte dabei bewusst den Unterschied zu den als schwedische Hilfsvölker rekrutierten „Lappen“ (Lappländern), die in der Tat kaum christianisiert waren und Schamanen in ihren Reihen zählten, die durchaus Wetterzauber praktizierten. Die entsprechende Verfremdung der Finnen wurde freilich nicht nur von der katholischen Feindpropaganda, sondern auch der eigenen Kriegspropaganda der Schweden bewerkstelligt, um zugleich Neugierde und Schrecken zu evozieren.

Gegenüber den irischen und schottischen Söldnern zeichneten sich die Finnen allerdings auch durch Spezifika aus, die ihnen unter den Kriegsvölkern eine Sonderrolle verschaffte. Sie waren keineswegs wie ihre iri-

<sup>37</sup> Den Finnen im Dreißigjährigen Krieg hat Heinrich Detlev Pleiss mehrere bemerkenswerte Regional- und Lokalstudien gewidmet, die zudem die reiche finnische Forschung zu diesem Thema erschließen: *Detlev Heinrich Pleiss*, „Finnen und Lappen“ in Stift und Stadt Osnabrück 1633–1643, in: Osnabrücker Mitteilungen 95 (1990), 41–94; *Detlev Heinrich Pleiss*, Finnische Musketiere in fränkischen Garnisonen 1631–1634, in: Mainfränkisches Jahrbuch 44 (1992), 1–51; *Detlev Heinrich Pleiss*, „wer zählt die Völker, nennt die Namen ...“ – der erste europäische Krieg führt viele Fremde nach Franken, in: Frankenland 55 (2003), 367–371, 459–467.

<sup>38</sup> Zur schwedischen Propaganda, die einerseits Zivilisationsferne, Anspruchslosigkeit und Tapferkeit betonte, andererseits die Mär von finnischen Zauberkräften verbreitete, vgl. *Pleiss*, Finnische Musketiere (Anm. 37), 7–8, 37; die katholische Negativ-Propaganda griff auf das etablierte Stereotyp der barbarischen Nordländer zurück, unter das sowohl Schotten als auch Finnen und Lappen subsumiert werden konnten. *Rackwitz*, Travels to Terra Incognita (Anm. 2), 56–57.

schen oder schottischen Kollegen „geworben“ worden, sondern wurden wie die nationalschwedischen Regimenter auf der Grundlage des „Indelningsverkets“ – einer regional und lokal organisierten Form der Wehrpflicht – rekrutiert<sup>39</sup>. Das sogenannte ältere Einrichtungswerk, das Gustav Adolf 1623 für die gesamte Monarchie inklusive Finnlands einführte, setzte bei den bäuerlichen Gemeinden an: Ihnen oblag es, je einen Soldaten auf zehn Mann zu stellen und auch für die Ausrüstung zu sorgen; im Gegenzug erhielt dieser nach der Rückkehr aus den Kriegsdiensten Landzuweisungen durch die Gemeinden. In Finnland wurde dieses System ab 1642 so modifiziert, dass nicht mehr die Anzahl von zehn Männern, sondern von zehn Gutshöfen der Rekrutierung zugrunde gelegt wurde<sup>40</sup>.

Aufgrund der peniblen schwedischen Aktenführung sind nicht nur die Anzahl, sondern zum Großteil auch die Namen der finnischen Krieger bekannt. Während des Dreißigjährigen Krieges sind auf diese Weise etwa 25000 Mann für den deutschen Kriegsschauplatz bereitgestellt worden, was etwa 6 % der finnischen Gesamtbevölkerung entsprach und einen noch höheren Anteil als im ebenfalls hoch militarisierten Schweden ausmachte. Im Unterschied zu den vorgenannten Iren stellten die Finnen jedoch nicht nur Infanterieregimenter, sondern auch Kavallerieschwadronen – sie bildeten das Rückgrat der zahlenmäßig nicht sehr starken schwedischen Reiterei<sup>41</sup>. Dafür war eine Besonderheit des finnischen Rekrutierungssystems verantwortlich: Ein Bauerngut, das einen Reiter stellte und entsprechend mit Pferd und Zubehör ausstattete, wurde von der allgemeinen Infanteriekonskription befreit und erhielt darüber hinaus einen beträchtlichen Steuernachlass. Damit wurde es für benachbarnte Adelige unattraktiv, sich die Steuereinkünfte wie sonst üblich durch die Krone überschreiben zu lassen. Trotz allem gelang es nur in Ostfinnland, die Kavallerie auf dieser Grundlage zu rekrutieren. Die Kavalleristen waren dort vor allem Angehörige der Bauernfamilien des jeweiligen Gutshofes (Söhne, Schwiegersöhne), während im Westen Finnlands Kavalleristen auf Kosten der Krone geworben werden mussten<sup>42</sup>.

<sup>39</sup> Michael Busch, Absolutismus und Heeresreform – Schwedens Militär am Ende des 17. Jahrhunderts, Bochum 2000, 41–50.

<sup>40</sup> Jussi T. Lappalainen, Finland's Contribution to the War in Germany, in: 1648 and European Security Proceedings, hrsg. v. Klaus-Richard Böhme, Stockholm 1999, 179–191, hier 181.

<sup>41</sup> Stellten die Finnen zu Beginn des Krieges sieben Fußregimenter und drei Reiterregimenter, so bei Kriegsende 1648 neuneinhalb Fußregimenter und drei Regimenter schwerer Reiterei sowie zwei Schwadronen leichter Reiterei. Pleiss, Finnische Musketiere (Anm. 37), 35–36.

<sup>42</sup> Lappalainen, Finland's Contribution (Anm. 40), 181.

Spätestens an diesem Punkt wird deutlich, dass die Rekrutierung der Finnen nicht ohne Elemente der Werbung auskam und dass die auf den ersten Blick sehr berechtigte Frage, ob die Bezeichnung „Söldner“ nicht gerade für die finnischen Regimenter irreführend ist, doch sehr differenziert zu beantworten ist. Denn obwohl das Rekrutierungswesen in hohem Maße auf Wehrpflichtstrukturen rekurierte, finden sich doch auch hier Elemente der finanziellen Anwerbung, die denen im Söldnerwesen analog waren. Dies betraf nicht nur die Kavallerie mit ihrem vergleichsweise hohen Anteil an Geworbenen, sondern auch die finnischen Infanterieregimenter. Keineswegs nämlich funktionierte das Indelningsverket ohne finanziell gesteuerte Anreize und Alternativen. Ähnlich dem napoleonischen Konskriptionssystem gab es Möglichkeiten, Stellvertreter anzuheuern, was vor allem nach 1642 häufig praktiziert wurde. Schätzungen der Forschung gehen davon aus, dass in den finnischen Infanterieregimentern fast die Hälfte der Mannschaften aus solchen geworbenen Stellvertretern bestand. Nicht anders als mit einem Söldner auf dem Kontinent wurde dabei ein Vertrag geschlossen, freilich mit dem Unterschied, dass Vertragspartner des Geworbenen nicht ein Militärunternehmer – etwa ein Regimentsinhaber – war, sondern eine Zehnerkohorte von Höfen als verantwortliche Rekrutierungseinheit<sup>43</sup>. Es gab also im schwedisch-finnischen Fall fließende Übergänge zwischen Wehrpflichtorganisation und Werbung. Dieses Nebeneinander war freilich im 17. Jahrhundert nicht singulär, denn auch für die stehenden Heere des späten 17. Jahrhunderts blieben Elemente kontraktueller Finanzierung wie Werbung und Kriegsunternehmertum der Regimentsinhaber konstitutiv<sup>44</sup>.

Auf der Gegenseite der Finnen kämpften mit den Kroaten die wohl markantesten Exoten des Dreißigjährigen Krieges – auf jeden Fall die mit dem schlechtesten Ruf<sup>45</sup>. Im Reich tauchten kroatische Regimenter in den katholischen Ligaheeren und dann den kaiserlichen Heeren seit

<sup>43</sup> Lappalainen, Finland's Contribution (Anm. 40), 181.

<sup>44</sup> Parrott, Business of War (Anm. 9), passim; auf die Schwierigkeit, den Söldnerbegriff deshalb trennscharf auf frühneuzeitliche Armeen anzuwenden, hat Si-kora, Söldner (Anm. 7), hingewiesen.

<sup>45</sup> Bernhard R. Kroener, „Kriegsgurgeln, Freireuter und Merodebrüder.“ Der Soldat des Dreißigjährigen Krieges. Täter und Opfer, in: Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, hrsg. v. Wolfram Wette, München/Zürich 1992, 51–67, hier 63–64; Burschel, Söldner (Anm. 8), 151–152; Pleiss, Völker (Anm. 37), 367–369, 459–462; die Negativstereotypen sind jetzt zusammenge stellt bei Mirna Zeman, Kroatische Imagothemen. Deutschsprachige Fremddarstellungen „illyrischer“ Völkerschaften, in: Frühneuzeitliche Stereotype. Zur Produktivität und Restriktivität sozialer Vorstellungsmuster, hrsg. v. Internationale Gryphius Gesellschaft Wroclaw, Wroclaw 2010, 129–150; zur Persistenz dieser Stereotype des 17. Jahrhunderts dies., Reise zu den „Illyriern“. Kroa-

Kriegsbeginn auf, wobei ihre Zahl nach 1622 stark zunahm. Rekrutiert wurden sie von der sogenannten Militärgrenze zwischen Habsburgermonarchie und osmanischem Reich, wo sie seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die Last der Verteidigung trugen. Grundlage war auch hier ein System staatlich koordinierten Wehrbauerntums, das prinzipiell jeden jungen Mann zum Wehrdienst verpflichtete und die entsprechende Organisation weitgehend einer lokalen Selbstverwaltung überließ<sup>46</sup>. Allein schon die Tatsache, dass Adel und Grund- oder Gutsherrschaft keine Rolle spielten, unterschied die Militärgrenzregionen signifikant von den Kernlanden der Habsburgermonarchie. Die Rekrutierung der kroatischen Grenztruppen im Dreißigjährigen Krieg erfolgte freilich nicht dadurch, dass der Aktionsraum ihrer Wehrpflicht auf Gebiete jenseits des angestammten Einsatzgebietes ausgedehnt worden wäre, was in etwa dem finnisch-schwedischen Modell entsprochen hätte. Vielmehr waren es auch hier Militärunternehmer, denen die Krone die Werbung und Rekrutierung gestattete, so dass wir es auch hier nicht mit einem freien Söldnermarkt, sondern der Rekrutierung auf einem durch Wehrpflicht vorstrukturierten Markt zu tun haben. Die Regimentsinhaber waren fast durchweg keine Kroaten, sondern auswärtige Adelige – etwa aus Italien<sup>47</sup>, Ungarn oder Mähren. Abkömmlinge der führenden kroatischen Familien wie der Keglevich oder der Zrinyi finden sich nur in Ausnahmefällen unter den Regimentsinhabern<sup>48</sup>. Zu den Hochzeiten der Rekrutierung von „Grenzern“ bzw. Kroaten in den frühen 1630er Jahren waren wohl bis zu 8000 Kroaten bei den kaiserlichen Armeen; Piccolominis Armee zählte 1635 insgesamt 3920 Kroaten in den Winterquartieren, die zu verpflegen waren<sup>49</sup>. Insgesamt dürften bis 1648 etwa 20000 „Kroaten“ – oder was unter diese Namen als Herkunftsbezeichnung der ausgehobenen Regimenter firmierte<sup>50</sup> – unter habsburgischer Fahne gedient haben.

Bei ihrer militärischen Verwendung standen die Kroaten in denkbar großem Kontrast zu den Söldnern von den britischen Inseln. Waren jene

---

tienstereotype in der deutschsprachigen Reiseliteratur und Statistik (1740–1809), München 2013.

<sup>46</sup> Karl Kaser, Freier Bauer und Soldat. Die Militarisierung der agrarischen Gesellschaft an der kroatisch-slawonischen Militärgrenze (1535–1881), Wien 1997.

<sup>47</sup> Heinrich Bücheler, Goan (sic!) Lodovico Isolano. Reiter für vier Kaiser, in: Bücheler, Pappenheim zu Piccolomini (Anm. 31), 103–121.

<sup>48</sup> Vgl. die Liste der Inhaber kroatischer Regimenter bei Georg Tessin, Die Regimenter der europäischen Staaten im Ancien Régime des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts, 3 Bde., Osnabrück 1986–1995, hier Bd. 1, 115.

<sup>49</sup> Nach der Zusammenstellung in Österreichisches Staatsarchiv-Kriegsarchiv Wien, Alte Feldakten 1635/2/57 I (11.2.1635).

<sup>50</sup> Dazu unten Anmerkung 65.

fast durchweg Infanteristen, so stellten die Kroaten im kaiserlichen Heer die leichte Reiterei. Sie übertrugen ihre mobile, von der Kriegsführung an der Militärgrenze geprägte Kriegsweise mit ihren Raids<sup>51</sup> und Beutezügen auf die Gegebenheiten der zentraleuropäischen Kriegsschauplätze und machten sich damit schnell zu einer der effektivsten Truppengattungen der kaiserlichen Kriegsheere. Es war diese mobile Kriegsführung, die das militärische Agieren der Kroaten von anderen ethnisch rekrutierten Söldnerkontingenten und Kriegsvölkern des Dreißigjährigen Krieges abhob und als Produkt einer differenten Gewaltkultur erscheinen ließ. Ihr Ruf verbreitete sich in den 1620er und 1630er Jahren vor allem aufgrund spektakulärer Überfälle auf Dörfer und Städte mit nachfolgender Einäscherung, wobei die entsprechenden Berichte ausgiebig mit entsprechenden Kriegsgräueln gegen die Zivilbevölkerung garniert waren<sup>52</sup>. Die Jahre ihrer Plünderungs- und Raubzüge sind als „Kroatenjahre“ ins lokale kollektive Gedächtnis eingegangen: in Mittel- und Oberhessen 1634 und 1637, im Werra-Kreis und Teilen Thüringens 1637 und 1642, in Württemberg sowie Teilen Frankens 1634/1635, 1637 und 1640<sup>53</sup>. Immer wieder bestätigen die zeitgenössischen Quellen dabei die Geschwindigkeit und das Überraschungsmoment als Essenz solcher Raids der Kroaten. „[...] das Rauben und Plündern hinderte sie an ihrem schleunigen Fortzug im geringsten nichts, denn sie konntens machen wie der Teufel, von welchem man zu sagen pflegt, daß er zugleich laufe und (s. v.) hofiere, und doch nichts am Wege versäume [...]“, kommentierte mit derbem Spott Grimmelshausen, der seinen Helden im fünfzehnten Kapitel seines „Simplicissimus Teutsch“ unter die Kroaten fallen und deren Expertise für Raub und Beutemachen aus nächster Nähe miterleben lässt<sup>54</sup>.

Die von den Zeitgenossen als exzessiv gebrandmarkte Gewaltausübung der kroatischen Reiter hing ursächlich mit ihrer Mobilität zusammen, denn es war die mit der Plötzlichkeit ihrer Aktionen kausal zusammenhängende Unkalkulierbarkeit der Gewalt, die wesentlich zu deren Eskalation beitrug. Der Mobilität der Gewalttäter korrespondiert die Flucht der Opfer, die schon durch Schrecken und Furcht ausgelöst wird. Schnelligkeit erleichtert kollektive Gewalt aber auch schon dadurch, dass immer wieder Situationen herbeigeführt werden, in denen die Opfer

<sup>51</sup> Zum „Raid“ als Typus militärischer „Aktionsmacht“ vgl. von Trotha, Martial Power (Anm. 24), 35–60.

<sup>52</sup> Dieses Schicksal ereilte beispielsweise Fürth und Höchstädt (1634), Kaiserslautern und Suhl (1635) sowie Eschwege und Witzenhausen (1637).

<sup>53</sup> Zu den „Kroatenjahren“ und dem Agieren der Kroaten im Dreißigjährigen Krieg künftig die Dissertation von Michael Weise, Gießen.

<sup>54</sup> Hans Jacob Christoph von Grimmelshausen, Der abenteuerliche Simplicissimus Teutsch, Stuttgart 2008, 170–174.

vereinzelt, die Täter aber in der Überzahl sind<sup>55</sup>. Für die Frage nach der Exzessivität ausgeübter Gewalt, vor allem von Grausamkeiten gegen die Zivilbevölkerung, halten selbst die Quellen aus der Opferperspektive an einer Zweck-Mittel-Relation fest. Das Quälen der Opfer diente dazu, Beute zu erpressen, wozu auch die Kroaten auf das Mittel des „Schwendentrunks“ als geradezu transkultureller Foltermethode zurückgriffen. Eine entsprechende Logik exzessiver Gewalt lässt sich schließlich auch noch für die häufig belegte Tatsache anführen, dass die Kroaten, nachdem sie ihre Ziele erreicht hatten, die geplünderten Orte oder Häuser auch noch niederbrannten. Auch hier gründete die Logik überschießender und damit exzessiver Gewaltanwendung in der Mobilität dieser Kriegergruppe: Während es für andere Gewaltakteure im Krieg kontraproduktiv war, eine Politik der verbrannten Erde zu verfolgen, weil sie dies der Ressourcen für die eigene Versorgung beraubte, galt dies für die Kroaten nur bedingt. War eine Region verheert, wichen sie für ihre Versorgung auf eine andere aus – auch dies also eine Folge der Mobilität einer berittenen Truppe. Die Einäscherung einer Stadt war dann auch nicht kontraproduktiv, wenn dies gleichsam demonstrativ eine Summe der zuvor begangenen Gewalttaten zog. Ein solches „Fanal“ erzeugte den durchaus erwünschten Nimbus, der selbst wieder Terror und Schrecken bei weiteren potentiellen Opfern erzeugte. Beim nächsten Überfall ließ sich dieser Schrecken dann in konkrete „Aktionsmacht“ gegen eine zum Widerstand unfähige Zivilbevölkerung ummünzen. Bei aller propagandistischen Exotisierung und Dämonisierung gerade der Kroaten<sup>56</sup> blieb doch unbestritten, dass ihre Alterität nicht nur ein Wahrnehmungs- und Zuschreibungsphänomen war, sondern sich spezifischen militärischen Handlungsmustern verdankte.

## V. Ethnizität als Markenkern

Vergleicht man die hier vorgestellten exotischen Kriegsvölker des Dreißigjährigen Krieges miteinander, so gab es durchaus Gemeinsamkei-

<sup>55</sup> Solche situativen Eskalationsmechanismen kollektiver Gewaltaktionen hat vor allem Randall Collins ins Zentrum seiner Mikrosoziologie der Gewalt gestellt: *Randall Collins, Dynamik der Gewalt. Eine mikrosoziologische Theorie*, Hamburg 2011 [engl. 2008], 19–32, 178–185.

<sup>56</sup> Vgl. dazu die Arbeiten von Zeman (Anm. 45) und die entsprechenden Nachweise bei Pleiss (Anm. 37). Allgemein zur propagandistischen Instrumentalisierung und Überformung von Kriegsgräueln im Dreißigjährigen Krieg Michael Kaiser, „Ärger als der Türk“. Kriegsgreuel und ihre Funktionalisierung in der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, in: Kriegsgreuel. Die Entgrenzung der Gewalt in kriegerischen Konflikten vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert, hrsg. v. Daniel Hohrath/Sönke Neitzel, Paderborn 2008, 155–183.

ten, die sie aus den übrigen Kombattanten heraushoben, aber auch gegenüber der Zivilbevölkerung als fremd erscheinen ließen. Gemeinsam war Iren, Schotten, Finnen und Kroaten, dass sie durch Sprache und „Habit“ auffielen; ihre Sprache war für Mitteleuropäer schlicht unverständlich, die Kleidung fiel aus dem üblichen Rahmen und markierte jeweils sichtbare Differenz. Was sie gegenüber anderen Söldnern auszeichnete, war eine markante konfessionelle Identität. Iren und Kroaten waren jedenfalls so katholisch, dass ein Kriegsdienst – bis auf vereinzelte Ausnahmen – in den Heeren protestantischer Kriegsherren offenbar kaum denkbar war, wie umgekehrt nicht bekannt ist, dass Finnen auch nur als Einzelkämpfer den Weg in kaiserliche Heere gefunden hätten. Dies unterschied sie von den konfessionell durchaus inhomogenen Söldnerheeren der kriegsführenden Parteien, deren Rekrutierungsgebiete in Zentral- oder Westeuropa lagen<sup>57</sup>. Schon das berühmte Egozeugnis eines deutschen Söldners, das Jan Peters ediert hat, lässt keine konfessionelle Zugehörigkeit oder Präferenz erkennen, und bei einem solch berühmten Söldnerführer wie Ernst von Mansfeld fragt sich die Forschung bis heute, welcher Konfession er denn eigentlich gewesen ist. War konfessionelle Indifferenz also ein Charakteristikum der meisten Söldner im Dreißigjährigen Krieg, die es auch ermöglichte, dass Katholiken auf protestantischer Seite kämpften und umgekehrt Protestanten Karrieren bis in höchste Positionen der kaiserlichen Armee machten, so war das für die Exoten von der europäischen Peripherie fast ausgeschlossen.

Eine zweite Besonderheit gegenüber der Masse der in Mitteleuropa rekrutierten Söldner stellte die besondere Treue und Loyalität gegenüber dem Dienstherrn dar, die zumindest immer wieder unterstellt wurde<sup>58</sup>. Zwar war etwa bei den Kroaten eine Neigung zu Unbotmäßigkeit notorisch, was schon im Dreißigjährigen Krieg zu entsprechenden Klagen der jeweiligen Feldherren über ihre Disziplinlosigkeit führte, doch weder ihnen noch den Finnen wurde eine ausgeprägte Neigung zur Meuterei attestiert. Bei den großen Meutereien der schwedischen Armee in den 1630er Jahren hielten die Finnen sich jedenfalls weitgehend zurück. Differenter aber war die geringere Desertionsneigung: Kroaten meutern, aber sie desertieren nicht, hieß es in den kaiserlichen Armeen. Gerade ihr Widerpart, die Finnen, sind jedoch ein gutes Beispiel dafür, dass dahinter nicht notwendig ein spezifisches Ethos oder besondere Treue zum Kriegsherren stecken musste, sondern dass auch hier wieder situative Kontexte ausschlaggebend waren. In Finnland selbst desertierten die Ausgehobe-

<sup>57</sup> Burschel, Söldner (Anm. 8), 163–164.

<sup>58</sup> Die schwedische Propaganda strich diesen Vorzug der Finnen bereits beim Einmarsch ins Reich 1630 heraus. Pleiss, Finnische Musketiere (Anm. 37), 7.

nen nämlich massenhaft, sei es noch vor der Konskription oder auf dem Marsch zu den Häfen, aus denen sie nach Deutschland verschifft wurden. Schon vor der Musterung setzten sich auf heimischem Boden bis zu 50 % der Rekruten ab und verschwanden in den endlosen finnischen Wäl dern<sup>59</sup>. Im Reich hingegen war die Neigung zur Desertion schon deshalb sehr viel weniger ausgeprägt, weil die Möglichkeit, in einer zivilen Umgebung aufzugehen, kaum gegeben war – die Sprachschwierigkeiten erwiesen sich als hohe Hürde. Bei den Kroaten – jedenfalls denen mit entsprechender ethnischer Herkunft – dürfte dies ebenfalls die Chancen für erfolgreiche Desertionen gemindert haben.

Doch dürfte noch ein weiterer Grund hinzugekommen sein, der gerade Finnen und Kroaten in Deutschland die Desertion erschwerte. Aufgrund des exponierten Feindbildes, das die jeweilige Gegenseite gerade von diesen Exoten zeichnete, war ein Wechsel ins gegnerische Heer, wie er ansonsten für desertierende oder „untergesteckte“ Söldner im Dreißigjährigen Krieg verbreitete Praxis war<sup>60</sup>, besonders schwierig. Zu den entsprechenden Fixierungen trug die militärische Führung entscheidend bei. Gustav Adolf setzte nach den ersten desaströsen Erfahrungen mit den wendigen und kaum greifbaren Kroaten gerade seine Finnen gezielt als Gegenmittel gegen die Raids der Kroaten ein. Die finnischen Reiter waren im schwedischen Heer die einzigen, die der Kampfesweise der Kroaten gewachsen waren. Mehr noch: Die Finnen „spiegelten“ in ihren Ge genaktionen geradezu die exzessive Gewaltanwendung, die den Kroaten den Ruf barbarischer Kriegsführung eingebracht hatte. Ab 1632 veranstaltete die finnische Reiterei immer wieder regelrechte „Kroatenjag den“, bei denen kein Pardon gegeben wurde<sup>61</sup>. Wenn die zeitgenössische schwedische Propaganda und mehr noch die spätere protestantische Heroisierung den Schwedenkönig Gustav Adolf als jemanden präsentierte, der seinen Krieg gleichsam mit Grotius' Kriegs- und Völkerrecht unter dem Arm geführt habe, und ihn so nachgerade zu einer Schlüsselfigur auf dem Weg eine zivilisatorischen Humanisierung des Krieges stilisierte<sup>62</sup>, dann spricht das Ausgrenzen der Kroaten aus den expliziten Anweisungen, besiegt en feindlichen Soldaten Quartier zu geben, eine andere Sprache. Wenn Kroaten nicht an Ort und Stelle getötet wurden, wurden sie offenbar zumindest in einem Fall 1631 massenhaft in die schwedi schen Bergwerke zur Zwangsarbeit verbracht, die wohl keiner der Ge

<sup>59</sup> Lappalainen, Finland's Contribution (Anm. 40), 181.

<sup>60</sup> Michael Kaiser, Kriegsgefangene in der Frühen Neuzeit – Ergänzungen und Perspektiven, in: Arbeitskreis Militärgeschichte e.V. Newsletter 17 (2002), 11–14.

<sup>61</sup> Pleiss, Völker (Anm. 37), 459.

<sup>62</sup> Vgl. dazu nur Hugo Hälschner, Art. „Grotius“, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 9 (1879), 767–784, hier 780.

fangenen überlebt hat. Wenn gegen die Kroaten die Maximen einer kriegsrechtlichen Hegung der Kriegsgewalt explizit außer Kraft gesetzt wurden, erinnert dies an moderne Praktiken der Terrorismusbekämpfung, die gleichfalls etablierte Standards der Kriegsführung bewusst verletzt. Auch nach Gustav Adolfs frühem Tod hielten sich die schwedischen Befehlshaber und die finnischen Exekutoren an diese Vorgabe. Dies war für beide Seiten, Finnen wie Kroaten, fatal, denn damit schrieben die zivilisierten Kriegsherren die Exotisierung einer bestimmten Form kriegerischer Gewaltanwendung fest. Weil der „kleine Krieg“ sowohl der Finnen als auch der Kroaten nicht durch kriegsrechtliche Normen eingehetzt wurde, erschien er zwangsläufig als Überbleibsel atavistischer, barbarischer Kriegsführung. Diese wechselseitige Barbarisierung beider Kriegsvölker wurde freilich gezielt instrumentalisiert, denn auf ihre Effizienz im „kleinen Krieg“ mochte keine Seite verzichten.

Dass diese intendierte Exotisierung beider Kriegergruppen freilich im Wesentlichen anhand ihrer Kriegsführung erfolgte, lässt sich daran ablesen, dass eine Normalisierung des Verhältnisses zur sozialen Umwelt, mithin zur Zivilbevölkerung, keineswegs ausgeschlossen war, ja sogar erstaunlich gut funktionieren konnte. Wenn oben auf den eskalierenden Charakter von „fremder“ Gewalt und Mobilität verwiesen wurde, so zeigt die Gegenprobe einer längeren Stationierung, dass das Gewaltpotential markant abnahm, wenn solch fremde Gewaltgemeinschaften nicht mehr mobil agierten. Sowohl die finnische Kavallerie als auch die Kroaten gingen in die Winterquartiere und wurden wie die Finnen über längere Zeit in Städten garnisoniert oder im Falle der Kroaten auf dem flachen Land einquartiert. Selbst wenn Finnen und Kroaten in Feindesland stationiert und auf Kosten der lokalen Bevölkerung verpflegt wurden, folglich ausreichend Konfliktpotential vorhanden war, finden sich von den Quartiergebern kaum Klagen. Von besonderer Auffälligkeit aufgrund größerer Gewalttätigkeit wissen die Quellen bei einquartierten Kroaten nicht signifikant häufiger als bei anderen Soldaten zu berichten. Die Finnen galten sogar als vergleichsweise attraktive Zwangsgäste, da ihnen aufgrund funktionierender sozialer Kontrolle innerhalb eines recht homogenen Verbandes eine höhere Disziplin als anderen Söldnerkontingenten attestiert wurde. Vor allem aber waren sie aufgrund ihrer Anspruchslosigkeit schlicht billiger zu verpflegen<sup>63</sup>.

Bei einquartierten Kroaten lässt sich solche Attraktivität und die Normalisierung der Beziehungen zur zivilen quartiergebenden Umwelt sogar an besonders aussagefähigen Belegen ablesen: Stichproben in Kirchenbüchern durch den auch hier verdienstvollen Forscher Detlev Heinrich

<sup>63</sup> Pleiss, Finnen und Lappen (Anm. 37), 73–78.

Pleiss haben ergeben, dass selbst in den schlimmsten Kriegsjahren zwischen 1634/1635 in thüringischen und fränkischen Dörfern Heiratsverbindungen zwischen einheimischen Frauen und einquartierten Kroaten keine Seltenheit gewesen sind<sup>64</sup>. Einige dieser Kirchenbücher halten jedoch noch eine weitere Überraschung bereit: Der Pfarrer in Stedtlingen in der Rhön vermerkte auch die Herkunftsorte der „Kroaten“, die im Februar/März 1635 vor seinen Traualter traten. Sie stammten aus Polen, Kärnten, Bayern, Württemberg, Wien, Kallmünz und Schwaben. Im benachbarten Helmershausen fanden neun Soldatenhochzeiten mit „kroatischer“ Beteiligung statt; auch hier aber stammten drei der Ehemänner aus Württemberg, einer aus dem Elsass und zwei waren wohl Einheimische<sup>65</sup>.

Dies beleuchtet abschließend noch einmal das Problem der Ethnizität bzw. ethnischer Zuschreibung: Auch so exotische Krieger- und Söldnerformationen wie die Kroaten und die Finnen waren für die Ergänzung ihrer Mannschaften auf Rekrutierungen aus den Kriegsregionen selbst angewiesen, so dass sie mit zunehmender Einsatz- und Kriegsdauer ihre ursprüngliche ethnische Homogenität immer mehr verloren. Salopp formuliert: Wo „Kroate“ drauf stand, war bei zunehmender Kriegsdauer immer weniger auch „Kroate“ drin. Trotzdem blieb die Bezeichnung der entsprechenden Regimenter als „Kroaten“ davon offenbar unberührt. Sie fußte denn auch weniger auf ethnischer Zuschreibung, denn auf der für sie charakteristischen Form der Kriegsführung der leichten Kavallerie im Kleinen Krieg. Fremdheit fungierte dann zwar immer noch als Differenzkriterium zu anderen Söldnerformationen – aber im Sinne einer Marke für spezifische militärische Funktionen und Fähigkeiten.

Ob sich eine solche Zuschreibung völlig von ihren ethnischen Ursprüngen lösen konnte, bleibt freilich zweifelhaft, auch wenn die Negativprobe aufs Exempel dafür nicht getätigert werden kann. Selbst bei längerer Kriegsdauer und zunehmender Erosion ethnischer Homogenität blieb in den fremden Regimentern immer ein Kern von Kriegern finnischer oder kroatischer Provenienz erhalten, was allein schon daran ersichtlich ist, dass eine beträchtliche Anzahl kroatischer wie auch finnischer Söldner bei Kriegsende in ihre Heimat zurückkehrten. Auf finnischer Seite belegen die Schiffslisten, dass sich Ende 1648 knapp 4800 finnische Infanteristen und Kavalleristen nach Finnland einschifften<sup>66</sup>, während mindestens 2000 Kroaten der verbliebenen Regimenter in ihre Heimat zurückgeführt wurden. Damit aber enden auch die Parallelen: Während finnische

<sup>64</sup> Pleiss, Völker (Anm. 37), 465–466.

<sup>65</sup> Pleiss, Völker (Anm. 37), 465.

<sup>66</sup> Lappalainen, Finland's Contribution (Anm. 40), 185.

Soldaten in den schwedischen Garnisonen der neuerworbenen Reichsteritorien nach 1648 weiterhin präsent blieben und die langfristige Stationierung dafür sorgte, dass Fremdheit und Exotik nivelliert wurden, blieben die Kroaten nahezu ein Jahrhundert den mitteleuropäischen Kriegsschauplätzen weitgehend fern. Als sie fast hundert Jahre später im österreichischen Erbfolgekrieg in großer Zahl auf die Kriegsschauplätze des Reiches, Schlesiens und Böhmens zurückkehrten, erschienen sie zunächst erneut fremd und verbreiteten als Experten für den Kleinen Krieg wieder Furcht und Schrecken. Sie knüpften also dort an, wo sie im Dreißigjährigen Krieg aufgehört hatten<sup>67</sup> – und auch die entsprechenden Wahrnehmungsstereotype der barbarischen Exoten ließen sich bruchlos reaktivieren<sup>68</sup>.

---

<sup>67</sup> Johannes Kunisch, *Der kleine Krieg. Studien zum Militärwesen des Absolutismus*, Wiesbaden 1973, 28–30.

<sup>68</sup> Zu den Kroaten als Gewaltgemeinschaften im Kleinen Krieg des 18. Jahrhunderts künftig die Dissertation von Philipp Batelka, Gießen.

# Panduren, Kosaken und Sepoys. Ethnische Gewaltakteure im 18. Jahrhundert zwischen Sicherheit und Stigma

Von Marian Füssel

In der modernen Militärhistoriographie hat sich inzwischen die Einschätzung etabliert, dass die „stehengebliebenen Heere“ des 18. Jahrhunderts eher „stehende Söldnerheere“ als die Vorläufer moderner Wehrpflichtarmeen bildeten<sup>1</sup>. Einheiten, die dieser Perspektive auch noch in der Phase von „decay and demise of military enterprisership“ zusätzliche Evidenz verleihen, sind zweifellos die leichten Truppen, Freikorps und Kolonialarmeen<sup>2</sup>. Kaum eine größere europäische Militärmacht kam ohne die Anwerbung entsprechender, häufig ethnisch geprägter Verbände aus<sup>3</sup>. Die Gründe hierfür waren vielfältig. Imperiale Mächte wie England, Frankreich oder Spanien beispielsweise benötigten Truppen zur Sicherung ihrer kolonialen Territorien und Einflusszonen, während andere Großmächte wie Russland oder die Habsburgermonarchie besondere Kriegergruppen zur Sicherung ihrer ausgedehnten Grenzen vor allem gegenüber dem Osmanischen Reich einsetzten<sup>4</sup>. Zu den Funktionen von Grenzern und imperialen „Gewaltgemeinschaften“ traten in Mitteleuro-

<sup>1</sup> Vgl. Matthias Rogg, Die Ursprünge: Ritter, Söldner, Soldat. Militärgeschichte bis zur Französischen Revolution 1789, in: Grundkurs deutsche Militärgeschichte, Bd. 1: Die Zeit bis 1914. Vom Kriegshaufen zum Massenheer, hrsg. v. Karl-Volker Neugebauer, München 2006, 78; Daniel Hohrath, Art. „Heer“, in: Lexikon zum Aufgeklärten Absolutismus in Europa, hrsg. v. Helmut Reinalter, Wien/Köln/Weimar 2005, 299–303, hier 209; Gerhard Papke, Von der Miliz zum Stehenden Heer. Wehrwesen im Absolutismus, 1648–1789, in: Handbuch zur deutschen Militärgeschichte, 1648–1939: Bd. 1, Abschnitt I, Herrsching 1983, 154.

<sup>2</sup> Vgl. Fritz Redlich, The German Military Enterpriser and his Work Force: A Study in European Economic and Social History, 2 Bde. Wiesbaden 1964–1965.

<sup>3</sup> Erik-Jan Zürcher, Le recrutement et l'emploi des militaires en Europe, au Proche-Orient et en Asie, 1500–2000, in: Le Mouvement Social 241 (2012), 131–149.

<sup>4</sup> David Killingray/David Omissi (Hrsg.), Guardians of empire. The Armed Forces of the Colonial Powers c. 1700–1964, Manchester u.a. 1999. Zur „österreichischen Militärgrenze“ vgl. Gunter Rothenberg, The Austrian Military Border in Croatia, 1522–1747, Urbana 1960; Jakob Amstadt, Die k.k. Militärgrenze 1522–1881 (mit einer Gesamtbibliographie), Dissertation, Würzburg 1969; Heeresgeschichtliches Museum (Hrsg.), Die k.k. Militärgrenze (Beiträge zu ihrer Ge-

pa die Erfordernisse des kleinen Krieges hinzu, die auch Mächte wie Preußen zur Anwerbung der von Friedrich II. stets ungeliebten Freitruppen nötigten<sup>5</sup>. Mit ihren Funktionen sind bereits auch die bisherigen Schwerpunkte in der Erforschung ethnischer Söldnerverbände des 18. Jahrhunderts benannt: Kleiner Krieg, Kolonialgeschichte und die Alterität der „Grenzvölker“.

Mehr noch als in Hinsicht auf Rekrutierung, Organisation oder Finanzierungspraxis sind die genannten Truppen jedoch mit Blick auf ein konstitutives Spannungsverhältnis von Sicherheit und Stigma vergleichbar<sup>6</sup>. So war die Figur des Söldners in der Geschichte stets negativ konnotiert und stellte eine kulturelle Projektionsfläche für die ordnungsgefährdende Macht des Krieges dar<sup>7</sup>. Auch wenn im 18. Jahrhundert rechtlich alle Soldaten praktisch Söldner waren, ist zu klären, was die spezifische Söldnerqualität der hier zu behandelnden Truppen ausmacht<sup>8</sup>.

Nach der Semantik des 18. Jahrhunderts wäre als Soldat und Söldner synonym derjenige zu verstehen, „der in eines anderen Pflicht und Dienst stehet, und deshalb von diesem einen gewissen Lohn oder Sold bekommt“<sup>9</sup>. Dieses Kriterium würde für Kroaten, Kosaken und Sepoys

---

schichte), Wien 1973; *Walter Berger*, Baut dem Reich einen Wall. Das Buch vom Entstehen der Militärgrenze wider die Türken, Graz 1979.

<sup>5</sup> Zum Konzept der „Gewaltgemeinschaften“ vgl. *Winfried Speitkamp* (Hrsg.), Gewaltgemeinschaften. Von der Spätantike bis ins 20. Jahrhundert, Göttingen 2013. Zum kleinen Krieg vgl. *Johannes Kunisch*, Der kleine Krieg. Studien zum Heerwesen des Absolutismus, Wiesbaden 1973; *Martin Rink*, Vom „Partheygänger“ zum Partisanen. Die Konzeption des kleinen Krieges in Preußen 1740–1813, Frankfurt a.M. 1999; *Sandrine Picaud-Monnerat*, La petite guerre au XVIIIe siècle. Préface de Jean-Pierre Bois, Paris u.a. 2010. Zu den preußischen Freitruppen vgl. *Frank Wernitz*, Die preußischen Freitruppen im Siebenjährigen Krieg 1756–1763. Entstehung, Einsatz, Wirkung, Wölfersheim-Berstadt 1994.

<sup>6</sup> Vgl. zum Stigma-Begriff *Erving Goffman*, Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt a.M. 1967.

<sup>7</sup> Vgl. *Michael Sikora*, Söldner – historische Annäherung an einen Kriegertypus, in: Geschichte und Gesellschaft 29 (2003), 210–238; *Martin Rink*, Art. „Söldner“, in: Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 12, hrsg. v. Friedrich Jaeger, Stuttgart 2010, 174–184. Zur langen Dauer des negativen Söldnerbildes vgl. *Stefanie Rüther*, Die Gewalt der Anderen. Zur rhetorischen Verortung von Söldnern in der politisch-religiösen Semantik des Mittelalters, in: Rhetorik in Mittelalter und Renaissance: Konzepte – Praxis – Diversität, hrsg. v. Georg Strack/Julia Knödler, München 2011, 191–212.

<sup>8</sup> Daniel Hohrath bezeichnet die Armeen des 18. Jahrhunderts konsequent als „regular mercenary armies“. *Daniel Hohrath*, Soldiers and Mercenaries, Protagonists in Transcultural Wars in the Modern Ages, in: Transcultural Wars from the Middle Ages to the 21st Century, hrsg. v. Hans-Henning Kortüm, Berlin 2006, 249–260, hier 254, 256.

<sup>9</sup> Art. „Soldat, Soldner, oder Söldner“, in: *Johann Heinrich Zedler*, Grosses vollständiges Universal-Lexicon, Bd. 38, Halle/Leipzig 1743, 415.

zweifellos gelten, für Kalmyken und Panduren hingegen nur eingeschränkt. Gerade die Nichtbesoldung ist allerdings wiederum für bestimmte Beutepraktiken verantwortlich, die landläufig gern dem Typus des Söldners zugeschrieben wurden<sup>10</sup>. Irregularität und Ethnizität treten als weitere Differenzmarkierungen hinzu, die diese Truppen von den regulären „stehengebliebenen Söldnerheeren“ im Zeichen von Staatsbildung, Bürokratisierung und Territorialisierung unterscheiden. Als „irregulär“ werden diese Verbände hier in erster Linie aufgrund ihrer Nichteinbindung in die Rekrutierungs-, Hierarchie-, Ausrüstungs- und Organisationsstruktur der Linienregimenter verstanden. Eine strukturelle Nähe zu den „klassischen“ Söldnerformationen des 14.–17. Jahrhunderts ergibt sich wiederum aus dem Grad der räumlichen Entkoppelung zwischen Herkunftsstadt und Einsatzort, obwohl hier bei den Sepoys wieder Werbegebiet und Kriegsgebiet oftmals in eins fallen. Auch die Kategorien des Sold- bzw. Gewaltmarktes sind nur zum Teil anwendbar bzw. jeweils zu kontextualisieren<sup>11</sup>. Bei den Grenztruppen wie Kosaken und Kroaten ist nur sehr bedingt von einer Marktfähigkeit der Rekrutierung zu sprechen, während in Südasien eine ebenso komplexe Konkurrenz- wie Anbietersituation hinsichtlich militärischer Arbeitskraft bestand, die dem modernen Begriff des Gewaltmarktes schon recht nahe kommt. Ist die Einbeziehung ökonomischer Logiken heuristisch gewiss fruchtbar, so ist angesichts der komplexen sozialen „Eingebettetheit“ vormoderner Märkte gleichzeitig eine gewisse Vorsicht im Umgang mit dem Marktbeispiel angebracht, will man nicht in Anachronismen verfallen<sup>12</sup>. Um die spezifische gewaltökonomische Rationalität der behandel-

<sup>10</sup> Vgl. Horst Carl/Hans-Jürgen Bömelburg (Hrsg.), Lohn der Gewalt. Beutepraktiken von der Antike bis zur Neuzeit, Paderborn u.a. 2011.

<sup>11</sup> Zum Begriff des „Gewaltmarktes“ vgl. Georg Elwert, Gewaltmärkte. Beobachtungen zur Zweckrationalität der Gewalt, in: Soziologie der Gewalt, hrsg. v. Trutz von Trotha, Opladen 1997, 86–101. Zu „Sold- und Söldnermärkten“ im späten Mittelalter vgl. Stephan Selzer, Deutsche Söldner im Italien des Trecento, Tübingen 2001; Uwe Tresp, Söldner aus Böhmen. Im Dienst deutscher Fürsten: Kriegsgeschäft und Heeresorganisation im 15. Jahrhundert, Paderborn u.a. 2004; zum 16. Jahrhundert vgl. David Potter, The International Mercenary Market in the Sixteenth Century. Anglo-French Competition in Germany, 1543–1555, in: The English Historical Review 111 (1996), 24–58.

<sup>12</sup> Zur Geschichte vormoderner Märkte allgemein u.a. Jean-Yves Grenier, L'économie d'Ancien Régime. Un monde de l'échange et de l'incertitude, Paris 1996, dazu kritisch Alain Guerreau, Avant le marché, les marchés: en Europe, XIII<sup>e</sup>–XVIII<sup>e</sup> siècle, in: Annales. Histoire, Sciences Sociales 56 (2001), 1129–1175; ferner Josef Ehmer/Thomas Haskell/Richard Teichgraeber (Hrsg.), The Culture of the Market, Cambridge 1993; Reinhold Reith (Hrsg.), Märkte im vorindustriellen Europa, Berlin 2004; Dominique Margairaz/Philippe Minard, La marché dans son histoire, in: Revue de Synthèse 127 (2006), 241–252.



Abb. 1: Panduren aus Martin Engelbrecht, *Theâtre de la Milice Etrangère*, um 1742–1747, in: Adam Wandruszka et al., *Maria Theresia und ihre Zeit. Zur 200. Wiederkehr des Todestages*, Wien 1980, 273.

ten Verbände zu historisieren, wird es mir im Folgenden darum gehen, die Frage nach den Söldnerlandschaften und Gewaltmärkten mit einer Relation zu verbinden, die auch als Türsteher-Phänomen beschrieben worden ist<sup>13</sup>. So konnten Sicherheitsagenten rasch zu Unsicherheitsagenten nicht nur für den Gegner, sondern auch für die eigenen Reihen werden. Damit rücken Dynamiken organisierter Gewalt in den Blick, die im Fall der ethnisch geprägten Verbände immer auch mit Stereotypen der Fremdwahrnehmung gekoppelt waren. Beginnend mit den Panduren (I.), werden zweitens die russischen Freitruppen in Gestalt von Kosaken und Kalmyken (II.) sowie drittens die Truppen der britischen East India Company in Gestalt der Sepoys (III.) mit Blick auf ihre Rolle als ethnisch geprägter Söldnerverband vorgestellt und diskutiert.

<sup>13</sup> Vgl. Horst Carl, Einleitung in die Sektion: Sicherheit vor Gewalt – Sicherheit durch Gewalt, in: Sicherheit in der Frühen Neuzeit. Norm – Praxis – Repräsentation, hrsg. v. Christoph Kampmann, Köln/Weimar/Wien 2013, 265–272.

## I. Kroaten und Panduren

Als klassische leichten Truppen galten im 18. Jahrhundert die auf österreichischer Seite eingesetzten Panduren, die sich meist aus Kroaten, Serben, Rumänen oder Ungarn rekrutierten<sup>14</sup>. Als „Kroaten“ wurden zeitgenössisch aber auch Serben, Albaner und weitere Ethnien bezeichnet. So wohl „Kroaten“ wie „Panduren“ bildeten damit eher Funktionsbegriffe für bestimmte Einheiten, denn eine klare ethnische Zugehörigkeit, obwohl Ethnizität in ihrer Außenwahrnehmung eine tragende Rolle spielte. Diese zunächst vor allem im Kontext des Schutzes der sogenannten österreichischen Militärgrenze zum osmanischen Reich aufgestellten Verbände hatten sich bereits in den ersten beiden schlesischen Kriegen bzw. dem österreichischen Erbfolgekrieg ein schlechtes Image durch besondere Gewaltexzesse verschafft<sup>15</sup>. Bis zu einem Aufstand im Warasdiner Generalat im Jahr 1735 unterstanden die sogenannten „Grenzer“ den innerösterreichischen Ständen und wurden vom Kriegsrat in Graz verwaltet. Joseph Friedrich Herzog von Sachsen-Hildburghausen schlug den Aufstand nieder und forderte eine direkte Anbindung an Wien, denn er sah in den Grenzern „einen Schatz des kaiserlichen Hofes, der sich weder erkaufen, noch mit Geld bezahlen liesse“<sup>16</sup>. Vielmehr erspare deren „Vaterlandsliebe“ der Krone alle „Recruitierungs-Auslagen“. Während Sachsen-Hildburghausen den Warasdinern eine feste militärische Ordnung gab, verlagerte sich der Zugriff immer mehr in Richtung Wien. 1743 wurde der Grazer Kriegsrat abgeschafft und 1746 verloren die innerösterreichischen Stände ihr Recht zur Ernennung von Offizieren<sup>17</sup>. Die in den folgenden Jahren formale Eingliederung der „Grenzer“ in die reguläre Regimentsstruktur erwies sich praktisch jedoch als nicht ganz einfach. Ein bezeichnender Konflikt war die Meuterei der Jahre 1754–1755<sup>18</sup>. Als man die Warasdiner zwingen wollte, auf eigene Kosten neue Uniformen und Blankwaffen anzuschaffen, verweigerten sie die Zahlung entspre-

<sup>14</sup> Martin Bertling, *Die Kroaten und Panduren in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts und ihre Verwendung in den Friderizianischen Kriegen*, Berlin 1912; Ernest Bauer, *Glanz und Tragik der Kroaten. Ausgewählte Kapitel der kroatischen Kriegsgeschichte*, Wien u.a. 1969; Christopher Duffy, *Sieben Jahre Krieg. 1756–1763. Die Armee Maria Theresias*, Wien 2003, 327–332.

<sup>15</sup> Zur langen Tradition des negativen Kroatenbildes vgl. Mirna Zeman, Kroatische Imagothemen. Deutschsprachige Fremddarstellungen „illyrischer Völkerschaften“, in: Frühnezeitliche Stereotype. Zur Produktivität und Restriktivität sozialer Vorstellungsmuster, hrsg. v. Mirosława Czarnecka, Bern 2010, 129–152.

<sup>16</sup> *Direction des k. und k. Kriegs-Archivs* (Hrsg.), *Oesterreichischer Erbfolge-Krieg 1740–1748*, I. Bd., 1. Theil, Wien 1896, 491–502, hier 493.

<sup>17</sup> Duffy, *Sieben Jahre Krieg* (Anm. 14), 329.

<sup>18</sup> Duffy, *Sieben Jahre Krieg* (Anm. 14), 331–332.

chender Montierungsgelder. Die Ausrüstung selbst zu finanzieren war zeitgenössisch üblich, strittig war lediglich die zeitliche Frequenz. Entgegen der vorgeschriebenen sechs Jahre waren erst vier nach der letzten Erneuerung vergangen. Nach der exemplarischen Bestrafung einer kleinen Gruppe von Meuterern kam es schließlich zu einer Einigung.

Die Frage des Verhältnisses von Söldnerlandschaft und Kriegsgebieten ist auch hier eine der Relationen: Lagen die österreichischen Militärgrenzgebiete schon in großer Distanz zur eigentlichen Grenze des osmanischen Reiches, so galt dies für den Einsatz in Bayern, Schlesien, Preußen oder den Niederlanden zweifellos erst recht.

Legendär geworden ist insbesondere der Pandurenkommandeur Baron Franz Freiherr von der Trenck (1711–1749), dessen Image bis heute dafür verantwortlich ist, dass es immer noch mehr historische Romane als historische Forschungen zur Geschichte der Panduren gibt<sup>19</sup>. Trenck, der im Februar 1741 von Maria Theresia mit einem Patent zur Aufstellung eines Pandurenfreikorps ausgestattet worden war, rekrutierte seine Männer vorwiegend aus den Ortschaften seiner eigenen Güter in Kroatien. Seine Panduren hatten das Recht erhalten, die von ihnen gemachte Beute behalten zu dürfen, daher verwundert es wenig, dass sie gleich bei ihren ersten Auftritten im Reich auch davon Gebrauch machten. Bei Trencks Panduren handelte es sich um einen Verband von nur rund 1000 Mann, der 1741/1742 unter anderem in Bayern für zahlreiche Raubzüge, Plünderungen und Exzesse verantwortlich zeichnete. Im September 1742 verwüsteten Trenck und seine Männer den ostbayerischen Ort Cham an der böhmischen Grenze, damals Teil der neutralen Oberpfalz<sup>20</sup>. Ein Ereignis, das bis heute in der regionalen Erinnerungskultur fest verankert ist und mit einem Festspiel und Wanderungen auf dem Pandurensteig touristisch genutzt wird<sup>21</sup>. Ein Jahr nach dem Frieden von Füssen 1745 machte man Trenck in Wien 1746 den Prozess wegen Insubordination und persönlicher Bereicherung. Das Todesurteil wurde 1748 zu Festungshaft in Brünn abgemildert, während der Trenck bereits 1749 verstarb.

---

<sup>19</sup> Merkwürdiges Leben und Thaten des kaiserlichen Obersten Panduren-Obrisiten Franz Freiherrn von Trenck, Franckfurt/Leipzig 1747; *Nikolaus von Preradovich*, Das seltsam wilde Leben des Pandurenoberst Franz von der Trenck, Graz 1980.

<sup>20</sup> Johann Georg Penzkofer, Die Belagerung und gänzliche Zerstörung der Bayer'schen Stadt Cham durch den Panduren-Oberst, Freiherrn von der Trenk am 9. September 1742, [s. l.] 1843; [Altstadtfreunde e. V.] (Hrsg.), Trenck der Pandur belagert und erobert Cham im Jahre 1742, Cham 1993.

<sup>21</sup> Eva Bauernfeind, Grausame Vergangenheit touristisch vermarktet; im Kriegsjahr 1742 litt die Bevölkerung Ostbayerns unter Trencks Panduren, in: Lichtung 25 (2012), 20–23.

Eine außergewöhnlich plastische bildliche Überlieferung zur Wahrnehmung der Panduren und Kroaten vor Ort stellen Votivtafeln dar, die bislang allerdings nicht systematisch gesammelt und ausgewertet wurden<sup>22</sup>. Bereits zeitgenössisch hat diese Truppen auch der Augsburger Kupferstecher und Verleger Martin Engelbrecht (1684–1756) in seinem *Theatre de la milice étrangère; Schaubühne verschiedener in Teutschland bishero unbekannt gewesener Soldaten von ausländischen Nationen* (ca. 1742–44) verbildlicht<sup>23</sup>. Engelbrechts *Theatre* umfasst rund einhundert-fünfzig Einzelblätter mit Darstellungen irregulärer Truppen aus der Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges, neben „Slavonischen“ Tolpat-schen, Kroaten, Panduren und Haiducken auch einige „Bergschotten“. Immer wieder ist es dabei die materielle Kultur der „fremden“ Truppen in Gestalt von Ausrüstung, Kleidung und Bewaffnung, der besondere Aufmerksamkeit gilt, da sie als zentrale Differenzmarkierung zu den regulären Truppen fungiert, deren Materialität die Norm bildet<sup>24</sup>. Das mediale Interesse an jenen „neu bekannt gewordenen Völkern“ war offenbar immens, wie verschiedene Flugschriften und Abhandlungen vom österreichischen Erbfolgekrieg bis zum Siebenjährigen Krieg belegen<sup>25</sup>.

Besonders aber die Trenkschen Panduren wurden seither zum Sinnbild irregulärer Soldateska, obwohl sie bereits 1756 in einem regulären ungarischen Infanterieregiment der Habsburgerarmee aufgingen. Im hier geschilderten Fall verkörpern sie ein für den Einsatz vieler irregulärer Einheiten charakteristisches Konzept von Sicherheit durch Abschreckung. Die Tatsache, dass irreguläre Söldnerverbände häufig von

<sup>22</sup> Vgl. dazu aber die in Arbeit befindliche Giessener Dissertation von Philipp Batelka. Einzelbelege z.B. *Johannes Erichsen/Katharina Heinemann* (Hrsg.), Brennpunkt Europas 1704. Die Schlacht von Höchstädt/The Battle of Blenheim (= Begleitbuch zur Ausstellung in Schloss Höchstädt an der Donau 1. Juli bis 7. November 2004), Stuttgart 2004, 246; mehrere Bilder aus dem österreichischen Erbfolgekrieg bei Franz Wartner, „Histor Mosaikstein“ 06: Mitterfels im Österreichischen Erbfolgekrieg (1741–1745), online unter URL: <http://ak-heimatgeschichte.mitterfels-online.de/joomla/index.php> [Zugriff: 30.10.2013].

<sup>23</sup> *Liselotte Popelka*, Martin Engelbrecht und die Hilfsvölker Maria Theresias, in: Maria Theresia als Königin von Ungarn: 15. Mai–26. Oktober 1980. Ausstellung im Schloß Halbturn, Burgenland, red. v. Gerda Mraz, Eisenstadt 1980, 45–51.

<sup>24</sup> Vgl. *Marian Füssel*, Der Wert der Dinge. Materielle Kultur in soldatischen Selbstzeugnissen des Siebenjährigen Krieges, in: Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit 13 (2009), 104–121.

<sup>25</sup> [*Anonym*], Merckwürdige historische Nachrichten von denen bey den jetzigen Kriegen, von neuen bekannt gewordenen Völkern [...] Zu Lust und Nutz der curieusen Welt [...], Jena 1743; [*Anonym*], Kurtzweiliges Gespräch zwischen einem Preussischen Grenadier und Husaren, mit einem Oesterreichischen Husaren, Croaten und Panduren: Ferner Schreiben eines Preussl. Officiers aus dem Königlichen Hauptquartier Bernstedtel in der Laussnitz vom 21. August, [s. l.] 1757.

den Rändern des mitteleuropäischen Kulturkreises stammten, entfremdeten sie dem Idealtypus des regulären, aus Landeskindern rekrutierten, Soldaten noch weiter. Die Logik der Peripherie kommt 1760 während des Siebenjährigen Krieges unter anderem in einer Flugschrift zum Ausdruck, die ähnlich wie bereits Engelbrecht einen Vergleich zwischen „der bisher unbekannten Lebensart und Sitten der Kalmücken und Bergschotten“ zieht<sup>26</sup>.

## II. Kosaken und Kalmyken

Die russischen Freitruppen – hier unter den Oberbegriffen Kosaken und Kalmyken subsumiert – weisen deutliche strukturelle Parallelen zu den Panduren auf<sup>27</sup>. Auch sie rekrutierten sich aus Gewaltgemeinschaften, die vorrangig zur Sicherung von Grenzen zum osmanischen Herrschaftsbereich eingesetzt wurden, auch sie waren beritten, stachen durch ein ungewöhnliches Äußeres hervor und hatten ihren Unterhalt im Feld im Wesentlichen aus feindlicher Beute zu bestreiten<sup>28</sup>. Vor allem während des Siebenjährigen Krieges traten diese Verbände nun weit im Westen – unter anderem spektakulär in Berlin – auf<sup>29</sup>. Ähnlich den Panduren war das öffentliche Interesse an der „bisher unbekannten Lebensart und Sit-

<sup>26</sup> Besonderes Gespräch eines Rußischen und Englischen Officiers von der bisher unbekannten Lebensart und Sitten der Kalmücken und Bergschotten, von welchen sich ein Theil bey denen Rußischen und Hannöverischen Armeen im Felde befinden/aus dem Rußischen und Englischen übersetzt, Franckfurth/Leipzig 1760.

<sup>27</sup> Zu den Kalmücken vgl. *Dittmar Schorkowitz*, Die soziale und politische Organisation bei den Kalmücken (Oiraten) und Prozesse der Akkulturation vom 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, Frankfurt a.M. u.a. 1992; *Michael Khodarkovsky*, Where Two Worlds Met. The Russian State and the Kalmyk Nomads, 1600–1771, Ithaca u.a. 1992.

<sup>28</sup> *Christopher Duffy*, Russia's Military Way to the West. Origins and Nature of Russian Military Power 1700–1800, London u.a. 1981, 157–164; *John L. H. Keep*, Soldiers of the Tsar. Army and Society in Russia 1462–1874, Oxford 1985.

<sup>29</sup> *Marian Füssel*, Die Aasgeier des Schlachtfeldes. Kosaken und Kalmücken als russische Irreguläre während des Siebenjährigen Krieges, in: Die Rückkehr der Condottieri? Krieg und Militär zwischen staatlichem Monopol und Privatisierung. Von der Antike bis zur Gegenwart, hrsg. v. Stig Förster/Christian Jansen/Günther Kronenbitter, Paderborn 2010, 141–152; *Marian Füssel*, „Féroces et barbares?“ Cossacks, Kalmyks and Russian Irregular Warfare during the Seven Years War, in: The Seven Years' War. Global Views, hrsg. v. Mark H. Danley/Patrick J. Speelman, Leiden/Boston 2012, 243–262. Aus der älteren Literatur vgl. *Xaver von Hasenkamp*, Ostpreußen unter dem Doppelaar: Historische Skizze der russischen Invasion in den Tagen des siebenjährigen Krieges, Königsberg 1866; *Georg von Frantzius*, Die Okkupation Ostpreußens durch die Russen im siebenjährigen Krieg mit besonderer Berücksichtigung der russischen Quellen, Diss. Phil. Berlin 1916.



Abb. 12



Abb. 13

Abb. 2: Kosak und Bergschotte aus Johann Wilhelm von Archenholz, Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland von 1756 bis 1763 (1793), in: *Johannes Kunisch* (Hrsg.), Aufklärung und Kriegserfahrung. Klassische Zeitzeugen zum siebenjährigen Krieg, Frankfurt a.M. 1996, Abb. 12 u. 13 nach S. 1008.

ten der Kalmucken“, die durch zahlreiche Exzesse von sich reden machten, groß<sup>30</sup>. Die leichte Kavallerie der Kosaken sowie die asiatischen Hilfstruppen von Baškiren und Kalmücken kamen als „Kundschafter und Schutzschild“ der marschierenden Truppen zum Einsatz<sup>31</sup>. Genaue quantitative Angaben sind allerdings schwierig zu gewinnen. So schwanken beispielsweise die angegebenen Zahlen über die Gesamtstärke der russischen Armee zu Beginn des Siebenjährigen Krieges zwischen Truppenstärken von 89'132 und 79'000 Mann regulärer Truppen plus jeweils

<sup>30</sup> [Valentin Jamery Duval], Die bisher unbekannte Lebensart und Sitten der Kalmucken bey der Rußisch-Kaiserlichen Armee. Auf Verlangen einer vornehmen Gesellschaft beschrieben von Du Val, Merseburg 1759.

<sup>31</sup> John L. H. Keep, Die russische Armee im Siebenjährigen Krieg, in: Europa im Zeitalter Friedrichs des Großen. Wirtschaft, Gesellschaft, Krieg, hrsg. v. Bernhard Kroener, München 1989, 133–169, hier 139.

16'000 Mann Kosaken<sup>32</sup>. Nur kurze Zeit später, während der Regierung Peters III. zwischen 1761 und 1762, befanden sich unter den insgesamt etwa 445'000 Soldaten angeblich rund 100'000 Irreguläre, also mehr als 20 %<sup>33</sup>. Die russischen Irregulären lassen sich insgesamt in vier Kategorien einteilen: erstens die Husaren, zweitens die Donkosaken und die Tschugujewskischen Kosaken, drittens die Sslobodischen Kosakenregimenter, und viertens die aus sogenannten „Fremdvölkern“ gebildeten Verbände von Kalmücken, Kasan-Tartaren, Meschtscherjaken und Baschkiren. Besonderes Ansehen genossen die Tschugujewskischen („Sziguischen“, „Chuguevskii’schen“) Kosaken. So lobt beispielsweise der kurfürstliche Artilleriehauptmann Johann Gottlieb Tielcke die „Tschojujewischen“ Kosaken:

„Dieser Pulk besteht zwar auch aus Cosacken, und ist wie selbige bewaffnet, ist aber wie die Husaren auf regulairen Fuß, und in ordentlichen Sold gesetzt. Sie sind roth mundirt, und haben die Officiers zu Folge ihrer Chargen Patente, und Rang gleich andern Officiers bey der Armee. Dieses Pulk war nicht allein sehr tapfer, sondern von außerordentlicher guten Mannszucht. Sie nur im geringsten mit den übrigen Cosacken in Vergleichung zu setzen, würde eine unverzeihliche Ungerechtigkeit seyn“<sup>34</sup>.

Die Kosaken waren mit normalem Sold und einer regulären Organisation ausgestattet und formierten ein Regiment bestehend aus fünf so genannten „Sotnien“. Eine Sotnie bestand aus 100 Mann, von denen jeder zwei Pferde mitführte. Auch die Donkosaken gliederten sich nach Sotnien. Kommandiert wurden die Sotnien von einem gewählten „Jessaul“, einer Art Rittmeister, oder einem „Sotnik“ vergleichbar mit einem Lieutenant. Das Gesamtregiment wurde von einem Oberst befehligt, der wiederum aus den Reihen der um 1755 ca. 53 Heeresältesten (etwa Stabsoffizieren) gewählt wurde. Zum Stab des Regimentskommandeurs zählten noch ein Schreiber und ein Quartiermeister. Eine formale Gleichstellung der Kosakenoffiziere mit denen der regulären Truppen erfolgte jedoch erst 1775 durch Prinz Potemkin<sup>35</sup>.

Trotz dieser Strukturen erscheinen die Kosaken in den Augen westlicher Offiziere als weitgehend ungeordnet und potentieller Störfaktor, dem selbst die eigene Führung ohne größeres Engagement begegnet. Ihr

<sup>32</sup> Johann Gottlieb Tielcke, Beiträge zur Kriegskunst und Geschichte des Krieges von 1756 bis 1763, Freyberg 1775–1786, Bd. 2, Freyberg 1776, 21; Duffy, Russia's Military Way (Anm. 28), 73.

<sup>33</sup> Felix von Stein, Geschichte des russischen Heeres. Vom Ursprunge desselben bis zur Thronbesteigung des Kaisers Nikolai I Pawlowitsch, Leipzig 1895, 120 u. 136.

<sup>34</sup> Tielcke, Beiträge (Anm. 32), 9–10 in der Anm.

<sup>35</sup> Duffy, Russia's military way (Anm. 28), 159.

moralisch fragwürdiger Charakter wird immer wieder durch den Verweis auf das ungeordnete Auftreten unterstrichen: Die Fremdartigkeit dieser Irregulären drückt sich nicht zuletzt in ihrer eigentümlichen Bewaffnung aus, die aus Lanzen und Pfeil und Bogen bestehend den archaischen Charakter dieser Krieger noch verstärkte. Als besonderes Symbol ihrer Grausamkeit tritt immer wieder der Kantschuh auf, eine Form von Peitsche, die auch häufig gegenüber der Zivilbevölkerung zum Einsatz kam<sup>36</sup>.

Eine aufschlussreiche Schilderung ist in einem Bericht des sächsischen Offiziers Trütschler an den General und Premierminister von Brühl enthalten:

„Die irreguläre Cavallerie, an Kosacken, Tartaren, zahmen und wilden Kalmücken, ist in ihrer espece durchgängig gut, und zwar jeder Mann mit zwei Pferden, davon eins bei dem Troß nebenher geführt wird beritten. Die Leute sehen brav, gesund und wie die höllische Leib-Garde aus. Erstere beide sind mit sehr langen Piken, damascirten Feuer-Röhren und Säbeln, die Kalmucken dahingegen mit Bogen, Pfeilen und Säbeln armirt. Die einzige Sorge nur, die mir bei diesen Leuten sich in den Weg stellt, ist, dass sie in den feindliche Landen wie die Heuschrecken einfallen, und dass es Kunst sein werde, sie in dem Zaume zu halten. Und ob man deren Anzahl zwar nur an die 12000 Mann angiebt, so bin ich doch überzeuget, dass derer über 20000 Mann sich befinden“<sup>37</sup>.

Dass die Irregulären auch auf russischer Seite tatsächlich als Gefahr wahrgenommen wurden, belegt etwa eine Instruktion General Apraxins, die Irregulären auf dem Weg durch Polen von regulärer Kavallerie begleiten zu lassen, um etwaige Ausschreitungen zu verhindern<sup>38</sup>. Die Binndifferenzen innerhalb der russischen Irregulären qualifiziert Trütschler anhand ihrer Religion und ihres Nahrungsverhaltens. Die Kosaken werden als christlich, die Tartaren als „Mahometaner“ und die Kalmücken als Heiden gekennzeichnet. Während Kosaken und Tartaren neben „Pferdefleisch auch Hunde und Katzen“ äßen, heißt es zu den Kalmücken

<sup>36</sup> Vgl. die zeitgenössische Abbildung von der „Russischen Cosacken u. Calmücken Muthwill und Tyranney in dem Preuss. Lithauen 1757“ Kupferstich 28 × 16 cm, Staatsbibliothek preußischer Kulturbesitz Berlin, YB 7204, bei Füssel, Cossacks (Anm. 29), 262.

<sup>37</sup> *Trütschler*, [?]: Rapport eines churfürstl. sächsischen Officiers, Herrn von Trütschlers, an den Premierminister und General, Reichsgrafen von Brühl, die Russisch-Kaiserliche Armee betreffend, in: Militär Wochenblatt Nr. 31–38 (1838), 124–126, 128–130, 132–134, 136–138, 141–142, 144–146, 149–150, 151–152.

<sup>38</sup> Vgl. *Frantzius*, Die Okkupation Ostpreußens (Anm. 29), 99; *Dmitrij F. Massłowski*, Der siebenjährige Krieg nach russischer Darstellung. Mit Autorisation des Verfassers übersetzt und mit Anmerkungen versehen von A. von Drygalski, 3 Bde. Berlin 1888–1893, Bd. 1: Der Feldzug Apraxin's in Ostpreussen 1756–1757, Berlin 1888, 330.

cken „Reuten mit dem Ober-Leibe in der Action nakkend, u.[nd] fressen, was ihnen vorkommt; ja, ich will nicht wetten, ob sie sich nicht an die preußischen bewaffneten Bauern machen sollten“<sup>39</sup>. Bereits hier wird demnach von relativ neutraler Seite der Kannibalismus-Topos bemüht, der in der preußischen Propagandaliteratur breite Anwendung finden sollte<sup>40</sup>. Wie sehr die Wahrnehmung von Alterität jedoch vom politischen Kontext der Bündnisstrukturen abhing, zeigt der Vergleich zu den napoleonischen Kriegen. In den deutschen Territorien wandelte sich das Kosakenbild nun vom blutrünstigen Barbaren zum guten Wilden aus dem Osten<sup>41</sup>. Kosaken und Kalmyken operierten im Siebenjährigen Krieg und in den napoleonischen Kriegen weit entfernt von ihren Herkunftsregionen, was sowohl zu spezifischen logistischen Problemen führte als auch zu besonderen Artikulationen von Alterität. Ihre interne Organisation und Rekrutierung rekurrierte auf die Stammesstrukturen ihrer Herkunftsregionen, was sie auch mit der Situation auf dem indischen Subkontinent vergleichbar macht.

### III. Sepoys

Indien und die südasiatischen Inseln waren im 18. Jahrhundert von einem recht heterogenen Gewaltmarkt bzw. militärischem Arbeitsmarkt geprägt<sup>42</sup>. Europäische Söldner, europäische Linientruppen, indische

<sup>39</sup> *Trütschler*, Rapport (Anm. 37), 133.

<sup>40</sup> Der Topos kursierte dort, wo man mit russischen Truppen in Kontakt trat, bereits wesentlich früher vgl. *Maren Köster*, Russische Truppen für Prinz Eugen. Politik mit militärischen Mitteln im frühen 18. Jahrhundert, Wien 1986, 75–78. Zum Siebenjährigen Krieg vgl. *Wolfgang Burgdorf*, „Unmenschen“ im Zeitalter der „Aufklärung“. Die Bedeutung von Archenholz „Geschichte des Siebenjährigen Krieges“ für das Bild vom russischen Menschen in Deutschland, in: *Blondies and Brownies. Blondinchen und Bräunchen, weiß weiß bin auch ich. Multikulturalismus und Rassismus in der Alten und der neuen Welt*, hrsg. v. Rafael von Uslar/Irmtraud Wojak, Essen 2001, 93–101; *Mechthild Keller*, Geschichte in Reimen. Russland in Zeitgedichten und Kriegsliedern, in: *Russen und Russland aus deutscher Sicht. 18. Jahrhundert: Aufklärung*, hrsg. v. Mechthild Keller, München 1987, 298–335.

<sup>41</sup> *Carsten Goehrke*, Die russischen Kosaken im Wandel des Geschichtsbildes, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 30 (1980), 181–203; *Walter Pape*, „Juchheirassa, Kosacken sind da!“ Russen und Russland in der politischen Lyrik der Befreiungskriege, in: Russen und Russland aus deutscher Sicht. 19. Jahrhundert: Von der Jahrhundertwende bis zur Reichsgründung, hrsg. v. Mechthild Keller, München 1991, 289–314; *Udo Gehrmann*, Russlandkunde und Osteuropaverständnis im 18. und 19. Jahrhundert. Eine Studie zum deutschen Kosakenbild, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas NF 40 (1992), 481–500.

<sup>42</sup> *Dirk H. A. Kolff*, Naukar, Rajput and Sepoy: The Ethnohistory of the Military Labour Market in Hindustan 1450–1850, Cambridge 1990.

Truppen in europäischen Diensten sowie eine heterogene Vielzahl indischer Kampfverbände produzierten eine ganze Reihe von Asymmetrien<sup>43</sup>. Trotz zum Teil ähnlicher Bewaffnung waren die europäischen und die indischen Armeen in keiner Weise vergleichbar<sup>44</sup>. Einer der wesentlichen Unterschiede lag in der Disziplinierung. Während die Europäer gedrillte, hierarchisch gegliederte und zentral gesteuerte Kampfverbände ins Feld schickten, verfügten die Inder über zum Teil gigantische Armeen aus vielen autonomen Teileinheiten, die alles andere als den funktionalen Zusammenhang eines disziplinierten Truppenkörpers aufwiesen. Die indischen Armeen reflektierten vielmehr die feudalen politischen Strukturen des Landes. Kleine lokale Grundbesitzer unterstellten sich einem regionalen Feudalherren und formten so eine Pyramide von Abhängigkeitsverhältnissen, deren jeweilige Ausdehnung dann die Machtverhältnisse im Land bestimmte. Statt territorialer Grenzen handelte es sich dabei eher um Grenzzonen, in denen flexibel territoriale Verschiebungen in Folge wechselnder Allianzen vorgenommen werden konnten. In Indien existierten im Wesentlichen zwei einheimische Armeen der beiden Großreiche der Moguln und der Marathen. Die Armee der Moguln strukturierte sich über das sogenannte „mansabdari“ System, d.h. viele einzelne Kriegsunternehmer, die „mansabdars“, stellten voneinander unabhängige Truppen auf, die keinen geschlossenen Verband mit eindeutiger Befehlshierarchie bildeten<sup>45</sup>. Die bunte Erscheinung dieser Kriegsunternehmer und ihrer bewaffneten Haufen wurde von den meisten europäischen Beobachtern eher abfällig kommentiert und fügte sich damit in das Negativbild der indischen Heeresorganisation. Zum mansabdari-

<sup>43</sup> Herbert Compton, *A Particular Account of the European Military Adventurers of Hindustan from 1784 to 1803*, London 1892; Shelford Bidwell, *Swords for Hire. European Mercenaries in Eighteenth-Century India*, London 1971; Geoffrey Vaughan Scammell, *European Exiles, Renegades and Outlaws and the Maritime Economy of Asia c.1500–1750*, in: *Modern Asian Studies* 26 (1992), 641–661; R. Balasubramaniam, *European Mercenary Artillerymen in Indian Subcontinent: 1500–1800*, in: *Indian Journal of History of Science* 40 (2005), 673–677; Michael Mann, *Indien ist eine Karriere. Biographische Skizzen deutscher Söldner, Ratssherren und Mediziner in Südasien, 1500–1800*, in: *Deutsche Eliten in Übersee (16. bis frühes 20. Jahrhundert)*, hrsg. v. Markus A. Denzel, St. Katharinen 2006, 249–289.

<sup>44</sup> Vgl. als Überblicke Kaushik Roy, *Historiographical Survey of the Writings in Indian Military History*, in: *Approaches to History. Essays in Indian Historiography*, hrsg. v. Sabyaschi Bhattacharya, Delhi 2011, 119–157; Steward Gordon, *The Limited Adoption of European-Style Military Forces by Eighteenth Century Rulers*, in: *Indian Economic Social History Review* 35 (1998), 229–245; Pradeep Barua, *Military Developments in India, 1750–1850*, in: *Journal of Military History* 58 (1994), 599–616.

<sup>45</sup> Vgl. Abdul Aziz, *The Mansabdari System and the Mughal Army*, Delhi 1972.

System gesellte sich später das System der „jamadars“, ebenfalls einzelne lokale Kriegsunternehmer, die je nach Stärke von einigen hundert bis zu tausend Mann beschäftigen konnten. Waren diese kleinteiligen Patron/Klient Beziehungen den europäischen Verhältnissen in der Heeresaufbringung im Grunde gar nicht so unähnlich, so lag der wesentliche Unterschied in der Fähigkeit, im Feld eine koordinierte Aktion dieser Verbände durchzuführen<sup>46</sup>. Weil die Gesamtstruktur weniger stark durchhierarchisiert, die Truppen weniger gedrillt und eher auf Einzelkampf ausgerichtet waren, konnte bei Ausfall eines Anführers oder ungewöhnlichen Ereignissen schnell Orientierungslosigkeit aufkommen.

Da die Zahl der in Indien stationierten europäischen Soldaten sehr gering war, meist zählte eine Niederlassung nur wenige hundert Mann, und der Nachschub aus den Heimatländern äußerst schwer zu organisieren war, sah man sich schon bald dazu genötigt, auf andere Gruppen zuzugreifen. Den Anfang hierzu machten die Franzosen, die bereits im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts über mehrere hundert europäisch gedrillte, indigene Soldaten verfügten. Aber erst 1739 ging der französische Gouverneur Dumas dazu über, die Idee in größerem Maßstab zu verwirklichen<sup>47</sup>. Bereits im 17. Jahrhundert hatten die Niederländer damit begonnen, einheimische Soldaten für die Armee der V.O.C. zu rekrutieren, erreichten aber im weiteren Verlauf weder die quantitative noch die qualitative Stärke der indigenen Hilfstruppen der Franzosen und Briten<sup>48</sup>.

In den britischen Streitkräften dienten Angehörige zahlreicher europäischer Nationen; so rekrutierte etwa der Befehlshaber der Garnison in Trichinopoly 1757 spontan vierzehn holländische, deutsche und italienische Söldner und sogar französische Deserteure dienten in größerem Umfang bei den Briten<sup>49</sup>. Dies führte jedoch immer wieder zu Diskussionen um die prekäre Loyalität dieser Personengruppen. Eine weitere Alternative schienen zunächst die „Topasses“ zu bieten, die Nachfahren der Portugiesen, die als Mestizen in Indien selbst tendenziell isoliert waren und daher sozial wie kulturell gut an die East India Company gebunden werden konnten. Bereits im 17. Jahrhundert griffen die Engländer jedoch

<sup>46</sup> Redlich, Military Enterpriser (Anm. 2); Channa Wickremesekera, Best Black Troops in the World: British Perceptions and the Making of the Sepoy, 1746–1805, New Delhi 2002, 56.

<sup>47</sup> Wickremesekera, Best Black Troops (Anm. 46), 117.

<sup>48</sup> Vgl. Jaap de Moor, The Recruitment of Indonesian Soldiers for the Dutch Colonial Army, c. 1700–1950, in: Killingray/Omissi, Guardians of Empire (Anm. 4), 53–69.

<sup>49</sup> Gerald James Bryant, Indigenous Mercenaries in the Service of European Imperialists: The Case of the Sepoys in the Early British Indian Army, 1750–1800, in: War in History 7 (2000), 2–28, hier 7.

auch auf indische Hilfstruppen zurück, die meist als „peons“ oder „bak-saris“ bezeichnet wurden<sup>50</sup>. Doch erst im Jahre 1717 werden zum ersten Mal indische Truppen unter dem Begriff Sepoy geführt, ein Wort, das dem persischen „sepahi“ für Soldat bzw. Krieger entlehnt wurde<sup>51</sup>. In der Frühen Zeit reagierten diese Rekrutierungen jedoch in der Regel auf militärische Notfälle und wurden nach Beruhigung der Lage meist rasch wieder entlassen. Erst mit dem dauerhaften militärischen Engagement der Briten ab den 1740er Jahren verstetigte sich die Nachfrage nach indischen Hilfstruppen. Zunächst griff man auch auf afrikanische Sklaven, die sogenannten „Coffrees“ zurück, die kostengünstig waren und als loyal und ausdauernd beschrieben werden. Doch auch diese Truppen waren zu rar, da auch die schwarzen Sklaven erst auf dem Seeweg ins Land gebracht werden mussten. Sepoys blieben daher der einzige Ausweg.

Robert Orme liefert in seiner *History of the military transactions of the British nation in Indostan* (1763) die folgende Charakteristik der indischen Kolonialtruppen, die hier nach der deutschen Bearbeitung und Übersetzung von Johann Wilhelm von Archenholtz wiedergegeben wird:

„Die europäischen Truppen im Dienst der Colonien in Indostan bestehn nie ganz aus Eingebornen desjenigen Landes, zu welchem die Colonie gehört; im Gegentheil mehr als die Hälfte waren allemal Leute aus allen Nationen von Europa. Die christlichen Indier, die sich Portugiesen nennen, machen jederzeit einen Theil der Forts-Besatzungen aus. In Ansehung des Muths unterscheiden sich diese nicht sehr von den niedrigen indischen Casten, und kommen lange nicht den höhern Casten, oder den nordischen Mohren in Indostan gleich; jedoch weil sie die Handgriffe verstehn, mit dem Gewehr umzugehn wissen, und auf europäische Art mondirt sind, so werden sie den europäischen Truppen einverleibt. Sie tragen einen Huth, und wegen dieses Kleidungsstückes werden sie Topassen genannt. Dahingegen die andern Indier und Mohren, die auf europäische Art geübt sind, mit dem Namen Sepoys bezeichnet werden; wobey sie jedoch weder ihre Kleidung, noch ihre Sitten und Gebräuche verändern. Die Sepoys sind in Compagnien und Bataillons eingetheilt, und haben Offiziers von ihrer eigenen Nation. Diejenigen Indier aber, die ihre eigenen Waffen

<sup>50</sup> Sue Pyatt Peeler, Land Forces of the East India Company in the Seventeenth Century, in: Journal of Indian History Golden Jubilee Volume 1973, 550–564; Kolff, Military Labour Market (Anm. 42), 177, Wickremsekera, Best Black Troops (Anm. 46), 87.

<sup>51</sup> Vgl. John A. Lynn, Victories of the Conquered. The Native Character of the Sepoy, in: John A. Lynn, Battle. A History of Combat and Culture, rev. and updated edition, Boulder 2004, 145–177, mehr oder weniger identisch auch erschienen als John A. Lynn, Heart of the Sepoy. The Adoption and Adaptation of European Military Practice in South Asia, 1740–1805, in: The Diffusion of Military Technology and Ideas, hrsg. v. Emily O. Goldmann/Leslie C. Eliason, Stanford 2003, 33–62; vgl. auch John A. Lynn, Soul of the Sepoy, in: MHQ: the Quarterly Journal of Military History 17 (2005), 46–55.

haben, und sie nach ihrer gewohnten Art gebrauchen, behalten die Namen, die man ihnen in ihren Ländern giebt. Diese undisziplinierte Truppen, sie mögen mit Schwertern, Wurfspießen, Bogen und Pfeilen, Lantzen oder Feuergewehr bewaffnet seyn, werden auf der Küste von Coromandel von den Europäern mit dem Namen Peons bezeichnet“<sup>52</sup>.

Ab den späten 1740er Jahren stieg der Anteil von Sepoys bzw. Peons in den britischen Streitkräften sprunghaft an<sup>53</sup>. Fort St. David verfügte über 3000 indische Soldaten und auch in Bombay ließ man 2000 Sepoys ausheben. Mit den Truppen aus Bombay wanderte auch der Begriff Sepoy an die Ostküste, wo er fortan allgemein üblich wurde. Bis zum Ausbruch des Siebenjährigen Krieges 1756 stieg die Zahl der Sepoys in Karnataka auf rund 10'000 im Gegensatz zu bloß 2000 Europäern. Auch im nördlicheren Bengalen standen während des Siebenjährigen Krieges bald rund 2000 Sepoys in britischen Diensten. Von dieser Zeit an wuchsen die indischen Truppen stetig an, so dass sie in den 1780er Jahren rund 100'000 Mann zählen sollten. Angesichts des vorherrschenden Negativbildes der Europäer von der Qualität der indischen Soldaten stellte sich zunächst die Frage, ob es gelingen würde, sie zu einer der europäischen Kampfkraft vergleichbaren militärischen Effizienz zu führen. Erste Erfolge schienen sich schon bald einzustellen, wenn der befehlshabende Kommandeur von Bengalen 1767 stolz behauptete, manche seiner Sepoy-Bataillone „would astonish the King of Prussia“ und damit den Inbegriff militärischer Disziplin bemühte<sup>54</sup>. Mit der Professionalisierung der Sepoys wuchs jedoch auch die Sorge bei den Briten, ob sich die indischen Truppen nicht möglicherweise gegen ihre europäischen Herren wenden könnten. Jenseits dieser Probleme machten die Sepoys in den Augen ihrer europäischen Befehlshaber schon bald eine bessere Figur als manch europäische Einheit. Wenn möglich, wurden groß gewachsene und kräftige Inder rekrutiert, die einen scharfen Kontrast zu den europäischen Truppen abgaben, die zum Teil aus Söldnern, Deserteuren, Sträflingen und anderen gepressten „outcasts“ bestanden, so dass der Rat von Cal-

---

<sup>52</sup> Johann Wilhelm von Archenholtz, *Die Engländer in Indien nach Orme*, Leipzig 1786, Bd. 1, 93–94; vgl. Robert Orme, *A History of the Military Transactions of the British Nation in Indostan, from the Year 1745. To which Is Prefixed a Dissertation on the Establishments Made by Mahomedan Conquerors in Indostan*, London 1763, Bd. 1, 81–82.

<sup>53</sup> Marian Füssel, Händler, Söldner und Sepoys. Transkulturelle Kampfverbände auf den südasiatischen Schauplätzen des Siebenjährigen Krieges, in: Imperialkriege von 1500 bis heute. Strukturen – Akteure – Lernprozesse, hrsg. v. Tanja Bührer/Christian Stachelbeck/Dierk Walter, Paderborn u.a. 2011, 307–324; Wickremesekera, Best Black Troops (Anm. 46); Bryant, Indigenous Mercenaries (Anm. 49).

<sup>54</sup> Bryant, Indigenous Mercenaries (Anm. 49), 5.

cutta 1768 klagte „at present our European Regiment compared to a Battalion of Sepoys appear like a Regiment of Dwarfs“<sup>55</sup>.

Die Rekrutierungspraxis der Sepoys wurde vor allem durch die lokalen „jamadars“ bzw. eine Stufe höher „subedars“ (die wiederum mehrere jamadars unter sich hatten) erleichtert, die zunächst als Broker bei der Werbung fungierten und im Verlauf des 18. Jahrhunderts allmählich in die Kommandostruktur der Regulären Truppen integriert wurden. Auch wurden die Söhne gefallener Sepoys als junge Rekruten in die Einheiten aufgenommen und erfuhren so eine möglichst vollständige militärische Sozialisation unter europäischer Ägide. Bereits dienende Sepoys zogen häufig Verwandte und Bekannte aus ihrer Region nach; die „jamadars“ gingen zusätzlich auf Rekrutierungsgänge, zu denen später auch europäische Offiziere und Ärzte hinzukamen. Für die Inder bestand die primäre Motivation, sich als Sepoys anwerben zu lassen, wohl in der – im Vergleich zu den Truppen der Moguln – etwas höheren, vor allem aber regelmäßigeren Besoldung, sowie in bisher ungekannten Angeboten wie einem Invalidenkorps oder einer Pension. Schließlich dürfte auch das hohe militärische Prestige der so spektakulär erfolgreichen Briten eine Rolle gespielt haben.

Um den neuen Einheiten ein einheitliches Äußeres zu verleihen, wurde ab etwa 1756 eine rote, an europäischen Vorbildern orientierte Uniformierung eingeführt<sup>56</sup>. Damit machte Gouverneur Pigot gewissermaßen eine Not zur Tugend und verwendete in Indien nicht zu vermarktendes rotes britisches „broadcloth“ zur Uniformierung der Sepoys und kürzte dafür gleichzeitig deren Sold<sup>57</sup>. Die Sepoys wurden somit zu hybriden Kampfverbänden, die sich im Verlauf des 18. Jahrhundert immer weiter den europäischen Idealen von Disziplin und Kampftechnik annäherten, gleichwohl von britischer Seite mit kontinuierlichen Misstrauen beobachtet wurde, welches eine vollständige Integration letztlich verhindern sollte. Im Vergleich zu den Kroaten und Kosaken ergeben sich bei den Sepoys einige markante Unterschiede. Ihre Sicherungsaufgaben versahen sie nicht an der Grenze des Mutterlandes ihrer Dienstherren, sondern in kolonialem Gebiet und ihr Arbeitgeber war zunächst nicht die Krone, sondern eine private Handelskompanie. Die Rekrutierungsmechanismen glichen sich jedoch in ihrem Rückgriff auf bestehende lokale Strukturen von Kriegsunternehmern und Stammesfürsten, und eine Am-

<sup>55</sup> Bryant, Indigenous Mercenaries (Anm. 49), 12 (mit Anm. 44).

<sup>56</sup> Vgl. die Abbildungen bei Wickremesekera, Best Black Troops (Anm. 46), 113, 119, 127.

<sup>57</sup> James P. Lawford, Britain's Army in India. From Its Origin to the Conquest of Bengal, London 1978, 172.

bivalenz von Sicherheit und Bedrohung war aus Sicht der britischen Arbeitgeber stets latent vorhanden. Schließlich zeigt sich an den „best black Troops in the World“, dass auch ein positiv wertendes „othering“ immer noch eine unüberwindbare ethnische Grenzziehung darstellte, die zur Stabilisierung europäischer militärischer Ordnungsvorstellungen beitrug<sup>58</sup>.

#### IV. Fazit

Ich fasse meine Ausführungen abschließend in fünf Punkten zusammen:

1. Die Strukturen frühneuzeitlicher Gewaltmärkte erfuhren im Zeitalter der stehenden Heere eine Dynamisierung durch koloniale Expansion, die Funktionsteilung innerhalb der Kriegsführung (Lineartaktik und kleiner Krieg) sowie die fiskalischen Notwendigkeiten kostengünstiger Rekrutierung. Denn bei allen vorgestellten Akteuren handelte es sich aus Perspektive der besoldenden Auftraggeber um vergleichsweise günstige Hilfstruppen. In Gestalt der Grenzer vereinigten sich dabei die Erfahrungshorizonte der europäischen Peripherie mit einer Anwerbungspraxis und Handlungsautonomie, die für die eigenen Landeskinder schwer zu legitimieren gewesen wäre.

2. Zu differenzieren ist die Begrifflichkeit des Söldnermarktes, denn ein Markt im modernen Sinne existierte nur bedingt bzw. in Abstufungen. Als „Einkäufer“ auf den Gewaltmärkten traten in den hier beschriebenen Beispielen Staaten auf, als Anbieter bzw. Subunternehmer meist Akteure von feudalen Clan- oder Stammesstrukturen. Obwohl sie in Fällen des Soldatenhandels selbst zu Anbietern wurden, hatten die im Prozess der Staatsbildung befindlichen europäischen Mächte dabei gewisse Schwierigkeiten marktförmige Strukturen in ihr Selbstbild zu integrieren bzw. die zunehmende disembeddedness der Märkte gegenüber den ständischen wie staatlichen Strukturen anzuerkennen<sup>59</sup>. Der Anspruch auf ein Gewaltmonopol konnte die Selbständigkeit von Gewaltmärkten intern kaum tolerieren, so dass vielfach auf deren Externalisierung zurückgegriffen werden musste.

3. Das Türstehher-Problem erfuhr damit eine ethnische Konnotation, welche Strukturprobleme auf bestimmte Fremdstereotype abzustellen

<sup>58</sup> Wickremesekera, Best Black Troops (Anm. 46), 180.

<sup>59</sup> Vgl. zur Frage der „embeddedness“ Mark Granovetter, Economic Action and Social Structure: the Problem of Embeddednes, in: The American Journal of Sociology 91 (1985), 481–510.

erlaubte. Man wollte nicht auf ethnische Gewaltgemeinschaften verzichten und sicherte sich durch die Betonung ihrer kulturellen Differenz vor Verantwortung. Wenn es zu Exzessen kam, wurden diese vermeintlich immer nur von irregulären Truppen verübt, deren Handlungen nicht direkt zu verantworten waren. So blieb die Autonomisierung von Gewaltakteuren und deren Privatisierung bzw. Ökonomisierung ebenso funktional wie sie bestimmte dysfunktionale Kräfte freisetzen konnten. Die Agenten der Sicherheit hatten ihren Preis.

4. Die soziale Dynamik der Alterität führte zu einer Abstufung in der Beschreibung der Grausamkeit der fremden Freitruppen. Je weiter entfernt die Herkunftsregion war, so könnte man zugespitzt formulieren, desto schlimmer war das Bild, das von ihnen gezeichnet wurde. Auch wenn etwa die französischen und preußischen Freitruppen im Reich zum Teil ebenfalls brutal verfuhrten und sozial als Gauner stigmatisiert waren, so kamen bei ihnen kaum Zweifel an grundsätzlicher Zivilisiertheit auf. Panduren, Kosaken und Kalmyken hingegen trugen ein scheinbar unüberwindbares ethnisches und nicht allein soziales Stigma.

5. Richtet man folglich mehr Aufmerksamkeit auf den kleinen Krieg und die europäische Expansion wird rasch klar, dass auch das 18. Jahrhundert ein Jahrhundert der Söldner war. Das galt zweifellos in gleichem Maß für die regulären Linientruppen, doch gerade die Existenz von Hilfstruppen und Grenzern ermöglichte es, neue symbolische Grenzziehungen vorzunehmen, welche den Söldnercharakter der stehenden Heere tendenziell verdeckten. Marktförmige und staatliche Strukturen wuchsen parallel, während deren jeweilige Legitimationsstrategien und Deutungsmuster hingegen immer mehr auseinandertraten. Von nun an schienen Söldner eine historisch überwundene Form zu sein, gleichsam das „andere“ einer verstaatlichten Kriegsführung zu verkörpern. Gegen Ende des 20. Jahrhunderts hat sich das Bild jedoch erneut gewandelt: Söldner scheinen im historischen Rückblick eher der Normalfall als die Ausnahme, der lineare Weg vom nicht-staatlichen Söldnerheer zum Staatsbürger in Uniform scheint sich als eine „historische Fiktion“ zu entpuppen<sup>60</sup>.

---

<sup>60</sup> Vgl. Hohrath, Soldiers (Anm. 8), 256.



### **III. Anreiz und Zwang: Söldner als Migranten**



# **Wer ging überhaupt und weshalb? Die Eidgenossenschaft als Söldnerlandschaft: das Beispiel von Luzern im späten 16. Jahrhundert**

Von *Benjamin Hitz*

Spätestens seit dem Soldbündnis mit Frankreich von 1521 war die Eidgenossenschaft ein reines Söldner-Rekrutierungsgebiet mit einer Ob rigkeit, die in den einzelnen Orten den Solddienst zu monopolisieren versuchte. Das Soldunternehmertum entstand als Geschäft der Eliten, eng verknüpft mit Pensionen. Diese Konstellation ist gut untersucht<sup>1</sup>. Die genannten Rahmenbedingungen prägten die eidgenössischen Orte als Söldnerlandschaften und Söldnermarkt stark. Indem die lokalen Eliten als Hauptleute die Werbung von Söldnern organisierten, wurde auch die Söldnernachfrage explizit gemacht und für potenzielle Söldner offensichtlich. Die Forschung ging entsprechend bis anhin davon aus, dass diese Nachfrage mindestens bis ins 17. Jahrhundert problemlos bedient werden konnte<sup>2</sup>. Wie aber war die Söldnerlandschaft aus Sicht der einfachen Söldner strukturiert? Um die Söldnerlandschaft zu untersuchen,

---

<sup>1</sup> U.A. Norbert Furrer et al. (Hrsg.), *Gente ferocissima. Solddienst und Gesellschaft in der Schweiz (15.–19. Jahrhundert)*, Zürich 1997; Christian Windler, „Ohne Geld keine Schweizer“. Pensionen und Söldnerrekrutierung auf den eidgenössischen Patronagemärkten, in: Nähe in der Ferne. Personale Verflechtung in den Aussenbeziehungen der Frühen Neuzeit, hrsg. v. Hillard von Thiessen/Christian Windler, Berlin 2005, 103–133; Urs Kälin, Salz, Sold und Pensionen. Zum Einfluss Frankreichs auf die politische Struktur der innerschweizerischen Landsgemeindedemokratien im 18. Jahrhundert, in: Der Geschichtsfreund 149 (1996), 105–124; Kurt Messmer, Zum Luzerner Patriziat im 16. Jahrhundert, in: Peter Hoppe/Kurt Messmer, Luzerner Patriziat. Sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Studien zur Entstehung und Entwicklung im 16. und 17. Jahrhundert, Luzern 1976, 31–214; Martin Körner, Solidarités financières suisses au XIV siècle, Lausanne 1980; Andreas Suter, Korruption oder Patronage? Außenbeziehungen zwischen Frankreich und der Alten Eidgenossenschaft als Beispiel (16. bis 18. Jahrhundert), in: Zeitschrift für Historische Forschung 37 (2010), 187–218; Viktor Ruckstuhl, Aufbruch wider die Türken. Ein ungewöhnlicher Solddienst am Ende des 17. Jahrhunderts. Mit besonderer Berücksichtigung Obwaldens und der Kompanie Schönenbüel, Zürich 1991.

<sup>2</sup> Hans Conrad Peyer, Die wirtschaftliche Bedeutung der fremden Dienste für die Schweiz vom 15. bis zum 18. Jahrhundert, in: Hans Conrad Peyer, Könige, Stadt und Kapital. Aufsätze zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Mittel-

lohnt es sich, die folgende Frage immer wieder neu zustellen: Wer ging überhaupt? Bei der Auseinandersetzung mit dieser Frage drängt sich eine zweite sofort auf: Weshalb ging man? Der Artikel geht diesen Fragen am Beispiel von Luzern nach und behält dabei in der Forschung verbreitete Argumentationsmuster für die Untersuchung von Motiven, Söldner zu werden, im Auge.

## I. Der Kanton Luzern als Söldnerlandschaft

### 1. Fallbeispiel: Rödel des mayenneschen Zuges 1589–1590

Die einzigen in Luzern erhaltenen Rödel (Mannschaftslisten) aus dem 16. Jahrhundert wurden nach dem Debakel des mayenneschen Feldzuges im Dienste der katholischen Liga in Frankreich erstellt. Die Truppe hatte im Frühling 1590 gegenüber Regimentern aus Solothurn und Freiburg kapitulieren müssen und kam unbezahlt und ohne Gepäck nach Hause<sup>3</sup>. Da Unruhen zu befürchten waren, forderte der Luzerner Rat von den Hauptleuten Listen ihrer Söldner ein. Fünf dieser ursprünglich sieben Rödel sind erhalten<sup>4</sup>. Es sind keine klassischen Rödel in dem Sinne, dass sie Abrechnungen über den Sold enthielten, haben aber den Vorteil, dass sie die Herkunft der Söldner angeben. So kann wenigstens für einen Feldzug eine fast vollständige Übersicht über die Verteilung der Söldner über Stadt und Landschaft Luzern sowie andere Gebiete gemacht werden. Zudem hatten die Hauptleute beim Erstellen dieser Listen kein Interesse, die Zahl der Söldner höher zu machen, als sie tatsächlich war, gab es doch dabei nicht mehr Geld zu verdienen<sup>5</sup>. Die Zuverlässigkeit der folgenden Aussagen wird aber dadurch geschwächt, dass nicht alle

alters, Zürich 1982, 219–231, hier 224; Gustav Allemann, Söldnerwerbungen im Kanton Solothurn von 1600–1723, Solothurn 1946, 62.

<sup>3</sup> Anton Philipp von Segesser, Ludwig Pfyffer und seine Zeit. Ein Stück französischer und Schweizer Geschichte im 16. Jh., 4 Bde., Bern 1880–1882, Bd. 4, 85.

<sup>4</sup> Staatsarchiv Luzern [StALU], Urk 253/4162, Urk 253/4163, Urk 253/4164, Urk 253/4165, Urk 253/4166.

<sup>5</sup> Das war eine übliche Art des Musterungsbetrugs. Zum Musterungsbetrug siehe Paul de Vallière, Treue und Ehre. Geschichte der Schweizer in fremden Diensten, Neuenburg 1912, 378; Hans Steffen, Die Kompanien Kaspar Jodok Stockalpers. Beispiel eines Soldunternehmens im 17. Jahrhundert, in: Blätter aus der Walliser Geschichte 16 (1975), 125–292, hier 170; bei den Landsknechten Reinhard Baumann, Landsknechte. Ihre Geschichte und Kultur vom späten Mittelalter bis zum Dreissigjährigen Krieg, München 1994, 72–79; Reinhard Baumann, Das Söldnerwesen im 16. Jahrhundert im bayrischen und süddeutschen Beispiel. Eine gesellschaftsgeschichtliche Untersuchung, München 1977, 125.

Rödel erhalten sind und auch nur drei der fünf Rödel wirklich die ganzen Kompanien inklusive aller Nicht-Luzerner aufführen.

Der Sollbestand der Kompanien scheint bei 200 Mann gelegen zu haben, zumindest sind die vollständigen Rödel in der Nähe dieser Zahl (zwischen 192 und 207 Personen). Total fand ich pro Kompanie zwischen 78 und 130 Personen aus der Nähe von Luzern. Um die Kompanien zu ergänzen, wurde in zwei zugewandten Orten der Eidgenossenschaft – beide katholischer Konfession – gezielt um Leute geworben, nämlich im Fürstbistum Basel und in Rottweil.

Bei den über 100 genannten Söldnern aus dem Fürstbistum Basel ist wenig sicher, woher sie tatsächlich stammten. Bei vielen fehlt eine weitere Ortsangabe, andere stammten gemäss der Angabe wirklich aus dem Gebiet, etwa das knappe Dutzend, bei dem Pruntrut als Ortsangabe steht. „Heini Burett aus Burgund“ war aber kaum ein Eidgenosse<sup>6</sup>, ebensowenig die drei Söldner aus Blumberg (Florimont in Frankreich), das allerdings nur wenige Kilometer von der Grenze entfernt liegt<sup>7</sup>. Auch bei den Rottweilern liegen zum Teil Ortsangaben vor. Und hier bestätigt sich der Verdacht, dass Süddeutsche in grosser Zahl darunter waren. Ein paar Beispiele von Distanzen sollen dies untermaalen: Söldner aus Ingolstadt waren 220 km, solche aus Reutlingen 60 km, aus Scherzingen 70 km, aus Heitersheim 80 km, aus Krummbach 130 km, aus Welendingen 5 km, aus Weil am Rhein (bei Basel) 95 km von Rottweil entfernt. Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass diese Personen nach einer Migrationsbewegung in Rottweil ansässig waren. Dies erscheint mir aber wenig wahrscheinlich. Wo die Söldner übrigens tatsächlich angeworben wurden, ist leider nicht zu eruieren.

Zwei Kompanien konnten so ihren Bestand um total 137 auf je gut 200 Personen erweitern, ohne formal gegen den Grundsatz zu verstossen, nur aus Eidgenossen zu bestehen – sofern man zugewandte Orte als solche definierte<sup>8</sup>. Tatsächlich aber führte diese Werbung unter eidgenössischem Deckmantel dazu, dass ein grosser Teil der Söldner keineswegs Eidgenossen waren. Eine dritte Kompanie warb vor allem in eidgenössischen Untertanengebieten rund 106 Personen, mit einem Schwerpunkt in den Gebieten des heutigen Aargaus. Unter diesen waren auch vereinzelte Personen aus dem süddeutschen Raum anzutreffen. Die folgende Tabelle

<sup>6</sup> StALU, Urk 253/4166.

<sup>7</sup> StALU, Urk 253/4165.

<sup>8</sup> Im 16. Jahrhundert war es üblich, dass eidgenössische Soldtruppen „kein andre nattion dann schwytzer“ umfassen durften (hier ein Beispiel aus dem Dienst für den französischen König von 1570, StALU, Akt A1 F1 Sch. 38).

zeigt die durchschnittliche Verteilung der Söldner in den drei Kompanien, deren Angaben vollständig sind.

*Tabelle 1*  
**Herkunft der Söldner aus den  
drei vollständigen Kompanien**

Herkunft der Söldner	
Luzern Stadt	11.8 %
Luzern Landschaft	36.9 %
Freiamt	4.2 %
Andere	44.4 %
Unklar	2.7 %

Es wird ersichtlich, dass nur knapp die Hälfte der Söldner tatsächlich Luzerner waren. Alle Hauptleute, deren Kompaniezusammensetzung bekannt ist, mussten in mehr oder weniger starkem Ausmass ausserhalb von Luzern werben. Die vielen Fremden in den eidgenössischen Truppen waren durchaus ein Thema. Ein päpstlicher Gesandter schrieb 1591 anlässlich eines erneuten, vom Papst finanzierten Aufbruchs für die Liga in Frankreich an Luzern, er habe festgestellt, dass die Hauptleute „vill landzknecht unnder ire fedin annemen“<sup>9</sup>. Der Wahrnehmung der Truppe als eidgenössisch tat dies grundsätzlich keinen Abbruch. Da gewisse Nationen mehr Prestige hatten und deshalb auch besser bezahlt wurden, sprach aus der Sicht des Söldners einiges dafür, die Nationszugehörigkeit zumindest nicht zu verneinen: Weshalb nicht Schweizer sein, wenn man damit mehr verdient<sup>10</sup>? Die Eigenschaft, eidgenössisch zu sein, diente als „Markenzeichen“<sup>11</sup> und wurde von den nichteidgenössischen Söldnern offenbar problemlos übernommen. Die eidgenössische Söldnerlandschaft hörte also nicht an den Grenzen eines Ortes auf und auch nicht an den Grenzen der Eidgenossenschaft. Ob die Nicht-Luzerner aber zuerst Luzerner Gebiet aufsuchen mussten, der Markt sich also auf dieses Ge-

<sup>9</sup> StALU, Akt A1 F1 Sch. 31. Die Reaktion darauf ist nicht bekannt.

<sup>10</sup> Siehe dazu Beispiele aus dem Spätmittelalter bei *Kelly DeVries*, Medieval Mercenaries. Methodology, Definitions, and Problems, in: Mercenaries and Paid Men. The Mercenary Identity in the Middle Ages, hrsg. v. John France, Leiden 2008, 43–60, hier 56.

<sup>11</sup> *Claudius Sieber-Lehmann*, Spätmittelalterlicher Nationalismus. Die Burgunderkriege am Oberrhein und in der Eidgenossenschaft, Göttingen 1995, 344.

biet beschränkte, ist nicht abschliessend zu beantworten. Es scheint allerdings eher nicht der Fall gewesen zu sein.

Im Folgenden soll die Rekrutierung in Luzern selbst genauer untersucht werden. Die Zahl der im Gebiet von Luzern geworbenen Söldner gilt es in Bezug zu setzen zum Reservoir an potentiellen Söldnern, das heisst der männlichen, waffenfähigen Bevölkerung von Stadt und Landschaft Luzern. Als Vergleichsbasis habe ich einen Auszugsrödel von 1595 herbeigezogen. Der Auszugsrödel ist eine Art Mobilisierungsplan für den Fall eines Angriffs, der festlegt, wer aus der Stadt und wie viele Leute aus den Landvogteien die Luzerner Armee bildeten<sup>12</sup>. Für den folgenden Vergleich gilt die Grundannahme, dass der Auszug einigermassen proportional zur waffenfähigen Bevölkerung der Landvogteien gebildet werden sollte. Im Durchschnitt entsprachen die Luzerner Söldner der fünf bekannten Kompanien 26 %<sup>13</sup> der Anzahl Aufgebotener des ersten Auszugs<sup>14</sup>. An diesem Durchschnittswert sind die Anteile in den verschiedenen Vogteien zu messen. Die Schwankungsbreite ist dabei sehr gross, sie geht von 14.3 % in Malters und Littau bis zu 128.6 % in Sursee, der politisch einflussreichsten Kleinstadt nach Luzern. Auch Luzern war stark übervertreten: Die genannten Stadtluzerner in vier Kompanien entsprechen 52 % der Luzerner im ersten Auszugsrödel, hochgerechnet auf sieben Kompanien liegt der Wert bei rund 90 %. Der hohe Anteil von Luzernern lässt sich mindestens teilweise mit der Tatsache erklären, dass die Amtsleute fast ausschliesslich aus der Stadt stammten. Der Rödel der Kompanie Haas/von Mettenwyl ist in dieser Hinsicht bezeichnend: Unter der Überschrift „Lucern Statt“ wurden zuerst die Amtsleute, dann die Spielleute, die Trabanten und schliesslich die einfachen Söldner aufgezählt. Beim genaueren Hinschauen fällt auf, dass zwar alle Amtsleute, aber nur ein Teil der Spielleute und Trabanten tatsächlich aus der Stadt stammten. Trotzdem wurden diese Kategorien wie selbstverständlich als zur Stadt gehörig aufgezählt. Es gab neben den Amtsleuten durchaus auch einfache Söldner aus der Stadt<sup>15</sup>. Die folgende Karte zeigt die

<sup>12</sup> Segesser, Pfyffer (Anm. 3), Bd. 1, 126 ff.

<sup>13</sup> Bei einer Kompanie fehlen die Stadtluzerner, weshalb hier eine Schätzung vorgenommen wurde (Durchschnitt der anderen Kompanien).

<sup>14</sup> Ein Vergleich der namentlich bekannten Luzerner ergab, dass nur sechs Personen auf beiden Rödeln aufgeführt waren. Es sind also keine Vergleiche von Personen, sondern nur von der Anzahl Personen aus einer Region, die hier angestellt werden.

<sup>15</sup> Somit bestätigt sich die mit Daten aus dem 18. Jahrhundert belegte Aussage von Rudolf Bolzern, In Solddiensten, in: Bauern und Patrizier. Stadt und Land Luzern im Ancien Régime, bearb. v. Silvio Bucher, Luzern 1986, 30–42, hier 35, das Patriziat der Stadt stelle die Hauptleute, die Landschaft die Soldaten, fürs späte 16. Jahrhundert nur bedingt.



Abb. 1: Vergleich zwischen Auszugsrödel und Kompanierödel des mayenneschen Feldzuges (es fehlen die Angaben zu Wiken und Knutwil)

Über- beziehungsweise Untervertretung der Landvogteien: Je dunkler die quer schraffierte Fläche, desto höher ist das Verhältnis von Söldnern des mayenneschen Zuges zum Auszugsrödel, je dunkler die längs schraffierte Fläche, desto tiefer.

Auffällig ist die Übervertretung der Städte und des Mittellandes. Die voralpinen Regionen (vor allem das Entlebuch), die in der Literatur als

klassisches Söldnerreservoir beschrieben wurden, sind schwach untervertreten<sup>16</sup>. Um die Stadt Luzern herum gibt es eine Art Gürtel von dienstunwilligen Landvogteien, die am stärksten untervertreten sind<sup>17</sup>. Was sagt nun diese Karte über die Söldnerlandschaft Luzern? Wir können einen Bezug herstellen zwischen strukturellen Eigenschaften der Gebiete und der Werbung. Als Kriterien bieten sich die landwirtschaftliche Produktionsstruktur sowie die Nähe zur Stadt Luzern als Zentrum des Söldnermarktes an. Die schwarze Linie auf der Karte zeigt die Grenze zwischen der Dreizelgenwirtschaft, die im Norden des Kantons vorherrschte, und dem Gebiet des sogenannten Feldgrasbaus, in welchem nur ein Drittel des Bodens gepflügt wurde und der Rest als Weide und zum Heuen genutzt wurde. Die einzelnen Betriebe waren in dieser Region unabhängiger, die Landwirtschaft insgesamt schwächer reglementiert<sup>18</sup>. Diese sogenannten Hirtengebiete sind nun aber tendenziell untervertreten, die Auswertung stützt folglich die These der Hirtenkrieger, die aufgrund der weniger intensiven Vieh- und Weidewirtschaft mehr zeitliche Ressourcen für Solddienst hätten, nicht; ganz im Gegenteil<sup>19</sup>. Die

<sup>16</sup> Peter Bickle, Friede und Verfassung. Voraussetzungen und Folgen der Eidgenossenschaft von 1291, in: Innerschweiz und frühe Eidgenossenschaft. Jubiläumschrift 700 Jahre Eidgenossenschaft, hrsg. v. Historischen Verein der fünf Orte, Olten 1990, Bd. 1, 13–202, hier 59, zitiert insbesondere Wackernagel, Schaufelberger, Wolfram und Rumpel. Siehe auch Hans Conrad Peyer, Wollgewerbe, Viehzucht, Solddienst und Bevölkerungsentwicklung in Stadt und Landschaft Freiburg i. Ue. vom 14. bis 16. Jh., in: Agrarisches Nebengewerbe und Formen der Reagrarisierung im Spätmittelalter und 19./20. Jahrhundert, hrsg. v. Hermann Kellenbenz, Stuttgart 1975, 79–95, hier 94. Noch 1981 schrieb John Casparis, dass vor allem alpine Hirtengebiete das grösste Söldnerreservoir bildeten, während Städte und Mittelland schwächer vertreten waren: John Casparis, The Swiss Mercenary System: A Labor Emigration from the Semiperiphery, in: Review: A Journal of the Fernand Braudel Center 5 (1981), 593–642, hier 610–613.

<sup>17</sup> Ein ähnliches Muster, also geringe militärische Emigration aus stadtnahen Ortschaften (bei gleichzeitig starker militärischer Emigration aus den Städten selbst), beobachtet Lucienne Hubler, Emigration civile et émigration militaire à travers le recensement bernois de 1764, in: Furrer et al., Gente ferocissima (Anm. 1), 233–252, hier 240–241 für den Kanton Bern im 18. Jahrhundert.

<sup>18</sup> Anne-Marie Dubler, Geschichte der Luzerner Wirtschaft. Volk, Staat und Wirtschaft im Wandel der Jahrhunderte, Luzern 1983, 73–80; Hans Wicki, Bevölkerung und Wirtschaft des Kantons Luzern im 18. Jahrhundert, Luzern 1979, 126; sowie Anton Gössi, Das Werden des mordernen Staates, Luzern 1550–1650, in: Renaissancemalerei in Luzern 1560–1650, Luzern 1986, 13–31, hier 24–25. Die Grenze ist anhand der Karte in Dubler, Geschichte (Anm. 18), 77, eingezeichnet. Nicht eingetragen ist die Grenze zur Alpwirtschaft, die im Napfgebiet und im Entlebuch vorherrschte.

<sup>19</sup> Zur Vorstellung, dass die Berggebiete aufgrund ihrer Wirtschaftsform grundsätzlich einen Bevölkerungsüberschuss hatten: Baumann, Landsknechte (Anm. 5), 24; Casparis, Mercenary System (Anm. 16), 603; Thomas Antonietti, Die

Übereinstimmung ist so frappant, dass die Vermutung naheliegt, die Dreizelgenwirtschaft schaffe die beste Voraussetzung für eine hohe temporäre Emigration<sup>20</sup>. Die vorliegende Auswertung stützt somit die These von Jon Mathieu, dass die Umstellung auf Viehwirtschaft nicht zwingend die Abkehr von intensiver Landwirtschaft bedeutete<sup>21</sup>. Ein ähnliches Resultat auf einer breiteren Datenbasis erhält Jean Steinauer für den Kanton Freiburg im 18. Jahrhundert. Er stellt fest, dass die Regionen in Freiburg ungefähr proportional zur Bevölkerungsgrösse vertreten waren, die erwartete Überrepräsentation der Gebirgsregionen also nicht beobachtet werden kann<sup>22</sup>. Zudem stellt er fest, dass sich die soziale Struktur des Kantons mit ihrer Hierarchie im fremden Dienst wiederholt: je näher beim Zentrum, desto höher der militärischen Grad, je weiter weg von der Hauptstadt, desto dichter die Rekrutierung von Kanonenfutter<sup>23</sup>.

## *2. Auf der Suche nach Motiven: Antworten auf struktureller Ebene*

Mit der oben gewählten Betrachtungsweise (Vergleich zwischen Strukturmerkmalen und Werbeerfolg) werden strukturelle Faktoren als Motiv für die Dienstnahme angenommen. Solche Argumente finden wir in der

Handlanger des Krieges und ihre noblen Unternehmer. Eine ethnographische Betrachtung der Walliser Solddienste im 18. und 19. Jahrhundert, in: Valais d'émigration. Auswanderungsland Wallis, hrsg. v. Thomas Antonietti/Marie Claude Morand, Sitten 1991, 27ff, hier 28. Die Klischees von den alpinen Hirtenkriegern und vom Export von unverdauten Arbeitskräften sind auch gemäss *Urs Kälin*, Die fremden Dienste in gesellschaftsgeschichtlicher Perspektive. Das Innerschweizer Militärunternehmertum im 18. Jahrhundert, in: Furrer et al., Gente ferocissima (Anm. 1), 279–287, hier 280 zu überdenken.

<sup>20</sup> *Dubler*, Geschichte (Anm. 18), 85, bestätigt dies indirekt: Mit wachsender Bevölkerung wirkte sich der Flurzwang gemäss Dubler in den Gebieten mit Dreizelgenwirtschaft immer nachteiliger aus.

<sup>21</sup> „Auch die Herausbildung des sogenannten ‚Hirtenlandes‘ konnte mit anderen Worten eine Form der Agrarintensivierung sein (was die aufklärerisch-romantische Bezeichnung, welche nur den pastoralen Teilaспект anspricht, von vornherein ausblendet).“ *Jon Mathieu*, Geschichte der Alpen 1500–1900. Umwelt, Entwicklung, Gesellschaft, Wien 1998, 64.

<sup>22</sup> *Jean Steinauer*, Patriciens, fromagers, mercenaires. L'émigration fribourgeoise sous l'Ancien Régime, Lausanne 2000, 40. Für den Zürcher Solddienst gegen Ende des 18. Jahrhunderts stellte übrigens *Walter Bührer*, Der Zürcher Solddienst des 18. Jahrhunderts. Sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Aspekte, Bern/Frankfurt a.M. 1977, 52 fest, dass Gebiete mit vorherrschendem Ackerbau sich bezüglich Solddienstauswanderung kaum von solchen mit starker Textilindustrie unterschieden.

<sup>23</sup> *Steinauer*, Patriciens (Anm. 22), 44.

Solddienstforschung vor allem seit den 1970er-Jahren. Viele Arbeiten zum Solddienst nennen Bevölkerungsdruck und schlechte Verdienstmöglichkeiten im Land als strukturelle Gründe für den Solddienst<sup>24</sup>. Auch in den Quellen finden sich Spuren dieser Vorstellung: Eine Delegation, die den französischen König zur Bezahlung von Soldrückständen bewegen sollte, erhielt 1581 eine Instruktion, in der die „rüche [Rauheit] unnsers lanndts, unnd ville des volchs“ als Gründe für mangelnden Reichtum und somit implizit als Gründe für den Solddienst genannt wurden<sup>25</sup>. Die Vorstellung, der Solddienst biete ein „Überdruckventil“ für die zu zahlreiche Bevölkerung, war den Zeitgenossen durchaus geläufig. Das 16. Jahrhundert zeichnete sich ausserdem durch ein starkes Bevölkerungswachstum aus<sup>26</sup>. Die These des Bevölkerungsdrucks wurde erst im 18. Jahrhundert von den Aufklärern in Frage gestellt, die nun den wirtschaftlichen Schaden durch die Emigration höher einschätzten<sup>27</sup>. Markus Mattmüller verneint allerdings in seiner Arbeit zur Bevölkerungsgeschichte der Schweiz einen allzu direkten Zusammenhang zwischen Solddienst und Bevölkerungsentwicklung<sup>28</sup>. Da „man erträglich lebte

<sup>24</sup> In jüngerer Zeit *Jean-René Bory*, Die Geschichte der Fremdendienste. Vom Konzil von Basel (1444) bis zum westfälischen Frieden (1648), Neuchâtel-Paris 1980, 115–116; *Werner Meyer*, Eidgenössischer Solddienst und Wirtschaftsverhältnisse im schweizerischen Alpenraum um 1500, in: Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit, hrsg. v. Stefan Kroll/Kersten Krüger, Münster 2000, 23 ff, hier 27; *Baumann*, Landsknechte (Anm. 5), 68; *Peter Burschel*, Söldner im Nordwestdeutschland des 16. und 17. Jahrhunderts. Sozialgeschichtliche Studien, Göttingen 1994, 98; *Casparis*, Mercenary System (Anm. 16), 610; *Heribert Küng*, Glanz und Elend der Söldner. Appenzeller, Graubündner, Liechtensteiner, St. Galler und Vorarlberger in fremden Diensten vom 15. bis zum 19. Jahrhundert, Disentis 1993, 15; mit Vorbehalten *Bührer*, Zürcher Solddienst (Anm. 22), 9. *Küng*, Glanz (Anm. 24), 14–15 nennt vor allem Armut und Überbevölkerung; *Meyer*, Solddienst (Anm. 24), 34: „Wenn wir die individuelle Motivation, in fremde Dienste zu treten, ökonomisch definieren wollen, ist wohl weniger die Aussicht auf eine zukunftssichernde Vermögensbildung als vielmehr die Möglichkeit, für eine bestimmte Zeit den Lebensunterhalt im Kriegshandwerk fristen zu können anstatt zu Hause Hunger leiden zu müssen, als Triebfeder anzunehmen“.

<sup>25</sup> StALU, Akt A1 F1 Sch. 21.

<sup>26</sup> *Peyer*, Bedeutung (Anm. 2), 224, sah im Bevölkerungswachstum des 16. Jahrhunderts den Grund, dass das Angebot an Söldnern die Nachfrage übertraf, „ganz besonders während der alle paar Jahre wiederkehrenden Teuerungen“. Auf Seite 230 nennt er explizit die Überbevölkerung der Schweiz, deren Volkswirtschaft durch die Auswanderung von Söldnern entlastet wurde.

<sup>27</sup> Zusammenfassend *Rudolf Bolzern*, The Swiss Foreign Service and Bernese Reform Politics in the Late Eighteenth Century, in: History of European Ideas 33 (2007), 463–475.

<sup>28</sup> *Markus Mattmüller*, Bevölkerungsgeschichte der Schweiz. Teil 1: die frühe Neuzeit 1500–1700, Bd. 1, Basel/Frankfurt a.M. 1987, 330. *Jon Mathieu*, Bevölkerungsdichte, Städtedichte und Migration: die „fabrique d’hommes“ neu besie-

und nicht durch endemischen Hunger bedroht wurde“, lässt sich die These des Bevölkerungsdruckes nur in Krisenzeiten aufrecht erhalten<sup>29</sup>. Die Zeit des mayeneschen Feldzuges um 1590 war eine solche, die sich durch grosse Teuerung insbesondere des Getreidepreises auszeichnete. Wenn aufgrund der ökonomischen Krisenlage mehr Männer um Solddienstmöglichkeiten nachsuchten, hätte dies die Werbung der Hauptleute vereinfacht. Trotzdem zeigte die Auswertung der Rödel dieses Zuges, dass die Luzerner Hauptleute ihre Kompanien nur zur Hälfte aus Luzernern bilden konnten. Allzu gross war der Bevölkerungsdruck also nicht!

Ausser dem Bevölkerungsdruck wurden noch andere strukturelle Faktoren genannt, welche den Solddienst begünstigen. Neben der Chance auf sozialen Aufstieg steht dabei das Entkommen der Beschränkungen in einem ständisch organisierten Gemeinwesen (und somit eine relative Selbstverwirklichung) im Zentrum<sup>30</sup>. In ähnlicher Art strukturell bedingt ist der Solddienst von nachgeborenen Bauernsöhnen, also solchen, die vom Erbe ausgeschlossen waren und deshalb in der Landwirtschaft kein Auskommen fanden<sup>31</sup>. Trotz der Betonung anderer Faktoren stellen viele Autoren die finanziellen Aspekte in den Vordergrund, ohne sie genauer belegen zu können: „Wie ein roter Faden geht jedoch durch alle, dass man Geld verdienen musste oder Geld verdienen wollte“<sup>32</sup>. In den Quellen ist die Armut als Motiv nur im Einzelfall und damit individuell fassbar. Ein Söldner, der wider Verbot bei fremden Hauptleuten in Solo-

tigt, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 49 (1999), 126–131, hier 128 weist darauf hin, dass angesichts des starken Bevölkerungswachstums der Ressourcenmangel ab 1500 kaum als „entscheidender Grund für die um sich greifende Auswanderung“ gelten kann.

<sup>29</sup> *Mattmüller*, Bevölkerungsgeschichte (Anm. 28), 331. *Bührer*, Zürcher Solddienst (Anm. 22), 31 bestätigt den Zusammenhang zwischen Krise und erfolgreicher Werbung für die 1690er-Jahre, ebenso *Steffen*, Kompanien (Anm. 5), 234–235 an einem Beispiel aus dem Krisenjahr 1641. Dazu auch *Rudolf Bolzern*, Solddienst im 17. und 18. Jahrhundert. „Es werden etlichen die Hosen zytteren“, in: Alltag in der Schweiz seit 1300, hrsg. v. Bernhard Schneider, Zürich 1991, 159 ff., hier 164 und *Bolzern*, In Solddiensten (Anm. 15), 40.

<sup>30</sup> *Küng*, Glanz (Anm. 24), 18.

<sup>31</sup> *Baumann*, Söldnerwesen (Anm. 5), 84–85; *Arnold Esch*, Alltag der Entscheidung, Bern/Stuttgart/Wien 1998, 269–270; *Baumann*, Landsknechte (Anm. 5), 68.

<sup>32</sup> *Steffen*, Kompanien (Anm. 5), 238. Auch Bucher sieht als Motive vor allem die existenzielle Not: Arbeitslosigkeit, Geldknappheit, Armut. *Silvio Bucher*, Bevölkerung und Wirtschaft des Amtes Entlebuch im 18. Jahrhundert, Luzern/München 1974, 122. Dazu meint Disch in seiner Untersuchung der Engelberger Söldner: „Existenznot als Motiv für die Dienstnahme lässt sich in den meisten Fällen nicht belegen“. *Nicolas Disch*, „Lust am Krieg“?: Sozial- und Kulturgeschichte des alpinen Soldwesens am Beispiel der Freien Herrschaft Engelberg 1600–1800, in: *Titlisgrüsse* 93 (2007), 42–52, hier 48.

thurn Dienst nehmen wollte und ins Gefängnis kam, gab an: „Alls er us dem delphinatischen zug heimb khommen unnd allda ein grosse thuwerung gewesen er och dheinen meister unnd in summa gar nüt zu werchen finden khönnden, do er us grossem hunger und mangell, gezwungen worden in krieg zezüchen“<sup>33</sup>. Hier wurde die wirtschaftliche Krisensituation, die sich in der Teuerung äusserte, als zentraler Grund genannt<sup>34</sup>. Wenn die Armut das Hauptmotiv für den Solddienst war, so müsste außerhalb der bekannten Einzelfälle ein Zusammenhang zwischen der Wirtschaftslage und dem Werbungserfolg ersichtlich sein. Um die Wende zum 18. Jahrhundert konnte für Zürich ein solcher teilweise festgestellt werden<sup>35</sup>. Fürs 16. Jahrhundert lässt sich die Frage wegen der schlechten Quellenlage über die Werbung und die tatsächlich aufbrechenden Söldner nicht beantworten. Einen Zusammenhang zwischen Konjunktur/Armut und dem Willen, Aufbrüche zu bewilligen, konnte ich in der Politik der Luzerner Obrigkeit nicht feststellen.

Das Problem der strukturellen Sichtweise ist, dass sie oft zu grobmaschig ist. Die eingefärbten Flächen im von mir vorgestellten Fallbeispiel stellen eben nur eine weitläufige Rahmenbedingung dar, nicht aber die konkrete Situation des Aufbruchs. Solche bediente sich oft lokaler Netzwerke. Ein aktueller Ansatz der Migrationsforschung betont persönliche Netzwerke als wichtige Voraussetzung zur Migration<sup>36</sup>. Ich versuchte solche in den Rödeln des mayenneschen Zuges festzustellen. Die erste Schwierigkeit dabei ist, dass wir nicht erwarten können, Korrespondenzen der Söldner, zu zudem nur zeitweilig migrierten, zu finden, um solche Netzwerke feststellen zu können. Suchen einzelne Söldner selbst in ihrem Bekanntenkreis nach potenziellen Dienstkameraden<sup>37</sup>? Netzwerke könnten sich dadurch manifestieren, dass auffällig viele Männer aus dem gleichen Dorf kamen, während andere Dörfer (in der Nähe) gar nicht vertreten waren. Wenn diese Männer dann noch den gleichen Nachnamen hatten, sind auch verwandtschaftliche Beziehungen nicht auszuschließen.

<sup>33</sup> StALU, Cod. 4465, fol. 227r.

<sup>34</sup> Zu Rezession und Teuerung nach 1570 Dubler, Geschichte (Anm. 18), 38, 80; Martin Körner, Glaubensspaltung und Wirtschaftssolidarität (1515–1648), in: Geschichte der Schweiz – und der Schweizer, Bd. 2, 7–96, hier 31.

<sup>35</sup> Bührer, Zürcher Solddienst (Anm. 22), 31.

<sup>36</sup> Hubler, Emigration (Anm. 17), 242.

<sup>37</sup> So z.B. Kaspar Meyer von Willisau, der 1592 aussagte, „dz er sampt seinem nachvollgenden Mitspanen och zuo ime Houptmann Sonnenberg dingen wöllen“, StALU, Akt 113/1971. Steinauer, Patriciens (Anm. 22), 23 beschreibt die Werbesituation in St.-Aubin, wo es „filières de recrutement“ gab. Vgl. auch Esch, Alltag (Anm. 31), 259: Die „Initiative eines einzigen tätigen Mannes, der voranging“, konnte eine grosse Anzahl Söldner in einer Region zum Aufbruch bewegen.

sen. Solddienst war vielleicht auch Familientradition<sup>38</sup>. In einer Kompanie stammten von zehn Söldnern aus der Vogtei Ruswil ganze sechs aus Grosswangen, von 29 Söldnern aus der Vogtei Willisau sechs aus Pfaffnau. In einer anderen Kompanie stammten von 18 Söldnern aus der gleichen Vogtei zehn aus Schötz. Von diesen zehn wiederum hiessen vier Zingg (in den anderen genannten Fällen waren die Nachnamen alle verschieden). Auch in anderen Kompanien gab es ähnliche Fälle von Konzentration des Werbungserfolges auf einzelne Dörfer. So umfasste eine Kompanie in der Landschaft Luzern aus neun Dörfern je eine Person, aus neun Dörfern zwei oder drei Personen und aus fünf Dörfern vier und mehr Personen. Genauso wie es offenbar Gruppen von Söldnern gab, die sich schon vorher kannten und den Beschluss, sich anwerben zu lassen, möglicherweise gemeinsam fällten, gab es auch Einzelpersonen, die Dienst nahmen und vermutlich in der Kompanie kaum andere Leute kannten. Ich habe mich hier auf horizontale Netze beschränkt, natürlich müsste man auch vertikal strukturierte Werbenetzwerke untersuchen<sup>39</sup>.

## II. Armut und andere Motive

### 1. Fallbeispiel: Die Luzerner Armenliste von 1590

Anlässlich der Reform des Armenwesens<sup>40</sup> wurden in der Stadt Luzern im Frühling 1590 sämtliche Almosenempfänger und -empfängerinnen mit Angaben zur Person (Alter, Herkunft, Beschäftigung, Kinder) und dem Grund für die Bedürftigkeit in einer Liste erfasst<sup>41</sup>. Diese umfasste 231 Gesuchsteller oder rund 600 Personen, also 15 % der Bevölkerung. Es

<sup>38</sup> Siehe *Disch*, Lust am Krieg (Anm. 32), 51, für Engelberg im 18. Jahrhundert. In einer Liste der Söldner, die in Luzerner Sterbebücher eingetragen waren, finden sich gleich drei Söldner mit Namen Ineichen, die 1587 in Frankreich starben. Alle stammten aus dem gleichen Dorf (Inwil). *Joseph Schürmann-Roth*, Militärpersonen und Söldner in Luzerner Sterbebüchern 1585–1858, Luzern 1988, 86.

<sup>39</sup> Siehe dazu insbesondere *Ulrich Pfister*, Politischer Klientelismus in der früh-neuzeitlichen Schweiz, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 42 (1992), 28–68, hier 46–51. Im vorliegenden Fall wurde versucht, einen Zusammenhang zwischen der Funktion als Landvogt von Hauptleuten und deren Werbeerfolg in der entsprechenden Vogtei herzustellen. Es gab offenbar keinen solchen Zusammenhang, einzelne Beispiele liessen gar auf das Gegenteil schliessen. Andere vertikale Netze konnten nicht untersucht werden.

<sup>40</sup> Siehe dazu *Stefan Jäggi*, Das Luzerner Armenwesen in der frühen Neuzeit, in: Von der Barmherzigkeit zur Sozialversicherung: Umbrüche und Kontinuitäten vom Spätmittelalter bis zum 20. Jahrhundert, hrsg. v. Hans-Jörg Gilomen, Zürich 2002, 105–115.

<sup>41</sup> StALU, Cod. 5145, *passim*.

waren vor allem (ältere) Frauen, meist mit Kindern, die aufgeführt wurden<sup>42</sup>. In 55 Einträgen der Liste, also einem knappen Viertel, waren Ehemänner oder Söhne mit der Bemerkung „im Krieg“ oder ähnlich vermerkt<sup>43</sup>. Die so erfassten Söldner lassen sich in vier Kategorien einteilen: Die erste und mit 26 Fällen grösste Gruppe bildeten die aktuell im Kriegsdienst abwesenden Männer der betroffenen Frauen, die sich und meist noch Kinder allein durchbringen mussten. In 17 Fällen handelte es sich um Witwen von im Kriegsdienst verstorbenen Söldnern, ebenfalls oft mit Kindern. Neun arme Frauen hatten Söhne im Kriegsdienst. Diese Fälle werden in der folgenden Auswertung nicht berücksichtigt. Nur gerade in drei Fällen war von ehemaligen Söldnern, die nicht mehr arbeiten konnten, die Rede. Da zum Zeitpunkt der Erstellung der Liste die Truppen im Dienste der Liga in Frankreich unterwegs waren (siehe oben), bietet sich ein Vergleich an. Maximal 23 Söldner, die als im Krieg abwesend vermerkt waren, konnten in diesem Feldzug dabei sein<sup>44</sup>. Das ist weniger als ein Sechstel der geschätzten 150 Luzerner dieses Feldzuges<sup>45</sup>. Die folgende Auswertung kann deshalb nur Aussagen über eine Teilgruppe, mithin eine kleine Minderheit, der städtischen Söldner machen<sup>46</sup>. Alleinstehende Söldner und solche, deren Frauen sich und ihre Kinder selbst versorgen konnten, erscheinen in der Liste logischerweise nicht. Dass so wenige ehemalige Söldner auftauchten, kann auch daran liegen,

<sup>42</sup> Jäggi, Armenwesen (Anm. 40), 112.

<sup>43</sup> Ich danke Herrn Dr. Stefan Jäggi für den Hinweis und die Identifikation der betreffenden Einträge. Ob mehr Frauen Söldnerwitwen waren oder deren Männer im Kriegsdienst abwesend waren, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Die stereotype Verwendung des Ausdrucks „ist im krieg“ lässt darauf schliessen, dass der Solddienst grundsätzlich erwähnt wurde und deshalb nur wenige Ausnahmen zu erwarten sind.

<sup>44</sup> Bei drei Söldnern ist der Einsatzort angegeben, sie dienten in den Garden von Lyon (StALU, Cod. 5145, fol. 120v) und Dijon (StALU, Cod. 5145, fol. 78r, 122v). Nur bei einem ist der Hauptmann namentlich genannt, es ist Balthasar Pfyffer, er war Hauptmann im mayenneschen Zug (StALU, Cod. 5145, fol. 38r). Sechs weitere konnten mittels Rödel des mayenneschen Zuges relativ sicher identifiziert werden. Es können durchaus noch mehr dieser Söldner in verschiedenen Garden dienen, die Zahl von 23 Söldnern im mayenneschen Feldzug ist ein Maximum und vermutlich eher zu hoch angesetzt.

<sup>45</sup> In vier Kompanien wurden 87 Luzerner gezählt, hochgerechnet auf sieben Kompanien macht das rund 150. StALU, Urk 253/4162, Urk 253/4163, Urk 253/4164, Urk 253/4166.

<sup>46</sup> Dass in der Stadt nicht nur Arme Dienst nahmen, war auch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts so, wie Wolfgang Dobras, Bürger als Krieger. Zur Reisläuferproblematik in der Reichsstadt Konstanz während der Reformationszeit 1519–1548, in: Vermischtes zur neueren Sozial-, Bevölkerungs-, und Wirtschaftsgeschichte des Bodenseeraumes, hrsg. v. Frank Göttmann, Konstanz 1990, 232–264, hier 241 für Konstanz zeigt.

dass von ihnen erwartet wurde, dass sie sich wieder ins Arbeitsleben einfügten, weshalb sie vielleicht nicht erfasst wurden<sup>47</sup>.

Die Armenliste liefert eine grosse Dichte an Informationen über soziale und wirtschaftliche Umstände der einzelnen von Armut betroffenen Personen. Wir erfahren etwas über das Alter, die Unterkunft, Einkommensmöglichkeiten, Kinder, Krankheiten und Gebrechen. Es sind also durchaus individuelle Situationen der Söldner, die erkenntlich werden. Das Motiv der einzelnen Söldner, Solddienst zu nehmen, erschliesst sich allerdings nicht: Die Annahme, das die Armut diese Familienväter zum Solddienst bewegt habe, wäre nicht individuell, sondern strukturell argumentiert. Ziehen sich Armut und Solddienst an? Die Antwort lautet ja: es sind ja einige Söldnerfamilien fassbar, allerdings waren viele Luzerner Söldnern nicht arm, und viele Arme hatten mit dem Solddienst nichts zu tun. Weil die Quelle aber eine Gruppe von Söldner fassen lässt, die wir vielleicht nicht erwarten würden, gehe ich trotzdem auf diese faszinierende Quelle ein.

*Zum Alter:* Die daheimgebliebenen Frauen der in fremden Diensten stehenden Söldner waren zwischen 26 und 60 Jahren alt, das Durchschnittsalter lag bei knapp 39 Jahren. Das Alter der Söldner wurde leider nicht systematisch erfasst, die wenigen Angaben schwanken zwischen 22 und 50 Jahren. Fast alle dieser Söldner (80 %) hatten Kinder, der Durchschnitt lag bei 2.5 Kindern. Es handelte sich also bei diesen Söldnern mehrheitlich um „gestandene“ Familienväter<sup>48</sup>.

*Zu Herkunft und Aufenthaltstatus:* Nur gerade 18 % der abwesenden und verstorbenen Söldner stammten aus der Stadt Luzern und waren Bürger. 51 % stammten aus der Landschaft, 23 % aus der übrigen Eidgenossenschaft und 8 % von ausserhalb der Eidgenossenschaft.

*Zu Beruf und Auskommen:* Die Söldnerfrauen gaben als Arbeit oft Spinnen, Waschen, Holztragen und andere niedere Arbeiten an, einige hatten eine Vergangenheit als Bedienstete. Bemerkungen über Krankheiten, lahme Glieder und Gebrechlichkeit sind relativ häufig und erklären die Bedürftigkeit der Frauen, die nicht für sich und die Kinder sorgen konnten. Leider fehlen bei den Söldnern die Berufsangaben weitgehend, nur 17 sind einigermassen sicher einem Beruf zuzuordnen. Unter diesen hat es neben drei Taunern (also Tagelöhnnern), zwei Weinbauern und zwei Knechten auch neun Handwerker (drei Tischler und je ein Köhler, Maurer, Pfister, Schuhmacher, Steinmetz und Zimmermann).

<sup>47</sup> Siehe Armenordnung von 1590, StALU, Cod. 5150, fol. 36rf.

<sup>48</sup> Vor allem wenn man davon ausgeht, dass die Männer in den meisten Fällen etwas älter waren als die Frauen. Es gab auch Väter, die mit ihren Söhnen Dienst leisteten, wie der Fall von Peter Jans belegt, der 1570 mit zwei Söhnen in Frankreich war. StALU, RP 30, fol. 44r.

*Der Almosenentscheid:* Nicht allen bedürftigen Söldnerfrauen wurde ein Beitrag aus dem Almosenfonds gutgesprochen. Fast 40 % der Frauen von aktuell abwesenden Söldnern erhielten kein Almosen, sondern wurden auf die Heimkehr des Mannes vertröstet. Wie sich diese Familien durch den Alltag brachten, wissen wir nicht: Hatten sie ein genügend grosses Einkommen oder bettelten sie einfach? Wer Almosen erhielt, wurde oft aufgefordert, das Betteln zu unterlassen. Etwas besser standen die Söldnerwitwen da, von denen nur 18 % keine Almosen erhielten. Diese gehörten offenbar mehr als die Frauen abwesender Söldner zu den „verschämten Armen“, die unverschuldet in die Armut abgerutscht waren<sup>49</sup>.

In der Almosenliste erscheint folglich eine Gruppe von Söldnern, die meist zugezogen waren, Familien hatten und schon etwas älter waren. Einige mögen keine alternative Subsistenzmöglichkeit gehabt haben, andere hingegen hätten als Handwerksgesellen wohl sonstwie ihr Leben bestreiten können. Die Gruppe ist sicher nicht repräsentativ für die Schweizer Truppen im fremden Dienst, aber sie zeigt auf, dass das Spektrum an Dienstwilligen gross war und sich keineswegs nur auf Burschen zwischen Adoleszenz und Heiratsfähigkeit beschränkte<sup>50</sup>, wie mit der Idee der Burschenschaften, die zu Söldnerheeren wurden, wiederholt behauptet wurde<sup>51</sup>. Es ist durchaus vorstellbar, dass auch Männer aus besser gestellten Schichten, die in Bezug auf Alter und Familiensituation ähnlich dastanden, regelmässig Dienst nahmen<sup>52</sup>. Der kleine Anteil von armen Söldnern an den städtischen Söldnern insgesamt (siehe oben) weist dar-

<sup>49</sup> Katharina Simon-Muscheid, Die Dinge im Schnittpunkt sozialer Beziehungsnetze. Reden und Objekte im Alltag (Oberrhein, 14. bis 16. Jahrhundert), Göttingen 2004, 211.

<sup>50</sup> Nicolas Disch beschreibt die Engelberger Söldner vor allem des 18. Jahrhunderts als lebenszyklische Soldaten: *Disch*, Lust am Krieg (Anm. 32), 49–50. Ähnlich scheint auch die Situation der Entlebucher Söldner nach 1750 gewesen zu sein. *Bucher*, Bevölkerung [Anm. 32], 124. Antonietti, Handlanger (Anm. 19), 30 beschreibt dasselbe für Walliser Söldner des 18. und 19. Jahrhunderts.

<sup>51</sup> Walter Schaufelberger, Der alte Schweizer und sein Krieg. Studien zur Kriegsführung, vornehmlich im 15. Jahrhundert, Zürich 1966 [1. Auflage 1952], 50 und 70 („Die Vermutung ist wohl erlaubt, dass das Hauptgewicht der Kriegsleistung demnach auf den abenteuernden Knabenschaften und Jungmännerbünden und auf allen ruhelosen, unzufriedenen, ja asozialen Elementen aus minderem Volke lastete, dass in ihnen die eigentliche Kriegerkaste zu erkennen sein, welche die Kriege unserer Alten zu Hauptsache bestritt“), in jüngerer Zeit Hermann Römer, Herrschaft, Reislauf und Verbotspolitik. Beobachtungen zum rechtlichen Alltag der Zürcher Solddienstbekämpfung im 16. Jahrhundert, Zürich 1995, 214.

<sup>52</sup> Vgl. dazu für die Zeit um 1500 Bruno Koch, Kronenfresser und deutsche Franzosen. Zur Sozialgeschichte der Reisläuferei aus Bern, Solothurn und Biel zur Zeit der Mailänderkriege, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 46 (1996), 151–184.

auf hin, dass der Solddienst auch am Ende des 16. Jahrhunderts keineswegs ein Unterschichtsphänomen war. Inwiefern schlussendlich die Armut Beweggrund oder Zwang (mangels Alternativen) der Männer zum Solddienst war, lässt sich nicht beurteilen. Sicher ist hingegen, dass der Solddienst für viele Daheimgebliebenen zum Armutsrisiko wurde und der Export der Armut somit nicht gelang.

## 2. Auf der Suche nach Motiven: Antworten auf individueller Ebene

Mit der Armenliste wurde Armut als mögliches, auf der Ebene des Individuums angesiedeltes Motiv für den Solddienst fassbar. Solche wurden in der Forschung immer wieder untersucht. Arnold Esch, der die Befragung von Reisläufern wider Verbot analysierte, vertritt die Suche nach individuellen Motiven, indem er den Entschluss, Solddienst zu nehmen, als „die persönliche Entscheidung eines Augenblicks“ bezeichnet<sup>53</sup>. Arnold Esch postuliert in Bezug auf die Italienfeldzüge um 1500 eine „ungeheure Sogwirkung des Krieges“, die Leute aus ihrem Alltag hinaustreten liess „in eine grössere Welt, deren Versuchungen sie wie in einem Rausch erlagen“<sup>54</sup>. Die dabei erkenntliche Abenteuerlust bestand auch darin, sich „im Kriege zu versuchen“<sup>55</sup>. Die ältere Literatur beschreibt immer wieder eine unbestimmte Lust des Schweizers zum Krieg. Bekannt ist dazu vor allem Walter Schaufelberger mit dem Konzept der „Feldsucht“. Es sei „Lust am Krieg“ vorhanden, meldete der Engelberger Abt im 18. Jahrhundert jeweils den Hauptleuten, wenn sich eine Gruppe Kriegswilliger gefunden hatte<sup>56</sup>.

Dieser Abenteuerlust nahe war die Hoffnung auf reiche Beute, die als Motivation allenfalls wichtiger sein konnte als die Soldzahlung: „Und zum Lohn gesellte sich als willkommene Ergänzung die Beute“<sup>57</sup>. Walter Schaufelberger sah die Beute gar als einziges Motiv der Feldsucht<sup>58</sup>. He-

<sup>53</sup> Esch, Alltag (Anm. 31), 268.

<sup>54</sup> Esch, Alltag (Anm. 31), 252.

<sup>55</sup> Brage *Bei der Wieden*, Niederdeutsche Söldner vor dem Dreissigjährigen Krieg. Geistige und mentale Grenzen eines sozialen Raums, in: Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, hrsg. v. Bernhard R. Kroener/Ralf Pröve, Paderborn 1996, 85–107, hier 89.

<sup>56</sup> Disch, Lust am Krieg (Anm. 32), 52.

<sup>57</sup> Richard Feller, Bündnisse und Söldnerdienst 1515–1798, in: Schweizer Kriegsgeschichte, hrsg. v. Markus Feldmann/H. G. Wirz, Bern 1915–1935, Heft 6 (1916), 5–60, hier 27. Siehe auch Allemann, Söldnerwerbungen (Anm. 2), 100; Frank Tallett, War and Society in Early Modern Europe, 1495–1715, London 1992, 49.

<sup>58</sup> Schaufelberger, Schweizer (Anm. 51), 168.

ribert Küng, der die Söldner der Ostschweiz untersuchte, beschrieb Beute als wichtigen Bestandteil des Soldes im 16. Jahrhundert<sup>59</sup>.

Neben der verlockenden Aussicht auf Sold, Beute und Abenteuer, die in den Quellen kaum fassbar wird, sind auf individueller Ebene immer wieder auch Zwänge festzustellen. Quellenwirksam werden gewisse (Einzel-) Fälle von Söldnern, die wegen Schulden, Straftaten oder sonstigen Schwierigkeiten mit der Obrigkeit in Konflikt kamen und für die der Solddienst ein willkommener Ausweg war<sup>60</sup>. Ein Luzerner namens Benedikt Klaus zum Beispiel war 1589 mit netto über 100 Gulden verschuldet und kam „syner liederlichen husshaltung halb“ in Gefangenschaft. Er wurde kurz darauf wieder freigelassen mit dem Hinweis, er solle „under einen eerlichen houptman dingen“<sup>61</sup>. Viktor Ruckstuhl untersuchte detailreich eine Obwaldner Kompanie im Morea-Feldzug von 1688–1691 und stellte dabei fest, dass sehr wohl Verschuldete Dienst nahmen (8 von 105 Obwaldnern hatten finanzielle Schwierigkeiten), die meisten aber schuldenfrei in den Krieg zogen<sup>62</sup>. Auch andere Probleme lassen sich nur vereinzelt feststellen. Persönliche Gründe wie Konflikte mit der Frau oder dem Vater erwähnt Arnold Esch<sup>63</sup>. Etwas genauer erfahren wir die Motive etwa im Fall von Hans Kurmann, der 1598, nachdem er mehrere Kinder verloren hatte und seine Frau erkrankt war, Dienst nahm, „wyl er den grossen kosten mit syner hus frowen nit erschwingen möge“<sup>64</sup>. Offenbar war er deswegen verschuldet. Spannend dabei ist seine Suche nach alternativen Erwerbsmöglichkeiten. Der Versuch, sich als Hutmacher durchzubringen, scheiterte. Als nächstes wollte er Pferde nach Mailand treiben helfen, sah aber davon ab, denn es „sye gschrei kommen es sye krieg vorhanden“, er zog also den Kriegsdienst vor<sup>65</sup>. Hier wird ersichtlich, dass die Dienstnahme eben auch sehr stark von der Nachfrage nach Söldnern abhing. Übrigens wurde Kurmann nach der Rückkehr als Deserteur befragt (deshalb kennen wir seinen Fall überhaupt) und gab in der üblichen Gnadenformel am Ende des Verhörprotokolls an, er wolle wieder mit seiner Frau „hushalten, bis das es ein anderen krieg gebe, darzwüschen ime schwär syn werde sich zuerhalten und so grossen kosten mit syner husfrowen zetragen, wyl er kein

<sup>59</sup> Küng, Glanz (Anm. 24), 38.

<sup>60</sup> Solche Einzelfälle auch bei Bolzern, Solddienst (Anm. 29), 164.

<sup>61</sup> StALU, Cod. 4465, fol. 303r.

<sup>62</sup> Acht von maximal 105 Obwaldnern der Kompanie Schönenbüel waren in finanziellen Schwierigkeiten. *Ruckstuhl*, Aufbruch (Anm. 1), 152. Zur Rolle von Schulden bei der Werbung von Walliser Söldner im 18. und 19. Jahrhundert siehe Antonietti, Handlanger (Anm. 19), 30.

<sup>63</sup> Esch, Alltag (Anm. 31), 167.

<sup>64</sup> StALU, Cod. 4480, fol. 179v.

<sup>65</sup> StALU, Cod. 4480, fol. 179v.

handwerck könne und sonst kein handtierung habe sich zuerhalten“<sup>66</sup>. Für Kurmann waren offenbar die Kriegsdiensteinsätze die einzige Möglichkeit, vorübergehend seinem Elend zu entfliehen<sup>67</sup>!

Stärker wurde der Zwang übrigens im 17. und 18. Jahrhundert, als den Werbern gestattet wurde, Bettler zu jagen und ihre Kompanien so aufzufüllen<sup>68</sup>. Auf Zwang gehe ich aber hier nicht ein, weil die Quellenlage nahelegt, dass im 16. Jahrhundert Zwangswerbungen nicht in grossem Umfang stattfanden<sup>69</sup>.

Wer wegen Straftaten in den Solddienst gedrängt wurde, versuchte durch den Kriegsdienst Strafen rückgängig zu machen<sup>70</sup>. Obwohl es also im Solddienst immer wieder Verschuldete und Kleinkriminelle gab, gilt auch für Luzern im 16. Jahrhundert, was Ruckstuhl feststellt: Nur wenige der Soldaten tauchten vor dem Feldzug in Gerichtsprotokollen auf, obwohl damals viele Händel vor Gericht kamen. Das bedeutet, dass die grosse Mehrheit der Soldaten „unbescholtene Männer“ waren<sup>71</sup>. Nur eine kleine Gruppe war folglich mehr oder weniger gezwungen, Dienst zu nehmen. Ob für die anderen gilt, was Ruckstuhl vermutet, nämlich dass viele wohl eher unterbeschäftigt und am Rande des Existenzminimums waren, lässt sich nicht belegen.

<sup>66</sup> StALU, Cod. 4480, fol. 180r. Zur Filterfunktion von Schreibern bei Verhören, insbesondere in den Gnadenformeln, siehe *Gerd Schwerhoff*, Aktenkundig und gerichtsnotorisch. Einführung in die historische Kriminalitätsforschung, Tübingen 1999, 64.

<sup>67</sup> *Meyer*, Solddienst (Anm. 24), 34, erachtet diese Situation, in der Solddienst nicht der Vermögensbildung, sondern der vorübergehenden Existenzsicherung diente, als typisch für die ökonomische Motivation zum Solddienst.

<sup>68</sup> *Ruckstuhl*, Aufbruch (Anm. 1), 147; *Hermann Suter*, Innerschweizerisches Militär-Unternehmertum im 18. Jahrhundert, Zürich 1971, 126.

<sup>69</sup> „Bis Ende des 17. Jahrhunderts liess sich die Nachfrage nach Söldnern meistens mühelos und ohne Beeinträchtigung des übrigen Arbeitsmarktes befriedigen“, *Peyer*, Bedeutung (Anm. 2), 224. *Allemann*, Söldnerwerbungen (Anm. 2), 142 ff., beschreibt nicht direkt Zwang, sondern Tricksereien und betrügerisches Vorgehen der Werber, setzt dies aber erst im späten 17. Jahrhundert an; allgemein zu Zwangswerbungen *Burschel*, Söldner (Anm. 24), 96.

<sup>70</sup> Siehe dazu *Schaufelberger*, Schweizer (Anm. 51), 147; *Ruckstuhl*, Aufbruch (Anm. 1), 159 (aufgehobenes Trinkverbot) und 161 (für die Dauer des Dienstes aufgehobene Ehr- und Wehrlosigkeit).

<sup>71</sup> *Ruckstuhl*, Aufbruch (Anm. 1), 147–154. Für *Baumann*, Söldnerwesen (Anm. 5), 89 waren die meisten Söldner eben keine „Söldnertypen“, d.h. Kriminelle oder Flüchtlinge.

### III. Fazit

Beide Erklärungsversuche – die Suche nach individuellen Motiven und die Erklärung mittels ökonomischer und demographischer Strukturen – sind unbefriedigend. Im ersten Fall können die Motive nur im Einzelfall – der oft ein Ausnahmefall ist – geklärt werden, für die allermeisten Söldner allerdings nicht. Am wenigsten fassbar ist dabei das Gewinnstreben, die Aussicht auf guten Sold und reiche Beute. Die strukturellen Rahmenbedingungen hingegen können individuelle Unterschiede – also schlussendlich die Frage, weshalb Person X aufbrach, Person Y in ähnlicher Situation aber nicht – nicht aufklären, zudem sind die vorgebrachten Argumente wie Bevölkerungsdruck und materielle Armut in der Forschung nicht unbestritten. Welche Auswege bieten sich dem Forscher da an? Neben den oben erwähnten personellen Netzwerken, die bei der Werbung wohl eine grosse Rolle gespielt haben, scheinen sich mir zwei Perspektiven aufzutun, die bisher wohl zu wenig beachtet wurden: Die Nachfrageseite sowie die Betrachtung des Solddienstes als Arbeitsmigration.

Es herrschte wie eingangs erwähnt eine grosse Nachfrage nach Söldnern, welche die Einwohner von Stadt und Landschaft Luzern in Form der Werbebemühungen der Luzerner Hauptleute direkt zu spüren bekamen. Wie stark diese Rahmenbedingung den Söldnern einen Anreiz bot, wäre noch zu erforschen. Es ist unmöglich, quasi kontrafaktisch zu beurteilen, wie viele Luzerner ohne einheimische Werbung auf eigene Faust nach Dienstmöglichkeiten gesucht hätten. Das Warten auf Dienstmöglichkeiten hingegen lässt sich erfassen: Das „Geschrey“ (d.h. Gerücht), es werde Krieg geführt, wurde von den Söldnern selbst als wichtiger Moment beschrieben<sup>72</sup>. Das lässt den Solddienst in Luzern als ein sehr stark nachfragegesteuertes Phänomen erscheinen, womit die persönlichen (oder auch strukturellen) Motive der Söldner etwas in den Hintergrund rücken, die Untersuchung des obrigkeitlich geförderten Söldnermarktes hingegen in den Vordergrund.

Unterstützt wird diese Sichtweise, wenn wir den Solddienst als Arbeitsmigration, das heisst als Beruf betrachten. Für Anton Philipp von Segesser war dies selbstverständlich: Indem „nach den Burgunderkriegen der fremde Kriegsdienst ein Erwerbszweig, ein Beruf wurde, an dem so zu sagen das ganze Volk sich beteiligte, bildete sich eine immer zahl-

---

<sup>72</sup> Siehe etwa die Bitte von drei Türkenkriegern, die 1574 in Luzern um einen Zehrpfennig baten, „biss etwan ein gutt geschrey khompt“, StALU, Akt A1 F1 Sch. 143.

reicher werdende Klasse von Berufssoldaten“<sup>73</sup>. Paul de Vallière sah das noch expliziter:

„Vor der französischen Revolution war der Kriegsdienst für andere Nationen ebensogut eine Erwerbsquelle wie für die Schweizer. [...] Jeder Beruf ist seines Lohnes wert, und diesen Lohn anzunehmen, hat nichts Entehrendes. Und sein Sold muss dem Soldaten werden; darnach heisst er, und nichts Entwürdigendes liegt darin“<sup>74</sup>.

Auch wenn die Tätigkeit des Söldners keineswegs verklärt werden soll und die Eidgenossenschaft sicher kein Volk von Kriegern war, trifft diese Ansicht in gewissen Aspekten bestimmt zu. Es gab Söldner, die immer wieder im Krieg waren und deren Beruf als Soldat bezeichnet werden kann<sup>75</sup>. Da die Feldzüge jedoch von kurzer Dauer waren, war der Solddienst für diese (mit wenigen Ausnahmen) noch kein eigentlicher Beruf, sondern „saisonally bedingt“<sup>76</sup>. Mit längeren Kriegseinsätzen und schliesslich der Bildung von stehenden Regimentern verschob sich dies. Für Fritz Redlich waren die Söldner „skilled or at least semi-skilled laborers“, also mindestens halb-qualifizierte Arbeitskräfte<sup>77</sup>. Wenn der Solddienst zum Beruf oder – auch im späten 16. Jahrhundert durchaus noch vorkommend – mindestens zur saisonalen Beschäftigung wird, verliert auch das Problem der Motive für den Solddienst etwas an Schärfe. Der Solddienst wird zu einer Alternative unter anderen; mit ähnlichem Interesse könnte man auch nach den Motiven fragen, ein Handwerk zu erlernen. Die temporäre Migration des Solddienstes ähnelt der im 15. und 16. Jahrhundert sehr verbreiteten Gesellenwanderung, die zu hoher Mobilität führte<sup>78</sup>. Der Solddienst kann somit auch als Arbeitsmigration mit erhöhtem Risiko betrachtet werden<sup>79</sup>.

---

<sup>73</sup> Segesser, Pfyffer (Anm. 3), Bd. 1, 123. Dazu auch McCormack: „The army was regarded as a profession, not a poorhouse.“ John McCormack, One Million Mercenaries. Swiss Soldiers in the Armies of the World, London 1993, 79.

<sup>74</sup> Vallière, Treue (Anm. 5), 11.

<sup>75</sup> Solche kamen auch in der Armenliste von 1590 vor (z.B. StALU, Cod. 5145, fol. 38r). Siehe auch Koch, Kronenfresser (Anm. 52), 170 und passim.

<sup>76</sup> Dobras, Bürger als Krieger (Anm. 46), 240.

<sup>77</sup> Fritz Redlich, The German Military Enterpriser and his Work Force. A Study in European Economic and Social History, 2 Bde., 1964–1965, Bd. 1, 219.

<sup>78</sup> Martin Körner, Zur eidgenössischen Solddienst- und Pensionendebatte im 16. Jahrhundert, in: Furrer et al., Gente ferocissima (Anm. 1), 193–203, hier 200. Gleicher Meinung ist Meyer, Solddienst (Anm. 24), 28. Die Luzerner Handwerker selbst unternahmen allerdings zumindest im 15. Jahrhundert kaum Gesellenwanderungen, Anne-Marie Dubler, Zur „Reiselust“ der Handwerksgesellen in Luzern/Schweiz, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte und Landeskunde 18 (1991/1992), 65–76, hier 73. An deren Stelle trat der Solddienst.

<sup>79</sup> Vgl. Burschel, Söldner (Anm. 24), 170.

# **„Sye sollten des handelß mussig sein [...] und betrachten daß sye burger werent“. Loyalitätskonflikte und Identitätsbrüche bei oberdeutschen Fußsoldnern des frühen 16. Jahrhunderts**

Von Stefan Xenakis

Söldnerlandschaften stellen ein spezifisches Angebot, gleichsam eine „Handelsmarke“ für Söldnermärkte bereit. Der folgende Aufsatz wird einige Schlaglichter auf die Entstehung dieses Angebots in der Söldnerlandschaft Oberdeutschland werfen. Im frühen 16. Jahrhundert etablierte es sich unter der Marke „Landsknecht“ in größerem Umfang, und zwar zunächst als Identitätsangebot für Fußsoldner, die aus höchst heterogenen Umfeldern stammten. Der Zweck dieses Beitrags ist, einen Blick auf die zu jener Zeit äußerst pluralen Identitäten von Söldnern zu ermöglichen und einige der oft konfliktreichen Wege nachzuzeichnen, auf denen sie sich in ihre Verbände einfügten.

Die jeweils angestammten Umfelder der Fußknechte wirkten, wie zu zeigen sein wird, durchaus noch in die Heere hinein. Nicht zuletzt weist darauf das in der Überschrift verwendete Zitat hin<sup>1</sup>, das sich nicht auf Mitglieder eines Zunftaufgebots sondern auf frei geworbene Knechte bezieht. Doch erfuhren diese Bindungen durch häufige Loyalitätskonflikte eine zunehmende Erosion. Diese Konflikte begünstigten damit, so die These dieses Aufsatzes, die Ausbreitung einer relativ einheitlichen, eben der landsknechtischen, Söldneridentität.

## **I. Loyalitätskonflikte – Landau an der Isar, 1504**

Am 2. Juli des Jahres 1504, im Verlauf des Landshuter Erbfolgekriegs, bot sich den Hauptleuten und Kriegsräten des Schwäbischen Bundes vor Landau an der Isar ein äußerst beunruhigender Anblick. Gerade noch hatten sie die Stadt nach langer Belagerung kampflos eingenommen. Nun aber stand ihnen ihr gesamtes Fußvolk in Schlachtordnung gegen-

---

<sup>1</sup> Staatsarchiv Augsburg [StA Augsburg], Reichsstadt Nördlingen MüB 908, Nr. 5, Schreiben von Ulrich Strauß an Bürgermeister und Rat der Stadt Nördlingen, 9. Juli 1504.

über und forderte unerhörterweise<sup>2</sup> Sturmsold. Die Kriegsräte versuchten in ihrer misslichen Lage, zumindest die Knechte aus ihren jeweiligen Heimatstädten zum Aufgeben zu bewegen. Dies hatte aber keinen bleibenden Erfolg. Zunächst sah es so aus, als könnte die militärische Obrigkeit die Situation zu ihren Gunsten wenden. So schreibt der Nürnberger Kriegsrat Wolfgang Haller an seine dortigen Ratskollegen, er habe wenigstens den Nürnberger Fußknechten die Zusage abgerungen, aus den Reihen der Meuterer<sup>3</sup> abzuziehen. Doch als dann 100 bis 150 von ihnen tatsächlich versucht hätten zu gehen, habe sich aus den Reihen der übrigen Meuterer einer nach dem anderen gelöst und sei den Abweichlern entgegen getreten, so dass sie zum Bleiben gezwungen gewesen seien<sup>4</sup>.

Was war der Auslöser für dieses Verhalten? Warum zeigten sich einige Knechte konziliant, warum verhinderten andere eine Einigung? Die Antwort auf die Frage, wie es zu dieser Konfrontation kommen konnte, soll im ersten Schritt ein wenig Licht darauf werfen, was die Identität, hier verstanden als Selbstzuschreibung, von Fußsoldnern im frühen 16. Jahrhundert ausmachte. Die weitere Untersuchung der Meuterei wird aufzeigen, welchen Verschiebungen diese Identität unterliegen konnte.

Vier Tage vor den eben geschilderten Ereignissen, am 28. Juni, hatte das Bundesheer Landau sturmreif geschossen. Die dortige Besatzung floh in der Nacht auf den 30. Juni, eine Stunde vor Mitternacht, und mit ihr die gesamte männliche Bevölkerung<sup>5</sup>. Es kam weder zu einer Schlacht noch zu einer Erstürmung der Stadt, das Bundesheer zog am nächsten Morgen kampflos ein und fand nur noch Frauen und Kinder, Alte und

<sup>2</sup> „Unerhört“ ist in diesem Fall auch im zeitgenössischen Sinn als „unbekannt“ zu verstehen. Laut einem Schreiben des Nürnberger Kriegsrats Wolfgang Haller war die Zahlung von Sturmsolden 1504, außer in den Niederlanden, noch unüblich. Vgl. Staatsarchiv Nürnberg [StA Nürnberg], Rst. Nürnberg, A-Laden A83, Nr. 7, s.p., Wolfgang Haller [an Bürgermeister und Rat der Stadt Nürnberg], 28. Juni 1504.

<sup>3</sup> Der Begriff der Meuterei wird hier aufgrund seiner Geläufigkeit verwendet, obwohl er als, noch dazu sehr weit definierter, Herrschaftsbegriff nicht unproblematisch ist. Allerdings wurde er auch von Söldnern benutzt, so dass sein Gebrauch gerechtfertigt erscheint. Zur Diskussion vgl. Peter Burschel, Söldner im Nordwestdeutschland des 16. und 17. Jahrhunderts, Göttingen 1994, 196; Reinhard Baumann, Landsknechte. Ihre Geschichte und Kultur vom späten Mittelalter bis zum Dreißigjährigen Krieg, München 1994, 109–112; Cornelis J. Lammers, Strikes and Mutinies: A Comparative Study of Organizational Conflicts between Rulers and Ruled, in: Administrative Science Quarterly 14 (1969), 558–572.

<sup>4</sup> Vgl. StA Nürnberg, Rst. Nürnberg, A-Laden A83, Nr. 7, s.p., Wolfgang Haller [an Bürgermeister und Rat der Stadt Nürnberg], Konzept 1504.

<sup>5</sup> Vgl. StA Nürnberg, Rst. Nürnberg, Rep. 61a, Briefbücher des inneren Rats, Nr. 52, p. 158, 1504.

Kranke vor<sup>6</sup>. Das Fußvolk hatte aber die ganze Nacht lang in Schlachtordnung vor der Stadt warten müssen, um ein befürchtetes Entsatzheer der gegnerischen, pfälzischen Partei abzufangen. Die Söldner fühlten sich dadurch an der Ehre gepackt – oder zumindest ihre Wortführer<sup>7</sup>. jedenfalls war dies ihr Argument während der Verhandlungen, die am Morgen des 3. Juli begannen<sup>8</sup>.

Markgraf Friedrich von Brandenburg und weitere Verhandlungsführer stellten den Abgeordneten der Fußknechte alle in Landau erbeuteten Güter in Aussicht, dazu auch das dort erbeutete Getreide – bzw. dessen Gegenwert von mehr als 3000 Gulden. Das Angebot verfing aber nicht. Der Ulmer Kriegsrat Matthäus Neithardt schreibt, die Vertreter der Knechte hätten weder mit der Beute noch mit dem Getreide etwas zu tun haben wollen. Sie hätten auch gesagt, sie wüssten nicht einmal, wie sie dieses Angebot den Anderen vermitteln sollten. Stattdessen hätten sie folgendes Argument ins Feld geführt:

„[...] sy hetten fil lieber die statt mit dem stürm erobertt und die ritter und knecht, dero fil in gutter anzal und die Behümb [=Böhmen], die all uf viii<sup>9</sup> starck gewesen sind, gefangen oder sunst behaltn, und ain sach geton, daß man von den landßknechtten hette fil und redlich<sup>10</sup> gesagt haben müssen<sup>11</sup>. Man habe aber sy auß der stat schympflich kommen laussen. Uf das hat sich die sach so lang verzogen, daß gemain knecht in die trinck<sup>12</sup> kommen sind, daß man mit inen nit hat mer handlen wellen“<sup>13</sup>.

<sup>6</sup> Vgl. StA Augsburg, Reichsstadt Nördlingen MüB 908, Nr. 5, Schreiben von Ulrich Strauß an Bürgermeister und Rat der Stadt Nördlingen, 9. Juli 1504; Stadtarchiv Ulm, A[1073], Nr. 100.

<sup>7</sup> Es handelte sich, genauer gesagt, um einen von der Gemeine gewählten Ausschuss. Vgl. Stadtarchiv Ulm, A[1073], Nr. 137, 1504.

<sup>8</sup> Vgl. Stadtarchiv Ulm, A[1073], Nr. 137, 1504.

<sup>9</sup> Wahrscheinlich als „900“ zu lesen.

<sup>10</sup> In der Bedeutung von tüchtig oder ehrenhaft. Vgl. Jakob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, online: [woerterbuchnetz.de](http://woerterbuchnetz.de), Lemma „redlich“, Abs. 3 u. 4 [Zugriff: 12.6.2013].

<sup>11</sup> Gestützt werden diese Angaben durch die Chronik Augustin Köllners, der zufolge das Fußvolk, als es in der Nacht vor der Stadt Landau wartete, verlangte, der fliehenden Stadtbesatzung nachsetzen zu dürfen. In dieser Besatzung hätten sich dem Bericht nach auch einige Personen von hohem Rang befunden. Vgl. *Augustin Köllner*, Der Landshuter Erbfolgekrieg nach dem Tode Georgs des Reichen. Abdruck aus dem 2. und 3. Heft der Verhandlungen des historischen Vereins für Niederbayern, Landshut 1847, 71. <http://opacplus.bsb-muenchen.de/search?oclcno=162608907> [Zugriff: 20.7.2012].

<sup>12</sup> Trinkel: Wörtlich Schelle oder Kuhglocke, abgeleitet davon wahrscheinlich: Schall, schlechter Ruf, Gerede. Vgl. Grimm, Wörterbuch (Anm. 10), Lemma „Trinkel, f.“, Abs. 2.

<sup>13</sup> Stadtarchiv Ulm, A[1073], Nr. 137. Zitate werden, abgesehen von der dort verlangten zeilengetreuen Wiedergabe, gemäß der Transskriptionsrichtlinie der Ar-

Blickt man auf die gesamte Situation, von der entgangenen Erstürmung bis zur Meuterei, werden unterschiedliche Bindungen sichtbar: einmal die noch in ihrem städtischen Umfeld verwurzelten Fußsoldner, auf die Wolfgang Haller zu Beginn einzuwirken versuchte und die, hätten die anderen Knechte es ihnen gestattet, ihrer Obrigkeit gefolgt wären; andererseits die Identifikation des Gesamtverbandes mit der zu Beginn des 16. Jahrhunderts in den Quellen nur sehr selten erwähnten Landsknechtsidee durch die Verhandlungsführer, mit entsprechenden Ehrimplikationen und einem Verweis auf das verlorene Renommee auf dem Söldnermarkt.

Es geht also um Identitäten, die – wie hier ansatzweise deutlich wird und später weiter ausgeführt werden soll – nicht fest gefügt waren und sich auch nicht im Rahmen von Traditionen langsam, gleichsam im ruhigen Fahrwasser der Geschichte, entwickelten. Stattdessen wurden sie ebenso von erzwungenen Übergängen und Brüchen im Verlauf hochdynamischer Vorgänge geprägt.

## II. Rekrutierungsbasis

Wer waren nun diese Leute, deren Bindungen in den Kriegen des frühen 16. Jahrhunderts vor einer solchen Zerreißprobe standen? Woher stammten sie? Der Forschungsstand ermöglicht mittlerweile einen Überblick über die Herkunftsorte und an einigen Stellen auch einige Eindrücke über die sozialen Milieus, aus denen sie sich rekrutierten. Ergänzend zu Reinhard Baumanns einschlägigen Forschungen<sup>14</sup> wurden im Rahmen des Dis-

---

chivschule Marburg wiedergegeben. Vgl. [http://www.archivschule.de/uploads/Ausbildung/Grundsaezze\\_fuer\\_die\\_Textbearbeitung\\_2009.pdf](http://www.archivschule.de/uploads/Ausbildung/Grundsaezze_fuer_die_Textbearbeitung_2009.pdf) [Zugriff: 25.3.2013]. Zur besseren Verständlichkeit werden hier und im folgenden Übersetzungsvorschläge angeboten: „[...] sie hätten viel lieber die Stadt im Sturm erobert und die Ritter und Knechte, von denen viele in großer Anzahl [dort waren], und auch die Böhmen, die insgesamt an die 900 Mann stark gewesen sind, gefangen oder anderweitig festgesetzt und seine Sache getan, nach der man viel Tüchtiges und Ehrenhaftes von den Landsknechten hätte reden müssen. Man habe sie aber schimpflich aus der Stadt kommen lassen. Daraufhin hat sich die Sache so lange verzögert, dass die Knechte ins Gerede gekommen sind, so dass man nicht mehr mit ihnen handeln wollte.“

<sup>14</sup> Vgl. Reinhard Baumann, Das Söldnerwesen im 16. Jahrhundert im bayerischen und süddeutschen Beispiel. Eine gesellschaftsgeschichtliche Untersuchung, München 1978; Baumann, Landsknechte (Anm. 3); Reinhard Baumann, Söldnerische Kleinunternehmer im Baierischen Erbfolgekrieg 1504. Eine Studie zur Entwicklung des europäischen Kriegsunternehmertums in der frühen Neuzeit, in: Wissenschaft – Bildung – Politik. Von Bayern nach Europa. Festschrift für Ludwig Hammermayer zum 80. Geburtstag, hrsg. v. Wolf D. Gruner/Paul Hoser, Hamburg 2008, 19–31.

sertationsprojekts<sup>15</sup>, das diesem Aufsatz zu Grunde liegt, insgesamt neun Musterlisten aus den Jahren 1504 bis 1525 ausgewertet<sup>16</sup>. Dabei zeigte sich, dass einige Städte, je nach Gelegenheit, komplett auf lokaler Basis und aus ihrem Umland rekrutierten. Die meisten Knechte, in der Regel um die 80 Prozent, waren weniger als 100 Kilometer zum Musterplatz unterwegs. Die Werte gehen 1525 leicht zurück, auf Beträge um die 70 Prozent.

Es gibt aber signifikante Ausnahmen. Eine Liste aus der Schärdinger Besatzung im Landshuter Erbfolgekrieg zeigt nur einen Anteil von 43 Prozent an Knechten aus dem Umkreis von Schärding, dafür kamen aber 39 Prozent aus Oberschwaben und vom Bodensee<sup>17</sup>. Der Hauptmann der Besatzung – es handelte sich um Walther Bach, der im Bauernkrieg als Hauptmann des Allgäuer Haufens bekannt wurde – hat also einen Großteil seines Personals mitgebracht. Er gehört damit dem von Baumann erstmals untersuchten Personenkreis der söldnerischen Kleinunternehmer<sup>18</sup> an, die mit einem Stamm von Kriegsknechten den Musterplätzen zuzogen. Auf welchen Wegen die anderen Knechte, die aus dem Umfeld des jeweiligen Musterplatzes stammten, dorthin kamen, war den ausgewerteten Listen leider nicht zu entnehmen.

Ein Blick auf einige Details soll diese bisher recht globalen Angaben illustrieren. Der Nürnberger Rat hat die Ereignisse rund um den Landshuter Erbfolgekrieg, soweit sie die Stadt betrafen, aufschreiben lassen<sup>19</sup>. In dieser eigens angefertigten 187 Blatt starken Chronik wird die Anwerbung und Musterung eines insgesamt 1750 Mann starken Nürnberger

<sup>15</sup> „Gewaltgemeinschaften als Landfriedenswahrer – Landsknechte im Dienst des Schwäbischen Bundes 1499–1526“, Arbeitsvorhaben in der Forschergruppe „Gewaltgemeinschaften“ an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Siehe [www.uni-giessen.de/cms/fbz/fb04/institute/geschichte/forschung/dgf\\_forscher-Projekte/Carl](http://www.uni-giessen.de/cms/fbz/fb04/institute/geschichte/forschung/dgf_forscher-Projekte/Carl) [Zugriff: 10.4.2013].

<sup>16</sup> Bayerisches Hauptstaatsarchiv München [Bay. HStA], Kurbayern äußeres Archiv 1967, fol. 321ff.; Hauptstaatsarchiv Stuttgart [HStA Stuttgart], H53, Bü. 108, Muster-, Sold- oder Fähleinsliste, s.d.; HStA Stuttgart, H53, Bü. 109, s.p., Liste „annemung der knecht“ 1519; StA Augsburg, Reichsstadt Nördlingen MüB 990, Nr. 60–65, 1504; Stadtarchiv Augsburg [StadtAA], Literaliensammlung, 1519–10–11, „Hauptmann Casper Breck andre Musterzettl“, 1519; StadtAA, Literaliensammlung, 1519–10–01, „Hauptmann Bentznauers erst Register“, 1519; StadtAA, Literaliensammlung, Nachträge 1519–1525, Konvolut „Ad. Bauernkrieg“, Liste „Hans Schwietzer Hauptmann. Bartlame Wonrieder Hauptman“, 1525; Stadtarchiv Ulm, A1144, p. 85ff.; Stadtarchiv Ulm, A1144, p. 79ff., 1525.

<sup>17</sup> Vgl. Bay. HStA, Kurbayern äußeres Archiv 1967, fol. 321ff.

<sup>18</sup> Vgl. *Baumann*, Kleinunternehmer (Anm. 14).

<sup>19</sup> StA Nürnberg, Rst. Nürnberg, Amts- und Standbücher Nr. 142. Auf diese Chronik stützen sich die entsprechenden Passagen in Müllners Annalen. Vgl. *Johannes Müllner*, Die Annalen der Reichsstadt Nürnberg von 1623, Bd. 3, 1470–1544, Nürnberg 2003, 273.

Fußknechtsverbands beschrieben<sup>20</sup>. Er rekrutierte sich zum Teil aus kriegstauglichen Zunftmitgliedern, die Chronik nennt sie „hantwerksknechtte“, zu einem weiteren Teil aus in Nürnberg angeworbenen erfahrenen Kriegsknechten, im Wortlaut „genyett kriegsknechte, die alhero komen“. Beide Gruppen wurden mit wöchentlich einem Gulden Wartgeld bis zum Beginn des Zuges versorgt<sup>21</sup>. Weitere 850 Mann hatte der Nürnberger Ratsbestellte in Konstanz, Ottmar Spengler, im Bodenseeraum angeworben<sup>22</sup>. Nürnberg unterhielt ein ganzes Netz solcher Werbenden, das mindestens bis zum Württembergischen Krieg von 1519 in Funktion war<sup>23</sup>. Der Nürnberger Rat versuchte sogar, 800 Schweizer Reisläufer in Dienst zu stellen, und beauftragte damit seinen Ratsbestellten von Haus aus, Jobst Suttor aus Glarus. Hier blieb es aber beim Versuch<sup>24</sup>.

Hinzu kam im Zug nach Lauf und Hersbruck ein Fähnlein von 550 Böhmen und so genannten Waldknechten<sup>25</sup>. Sie anzuwerben war allerdings nur eine Notlösung. Als noch ungewiss gewesen sei, ob es zum Krieg kommen würde – so schildert es die Nürnberger Chronik – habe sich der Rat nicht dazu durchringen können, genügend Reisige in Dienst zu stellen. Dieser Markt sei dann von der pfälzischen Gegenpartei leergefegt worden, so dass Nürnberg die böhmischen Söldner in Dienst habe nehmen müssen. Daraus aber hätten sich nicht geringe Probleme ergeben. Die Autoren der Chronik beklagen, dass die böhmischen Hauptleute, da es auf dem lokalen Söldnermarkt keine Konkurrenten gegeben habe, immer neue Forderungen in Bezug auf Proviant und Entschädigungen gestellt und auch die Konditionen, zu denen sie dienten, monatlich neu ausgehandelt hätten<sup>26</sup>.

<sup>20</sup> Die Beschreibung bezieht sich zwar nicht auf das Kontingent im Bundesheer, sondern auf das Heer, mit dem Nürnberg gegen die Städte Lauf und Hersbruck zog. Es gibt aber keine Hinweise, dass sich die Rekrutierungspraxis jeweils unterschieden hätte. Vgl. StA Nürnberg, Rst. Nürnberg, Amts- und Standbücher Nr. 142, p. 50–51.

<sup>21</sup> Vgl. StA Nürnberg, Rst. Nürnberg, Amts- und Standbücher Nr. 142, p. 142; Müllner, Annalen (Anm. 19), 273.

<sup>22</sup> Sie wurden später bevorzugt als Verlorener Haufen eingesetzt. Vgl. Müllner, Annalen (Anm. 19), 273.

<sup>23</sup> Vgl. Johann Kamann, Nürnberger Ratskorrespondenzen zur Geschichte des Württemberger Kriegs 1519, namentlich Christoph Fürers Denkwürdigkeiten über den zweiten Bundesfeldzug gegen Herzog Ulrich, in: Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte NF 13 (1904), 233–270, hier 255.

<sup>24</sup> Vgl. StA Nürnberg, Rst. Nürnberg, Amts- und Standbücher Nr. 142, p. 12–13.

<sup>25</sup> Vgl. StA Nürnberg, Rst. Nürnberg, Amts- und Standbücher Nr. 142, p. 12, 30. Zu den von Nürnberg beauftragten Werbern siehe Müllner, Annalen (Anm. 19), 266.

<sup>26</sup> Vgl. StA Nürnberg, Rst. Nürnberg, Amts- und Standbücher Nr. 142, p. 12, 30, 167–168.

Wir finden also gleichermaßen auf Sold bestellt: Böhmen, Seeknechte, die am ehesten dem klassischen Landsknechtsmilieu entstammten, hauptsächlich aber Nürnberger Handwerker und frei ziehende Knechte unklarer Herkunft, für die man aber ein ähnliches Milieu wie für die Seeknechte annehmen kann. Außer den Böhmen dienten alle gemeinsam in denselben Fähnlein. Böhmisches Söldner finden sich wiederum nicht nur im Nürnberger Dienst. Ebenso stellten sie große Teile der Söldner des Pfälzischen Heeres, gegen das wiederum das Nürnberger Kontingent im Heer des Schwäbischen Bundes kämpfte<sup>27</sup>.

Nürnberg vergleichbar waren die Verhältnisse in den anderen oberdeutschen Reichsstädten. Augsburg stellte im Bundesheer 506 Fußknechte. 130 davon kamen aus dem Stadtaufgebot, der größte Teil davon wahrscheinlich aus der nicht-bürgerlichen städtischen Unterschicht. 220 weitere kamen aus dem schwäbischen Umland, vor allem der Herrschaft des Augsburger Bischofs, der Grafschaft Rothenfels und aus dem Fürststift Kempten; rund die Hälfte von ihnen stammte aus Reichsstädten. Bei weiteren fünf Prozent handelte es sich um vagierende Reisläufer aus entfernteren Regionen<sup>28</sup>.

Typisch ist auch hier die Mischung aus Zunftmitgliedern und freien Knechten. In Nürnberg findet sich aber, im Unterschied zu Augsburg, kein Hinweis darauf, dass die hier „Handwerksknechte“ genannten Personen von den Zünften entsandt worden seien. Sie wurden wie die freien Knechte auf Wartgeld angenommen<sup>29</sup>.

Fasst man die bisherigen Ergebnisse zusammen, lässt sich für die Jahre 1504 bis 1525 erstens feststellen, dass der Löwenanteil der Knechte, die sich auf den schwäbischen Musterplätzen einfanden, auch aus Schwanen stammten; die meisten davon wiederum aus der jeweiligen lokalen Umgebung. Zweitens gab es daneben aber schon Kriegsunternehmer<sup>30</sup>, die ihre Rotten über weite Strecken zuführten. Drittens gilt für Nürnberg und die Pfalz im Bayerischen Erbfolgekrieg der Sonderfall, dass man hier auch massiv Söldner aus Böhmen rekrutierte. Entscheidend ist allerdings, dass sich trotz relativer geographischer Homogenität – die schwäbischen Knechte stellten wie gesagt die überwiegende Mehrheit – eine große soziale Heterogenität feststellen lässt. In den Fähnlein fand sich

<sup>27</sup> Vgl. Uwe Tresp, Söldner aus Böhmen. Im Dienst deutscher Fürsten. Kriegsgeschäft und Heeresorganisation im 15. Jahrhundert, Paderborn u.a. 2004, 72–73.

<sup>28</sup> Vgl. Baumann, Söldnerwesen (Anm. 14), 55–56.

<sup>29</sup> Sta Nürnberg, Rst. Nürnberg, Amts- und Standbücher Nr. 142, p. 30.

<sup>30</sup> Grundlegend für diesen Begriff: Fritz Redlich, The German Military Enterpriser and his Work Force. A Study in European Economic and Social History, 2 Bde., Wiesbaden 1964–1965.

meist eine Mischung von Leuten unterschiedlichen Standes aus Städten und Dörfern mit unterschiedlicher kriegerischer Erfahrung und unterschiedlicher Gewohnheit ein, die dort – mit Ausnahme der Böhmen, die eigene Fähnlein bildeten – Seite an Seite dienten.

### **III. Tradierte Normen für den Söldnermarkt**

Interessant ist für Nürnberg auch die Beobachtung, dass die dort gemusterten Seeknechte andere Rechtsgewohnheiten hatten, als die Nürnberger Stadtväter zugrunde legten. Es gab Streit um die Schatzung der zu erwartenden Gefangenen. Als sie zur Musterung antraten und auf die Kriegsartikel schwören sollten, die unter anderem den Passus enthielten, dass sie alle Flecken und Gefangen, die sie erobern würden, in die Hände des Nürnberger Rates überantworten sollten, weigerten sie sich. Es entspreche nicht dem Brauch der Kriegsknechte und sei auch nicht bei allen Herrschaften gebräuchlich. Die Seeknechte machten sich schon auf den Heimweg; dann gelang es aber den Vertretern des Rates, den Streit mit den Möglichkeiten einer finanziertigen Reichsstadt beizulegen. Einflussreichen Mitgliedern des Verbands, in der Chronik werden sie als „Vorderste“ bezeichnet, wurden Sonderzuwendungen in Aussicht gestellt. Das erst, so fährt der Text fort, habe den Ausschlag für die Entscheidung zum Bleiben gegeben. Neben dem Nürnberger Werber Ottmar Spengler hatten also auch die „Vordersten“ Autorität in der Rotte der Seeknechte<sup>31</sup>.

### **IV. Wahrgenommene Identitäten**

Herkunftsunterschiede wurden als kollektive lokale Identitäten wahrgenommen. Augenfällig wird dies an einer Beschreibung des Heeres der Bodenseebauern während des Bauernkriegs im Jahr 1525 durch den markgräflich-brandenburgischen Reiterhauptmann Balthasar vom Wolfstein: „[...] Da sein sie zu aller negst bey ainen dorff bey zehn taussent in ainem grossen fortel gestanden; nichs dan eyttel seeknecht und ober und unntter algeisch knecht, wol gerust, als ich noch in kainem krieg bey einander gesehen hab [...]“<sup>32</sup>. Bei den hier genannten ober- und unterall-

---

<sup>31</sup> Vgl. StA Nürnberg, Rst. Nürnberg, Amts- und Standbücher Nr. 142, p. 51–52.

<sup>32</sup> StA Nürnberg, Fürstentum Ansbach, Bauernkriegsakten, Tom. 2, fol. 167 ff., 1525. Übersetzungsvorschlag: „[...] Dort standen sie ganz in der Nähe bei einem Dorf in der Stärke von 10'000 Mann in einem großen Vorteil, nichts als eitle Seeknechte sowie ober- und unterallgäische Knechte, so gut gerüstet, wie ich sie in noch keinem Krieg beieinander gesehen habe [...]“.

gäuischen Knechten sowie den Seeknechten handelt es sich um Gruppen aus dem Kernland der Landsknechtstradition. Bezeichnenderweise werden sie von Wolfstein aber nicht als solche bezeichnet, sondern er unterscheidet sie noch feiner nach der jeweiligen Landschaft. Die Bezeichnung „Landsknecht“ verwendet er nicht, sie muss ihren Bezugspunkt also oberhalb der Herkunft aus einem der genannten Gebiete gehabt haben. Ein Synonym für „Fußsoldner“ ist sie aber auch nicht. Belegt wird dies durch ein Zitat Jörg Stauffers von Plossenstaufen, der einen Kundschafterbericht über das Heer Ulrichs von Württemberg aus dem Jahr 1519 wiedergibt. Er schreibt dort, dass „[...] des herzogen volk gestern zu abend umb sechs ur seye auszogen, nämlich vier vändle knecht der landsknecht, und sich gelegert für Eslingen in spitlhoff, und das landtvolk hab sich auch daselbst hin gelegert in die wysen [...]“<sup>33</sup>. Er spricht also von Fußknechten, die der Gruppe der Landsknechte zugehören und unterscheidet sie von Ulrichs Landesaufgebot. Mit zwei Ausnahmen werden im Quellenmaterial aus den Jahren zwischen 1499 und 1526, das dem genannten Dissertationsprojekt zu Grunde liegt, Fußknechte nahezu nie synonym als „Landsknechte“ bezeichnet. Das Wort steht stattdessen immer für eine distinkte Gruppe innerhalb des Söldnerverbands oder für eine soziale Unterscheidung gegenüber anderen gesellschaftlichen Gruppen<sup>34</sup>.

---

<sup>33</sup> Bay. HStA, Kurbayern äußeres Archiv 1868, fol. 155. Übersetzungsvorschlag: „[...] das Kriegsvolk des Herzogs [Ulrich von Württemberg] gestern Abend um sechs Uhr ausgezogen sei, nämlich vier Fähnlein Knechte der Landsknechte, und vor Esslingen im Spitalhof das Lager aufgeschlagen habe, und das Landvolk habe ebendort in der Wiese gelagert.“

<sup>34</sup> Vgl. Baumann, Landsknechte (Anm. 3), 47. Belege für die Unterscheidung von Landsknechten und böhmischen Söldnern: Bay. HStA, Kurbayern äußeres Archiv 1257, fol. 44, 14. Apr. 1504; Bay. HStA, Kurbayern äußeres Archiv 1222, fol. 361, 10. Okt. 1504; StA Nürnberg, Rst. Nürnberg, A-Laden A83, Nr. 6, s.p., Alexius Haller [an Bürgermeister und Rat der Stadt Nürnberg], 24. Juli 1504; ebd., Nr. 9, s.p., s.d., Aufstellung über die Werbung von Knechten, 1504; ebd., Nr. 11, s.p., Erasmus Doppler und Jörg Holzschuher an die Älteren des Rats zu Nürnberg, 21. Nov. 1504; ebd., s.p., Jörg Holzschuher an Bürgermeister und Rat der Stadt Nürnberg, 4. Dez. 1504. Nürnberg unterscheidet Landsknechte von eigenen Dienstleuten: Vgl. StA Nürnberg, Rst. Nürnberg, A-Laden A83, Nr. 3, s.p., [Bürgermeister und Rat der Stadt Nürnberg] an Gregor Holzschuher und Wolfgang Haller, 18. Juni 1504; StA Nürnberg, Rst. Nürnberg, Amts- und Standbücher Nr. 142, p. 57. Soziale Unterscheidung von anderen gesellschaftlichen Gruppen: StadtAA, Literaliensammlung 1504-11-20, Schreiben Herzogs Wolfgang von Bayern an Bürgermeister und Rat der Stadt Augsburg mit einer Supplikation der Dorfgemeinde Pachern; Stadtarchiv Memmingen [StaAMM], A 409/1, Verzaichnus fünf Räuber, s.d. Identifikation anhand von Kleidung: StadtAA, Literaliensammlung 1525-07-19, Urgichtensammlung der Statthalter und Regenten im Fürstentum Württemberg. Bezug auf militärischen oder sozialen Teilverband: StadtAA, Schwäbischer Bund, Akten,

Die beiden Ausnahmen sind allerdings bezeichnend: Einmal handelt es sich um ein Schreiben des Hauptmanns Balthasar von Tannhauser an Albrecht IV. von Bayern, in dem er einen Fußknechtsverband, der das Weiterziehen verweigert, pauschal als „die erlosen lanndsknecht“<sup>35</sup> bezeichnet.

Das Gegenstück bildet die oben schon zitierte Selbstbezeichnung der Vertreter des meuternden Fußknechtsverbands, die nach der ausgebliebenen Erstürmung Landaus gegenüber dem Regiment beklagten, sie hätten gern, „ain sach geton, daß man von den landßknechttēn hette fil und redlichß gesagt haben müssen“<sup>36</sup>. Offenbar verlieh der Landsknechtsbegriff der gefährlichen und abhängigen Tätigkeit des Söldners eine Identität, die sich, wie das letztgenannte Quellenbeispiel oder auch die Ideologie des Ordens der frommen Landsknechte<sup>37</sup> zeigt, mit positiv besetzten Attributen, vor allem Ehrvorstellungen füllen ließ – oder sich eignete, ihren Protagonisten die Ehrbarkeit abzusprechen, wie Tannhauser es im eben zitierten Beispiel vorführt.

Hinzu kommt: Diese Ehrvorstellungen waren direkt mit dem Marktwert der Landsknechte verknüpft, was an ihrer Klage deutlich wird, sie seien „in die trinck kommen [...] daß man mit inen nit hat mer handlen wellen“<sup>38</sup>.

Mit diesen Beitrag soll also vorgeschlagen werden, dass sich der Landsknechtsbegriff im frühen 16. Jahrhundert aus dem Grund durchsetzte, dass er sich zunächst als Identifikationszentrum für Söldnerverbände eignete, aber auch als eine Art Handelsmarke fungionierte und von den Söldnern selbst als solche genutzt wurde.

Doch muss zuvor noch vergewissert werden, dass es im fraglichen Zeitraum überhaupt einen Bedarf für eine gemeinsame Identität gab<sup>39</sup>,

---

Band 7, 7.01.2.4, 7. Aug. 1525; HStA Stuttgart, H53, Bü. 121, s.p., undatiertes Konzept [von Bürgermeister und Rat der Stadt Esslingen an Rottweil] s.d. 1540; Bay. HStA, Kurbayern äußerer Archiv 1257, fol. 112 ff., Aug. 1504; StadtAA, Literaliensammlung 1526-04-30, „Bekenntnisse der 5 Landsknechte [...]; StaAMM, A 1/2, Mandat Maximilians I., 12. Nov. 1516; Bay. HStA, Reichskammergericht 13679, Q. 2, 1526; StA Nürnberg, Rst. Nürnberg, A-Laden A82, Nr. 3, p. 50–51, Jörg Holzschuher an die Älteren des Rats zu Nürnberg, 24. Jan. 1505; StA Nürnberg, Rst. Nürnberg, Amts- und Standbücher Nr. 142, p. 178.

<sup>35</sup> Bay. HStA, Kurbayern äußerer Archiv 2142, fol. 380, 1526.

<sup>36</sup> Stadtarchiv Ulm, A[1073], Nr. 137.

<sup>37</sup> Vgl. Baumann, Landsknechte (Anm. 3), 116 ff.

<sup>38</sup> Vgl. Anm. 13.

<sup>39</sup> Für das 17. Jahrhundert maßgeblich: *Jan Willem Huntebrinker*, „Fromme Knechte“ und „Garteteufel“. Söldner als soziale Gruppe im 16. und 17. Jahrhundert, Konstanz 2010.

und – wenn ja – wie sich diese zu den ursprünglichen Identitäten der einzelnen Fußknechte verhielt.

## V. Übergänge

Wie vertrug sich der Dienst im Fußvolk mit den schon geprägten Identitäten, mit denen die Knechte – zumindest die unerfahrenen – in die Heere kamen. Es gibt einige Hinweise, dass die frisch gemusterten Fußknechte ihre zünftische oder patrizische Herkunft nicht einfach mit der Musterung abstreiften, so dass man davon ausgehen sollte, dass die Landsknechtsidentität von vielen entweder nicht selbstverständlich übernommen werden konnte, oder aber in ihren Bestandteilen, wie zum Beispiel dem Ehrverständnis oder der genossenschaftlichen Organisation, anschlussfähig zu „zivilen“ Kategorien sein musste. Folgende Beispiele sollen dies erhellen.

Der Esslinger Fußknecht Dionysius Frey geriet im Jahr 1505 in einen Streit mit seinem Rottmeister Balthus Speidel. Beide waren Esslinger Bürger und Zunftmitglieder<sup>40</sup>. Frey hatte während der Wache auf der Lauinger Stadtmauer eine Pulverkiste aufgebrochen und ein halbes Pfund Pulver herausgenommen, seiner Aussage nach für den Wachdienst. Er wurde aber von seinen Gesellen beschuldigt, er habe es stehlen wollen. Der Hauptmann, Hans von Dorn, entließ Frey, nachdem Speidel während einer Befragung angekündigt hatte, er und die anderen Rottgesellen wollten nicht mehr zusammen mit ihm Dienst tun.

Nun machten sich aber Bürgermeister und der Rat der Stadt Lauingen für Frey stark, denn die Tat erschien ihnen zu unbedeutend für die getroffenen Maßnahmen. Sie baten folglich, ihn wieder in Dienst zu stellen. Der Hauptmann gab dem Bitten nach. Gleich darauf klagte Frey aber seinerseits gegen seinen Rottmeister. Denn Speidel habe mit seiner Anklage „zuviel gethan“ und ihn „zu costen pracht“<sup>41</sup>. Balthus Speidel berief sich dagegen darauf, dass er nur auf die ihm gestellten Fragen geantwortet habe und auch nichts habe verheimlichen dürfen.

<sup>40</sup> Zu diesem Vorgang: HStA Stuttgart, H53, Bü. 105, s.p., Schreiben des Lauinger Pflegers Wendel von Homburg, des Hauptmanns Magnus Drarer und sechs Abgeordneten der reichsstädtischen Knechte [an Bürgermeister und Rat der Stadt Esslingen], 16. Februar 1505; HStA Stuttgart, H53, Bü. 105, s.p., Schreiben des Pflegers Wendel von Homburg an Hans von Dorn, 31. März 1505; HStA Stuttgart, H53, Bü. 105, s.p., Schreiben Hans von Dorns, 14. Februar 1505; Karl Klüpfel (Hrsg.), Urkunden zur Geschichte des Schwäbischen Bundes (1488–1533). Erster Theil, Stuttgart 1846, 527.

<sup>41</sup> HStA Stuttgart, H53, Bü. 105, s.p., Schreiben des Pflegers Wendel von Homburg an Hans von Dorn, 31. März 1505.

Der Streit fand seinen geordneten Austrag, und zwar nicht nur vor dem Lauinger Pfleger und dem Hauptmann Magnus Drarer, sondern auch vor sechs Abgeordneten der Gemeine der reichsstädtischen Fußknechte. In ihrem gemeinsamen, nach Esslingen verschickten Abschlussbericht steht, beide Parteien seien nach Klage und Anhörung auf einen Vergleich verpflichtet worden, und zwar des Inhalts, dass jeder an seinen Ehren unverletzt bleiben solle. Der vermeintliche Diebstahl sei nur aus Unbedachtheit und nicht aus frevelhafter Absicht heraus geschehen. Drarer und der Fußknechtausschuss erklärten weiter, sie wollten Dionysius Frey gerne als Söldner behalten, sofern der Esslinger Rat einverstanden sei<sup>42</sup>.

Die mit der Schlichtung getroffene Aussage, die Sache sei nun für beide ohne Ehrverletzung beendet, zeigt, dass sowohl Kläger als auch Beklagter diese Gefahr auf sich gezogen hatten. Auch für Speidel bestand dieses Risiko, das offenbar in der Anklage begründet lag, er habe „zuviel gethan“, Frey also ungerechtfertigt angezeigt und damit gegen das Gebot der Freundschaft verstossen. Die Gründung der Ehre einer Person auf moralisches Verhalten und auf die Freundschaft mit seinen Genossen ist nun aber ein in dieser Zeit für Zünfte typisches Muster<sup>43</sup>. Man kann somit davon ausgehen, dass die Herkunft beider Protagonisten eine Rolle spielte, was auch die Rezeption des Vorgangs durch die Esslinger und Lauinger Stadtoberen belegt.

Es finden sich aber beide Aspekte wieder: die alte Identität als Zunftmitglied und neue Identität als Fußknecht. Denn andererseits war für die Ehre des Fußknechts Dionysius Frey – in diesem hoch offiziellen Vorgang – auch die Anerkennung durch die Gemeine der anderen Söldner konstitutiv.

Das nun folgende Beispiel soll weiter belegen, dass Söldner ihre zivile Ehrbarkeit nicht einfach mit der Musterung abstießen. Fünf Ulmer Einspännern unter dem Kommando Egloffs von Knöringen<sup>44</sup> wur-

<sup>42</sup> Vgl. HStA Stuttgart, H53, Bü. 105, s.p., Schreiben des Pflegers Wendel von Homburg an Hans von Dorn, 31. März 1505.

<sup>43</sup> Vgl. *Richard van Dülmen*, Der infame Mensch. Unehrliche Arbeit und soziale Ausgrenzung in der Frühen Neuzeit, in: Richard van Dülmen, Gesellschaft der Frühen Neuzeit: Kulturelles Handeln und sozialer Prozeß. Beiträge zur historischen Kulturforschung, Wien/Köln/Weimar 1993, 236–278, hier 239; *Friedrich Zunkel*, Art. „Ehre“, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 2, Stuttgart 1975, 1–63, hier 5–6, 12–13.

<sup>44</sup> Das Kommando bestand aus Bartholomäus Rott dem Jüngeren, Eucharius Ungelter dem Jüngeren, Hans Stammler dem Jüngeren, Peter Kraft und Hans Bauer. Vgl. Stadtarchiv Ulm, A1136, Nr. 109, s.d. 1519. Zum ursprünglichen Vorwurf: Stadtarchiv Ulm, A1136, Nr. 108, 1519. Es existiert auch eine schriftliche Rechtfertigung der genannten Personen: Stadtarchiv Ulm, A1136, Nr. 470, 1519.

de im Württembergischen Krieg von 1519 vorgeworfen, sie hätten unerlaubt geplündert und noch dazu die Wache vernachlässigt. Zu einer Bestrafung kam es aber nicht, davor bewahrte sie ihre Herkunft. Immerhin fanden sich unter ihnen so illustre Namen wie Ungelter oder Rott. Ihre Ulmer Obrigkeit wies sie zurecht, nahm sie aber gleichzeitig in Schutz:

„Dieweil wir aber dannocht gedenncken, wer ir unnd euer eltern sein, in der erber füßpfadt ir billich treten und euch bas bedenncken solte, mugen wir wol erachten unnd leychtlich bewegen, das euch aines ersamen rats beschaid uff diß euer ungehorsam mutwillig hanndlung, wo die von unns, wie die an ir selbs dermass an sy gelanngen unnd wachßen, vil zu hert eben swer unnd gleych nach gan wurd. Hievon dann wir als die, so euch euerer glimpff unnd eeren zuverschonen und euch mer dann ir euch selbst ansehen, auch den euern alhie zu sonnder fruntschafft und guten, mer auß gunst unnd milte wann gerechtigkeit genaigt sein“<sup>45</sup>.

Wir haben also zwei Beispiele eines drohenden Ehrverlusts, der aber beide Male abgewendet werden konnte. In beiden Fällen lässt sich die Ehre als Söldner nicht von der im ursprünglichen Umfeld trennen<sup>46</sup>. Mehr noch: Sowohl Vorstellungen als auch Personen wirkten von dort in den Söldnerverband hinein. Es gab aber auch Fälle, in denen diese Zusammenhänge aufbrachen – damit kommen wir zurück nach Landau.

---

<sup>45</sup> Stadtarchiv Ulm, A1136, Nr. 109, s.d. 1519. Übersetzungsvorschlag: „Weil wir aber dennoch bedenken, wer ihr seid und wer eure Eltern sind, und dass ihr zu Recht in die Fußstapfen der Ehrbarkeit treten und ein besseres Einsehen haben solltet, können wir gut erkennen und leicht zu der Entscheidung kommen, dass das Urteil des Rates auf diese eure ungehorsame und mutwillige Handlung, wenn es sein Maß an ihr [der Handlung] selbst hätte, viel zu hart und schwer wäre. Darauf sind wir, als diejenigen, die euer Ansehen und eure Ehre verschonen wollen und euch mehr, als ihr selbst [es tut], achten, auch den Euren hier [in der Stadt] aus besonderer Freundschaft und aus Güte und mehr aus Gunst und Milde denn aus Gerechtigkeit zugetan.“

<sup>46</sup> Es wären noch weitere Fälle aufzuzählen. Teilweise halfen Verwandte einzelnen Fußknechten, die sich einer Anklage zu stellen hatten. Einem Esslinger Waiobel namens Butz gaben sie Geld, um eine von ihm zerstörte Fahne reparieren zu lassen. Vgl. HStA Stuttgart, H53, Bü. 105, s.p., Schreiben Hans Ruprechts an Bürgermeister und Rat der Stadt Esslingen, 24. Dezember 1504. Ein anderes Mal boten sich Verwandte eines in einem Streit verletzten Fußknechts an, in einem Verfahren vor der Gemeine einen Vergleich mit dem Täter auszuhandeln. Vgl. Stadtarchiv Ulm, A1136, Nr. 324, Schreiben Hans Walther von Laubenberg vom 9. April 1519.

## VI. Identitätsbrüche

Es war Wolfgang Haller nicht gelungen, sein Nürnberger Kontingent vom Meutern abzuhalten, und es hatten, wie oben schon erwähnt, Verhandlungen um Schlachtsolde begonnen. Vertreter des Regiments und der Fußknechtsgemeine diskutierten mehrere Tage lang, vom 3. bis zum 7. Juli 1504. Offensichtlich gab es kein für die Fußknechte akzeptables Ergebnis, denn sie versammelten sich jetzt wieder in einer Gemeine. Ihre Vertreter brachten Forderungen in Form fixierter Artikel vor. Sie verlangten unter anderem, dass man ihnen als Anzahlung auf den Sturmsold unverzüglich pro Mann zwei Gulden auszahle und dass die Kriegsräte persönlich dafür bürgen sollten. Weitere Verhandlungen lehnten sie ab. Wenn das Regiment Vertreter entsende, müssten diese mit einem Angriff rechnen<sup>47</sup>.

Nachdem sich die Gemeine vorübergehend aufgelöst hatte, versuchten die Mitglieder des Kriegsrats einmal mehr, getrennt auf die Kontingente ihrer jeweiligen Heimatstadt einzuwirken. Der Nördlinger Rat Ulrich Strauß berichtet von einem Treffen mit einigen Nördlinger Knechten kurz vor einer erneuten Versammlung:

„Nun lieben herren; alß sich die knecht zue sammen thon wollten, da schickt Liescheß und auch ich nach dem Michel Flayßman, Hansen Krammer und Mathissen Ackern und reden mit inen, sye soltten deß handelß mussig sein und eurer weishatt in künftig zeitt kainen anhangk machen<sup>48</sup> und betrachten, daß sye burger werent und waß sye und ander in der bestallung einem erberen ratt geschworen hetten und ermessen, ob inen ein monat sold nützer und besser were dann einß erberen rats gutter wil und fruntschafft. Aber daß hatt nit wellen helffen, sunder mit irem angefangen furnemen mit anderen furgefaren [...]“<sup>49</sup>.

Die genannten Vertreter, offensichtlich nicht wenig prominente Nördlinger Bürger – sie waren Strauß schließlich namentlich bekannt – hatten

<sup>47</sup> Vgl. StA Nürnberg, Rst. Nürnberg, A-Laden A83, Nr. 7, s.p., Wolfgang Haller [an Bürgermeister und Rat der Stadt Nürnberg], 7. Juli 1504; Stadtarchiv Ulm, A[1073], Nr. 74, 1504.

<sup>48</sup> In der Bedeutung: keinen Ärger bereiten. Vgl. Grimm, Wörterbuch (Anm. 10), Lemma „anhängen“.

<sup>49</sup> StA Augsburg, Reichsstadt Nördlingen MüB 908, Nr. 5, Schreiben von Ulrich Strauß an Bürgermeister und Rat der Stadt Nördlingen, 9. Juli 1504. Übersetzungsvorschlag: „Nun liebe Herren, als sich die Knechte versammeln wollten, schickten Liesch und auch ich nach Michel Fleischmann, Hans Kramer und Mathis Acker und redeten mit ihnen, sie sollten mit ihrem Treiben aufhören, euch in Zukunft keinen Ärger bereiten und daran denken, dass sie Bürger seien und was sie und die anderen bei der Bestallung dem Rat geschworen hätten, und ermessen, ob für sie ein Monatssold nützlicher und besser wäre als der gute Wille und die Freundschaft des Rats. Aber es half nichts, sondern sie und die anderen fuhren mit ihrer angefangenen Sache fort [...]“.

also entweder ihre Entscheidung schon getroffen: Ein Monatssold wäre ihnen demnach tatsächlich wichtiger gewesen als der gute Wille und die Freundschaft des Rates – oder aber sie konnten gezwungenermaßen nicht anders handeln. Aus der am Anfang beschriebenen Situation, in der ein Knecht nach dem anderen sich den Nürnbergern, die nicht an der Meuterei teilnehmen wollten, entgegenstellte, wurde deutlich, dass eine Meuterei ihre Geschlossenheit auch mit Gewalt erreichte. In jedem Fall führte die Situation sie in einen Identitätskonflikt.

Es ist ein Charakteristikum, gleichsam die Gründungsurkunde der Meuterei, dass deren Anführer gegen Streikbrecher eine quasi-offizielle Todesdrohung aussprechen. Im Kern tun sie damit nichts anderes, als den Artikelsbrief, der mit dem Meutereiverbot seinerseits eine entsprechende Todesdrohung enthält, außer Kraft zu setzen. Vergleichsweise drastisch erscheint die Todesdrohung im Fall der Meuterei nur, weil sie die Konvention, sich an Eid und Artikelsbrief zu halten, durchbricht<sup>50</sup>. Faktisch ist sie aber nur die Mindestvoraussetzung, um die Autorität eines neuen Führungskreises zu etablieren.

Damit tritt aber ein nicht unbedeutender Mechanismus in Kraft. Eine Meuterei versetzte eine sozial gemischte und durchaus noch mit Verbindungen in ihre Herkunftsorte versehene Gruppe von Söldnern geschlossen in den Status der Illegalität und erschwertes auch die Reintegration nach dem Krieg. Zwischen dem Heer und den Heimatorten gab es durchaus Korrespondenzen, in denen sich die jeweiligen Herrschaften über die Vorgänge und die beteiligten Personen auf dem Laufenden halten ließen<sup>51</sup>. Ähnliche Wirkungen entfalteten auch die schon im Untersuchungszeitraum, wenigstens gilt dies für den Landshuter Erbfolgekrieg und den Bauernkrieg, endemischen Desertionen. Zwischen Juli und September 1504 desertierte zum Beispiel fast das gesamte Bundesheer. Ende August waren es maximal noch 2000 statt 12'000 zu Beginn des Kriegszuges<sup>52</sup>.

---

<sup>50</sup> Zur Verschleierung von Gewalt durch Konventionen vgl. Heinrich Popitz, Phänomene der Macht, 2. Aufl., Tübingen 1992, 86–87.

<sup>51</sup> Was im Landauer Fall dadurch belegt wird, dass noch Wochen später Protagonisten der Meuterei aufgegriffen und hingerichtet wurden. Vgl. Bay. HStA, Kurbayern äußerer Archiv 1220, fol. 30; ebd., fol. 34; Köllner, Erbfolgekrieg (Anm. 11), 72. Vgl. auch das zuvor zitierte Beispiel der Ulmer Reiter. Weitere Belege: StA Nürnberg, Rst. Nürnberg, A-Laden A83, Nr. 3, s.p., s.d., Die Kriegsgerren zu Nürnberg an Endres Tucher und Hans Harsdorffer (Kriegsknechte haben unerlaubt geplündert); Stadtarchiv Esslingen, Bestand RSU, Nr. 420 (Urfehde Jörg Gärbers, der aus dem kaiserlichen Heer zu den Eidgenossen übergelaufen war). Der Befund lässt sich wahrscheinlich über Urfehdesammlungen noch weiter vergewissern.

<sup>52</sup> Vgl. HStA Stuttgart, H53, Bü. 105, s.p., Schreiben Hans Ungelters an Bürgermeister und Rat der Stadt Esslingen, 24. August 1504; ebd., s.p., Schreiben Hans Ungelters an Bürgermeister und Rat der Stadt Esslingen, 29. August 1504.

Vergleichbaren Umfang hatten auch die Desertionen im Verlauf des Bauernkriegs<sup>53</sup>.

Dass Desertionen zuweilen drastisch bestraft wurden, zeigt der Fall eines Mannes namens Contz Greff. Er wurde als Deserteur angeklagt und supplizierte deswegen am 22. Juli 1525 an Markgraf Casimir<sup>54</sup>. In dem Schreiben entschuldigt er sich damit, dass seine Lebensmittel knapp geworden seien, zudem sei der Sold eine Woche in Verzug gewesen. Daher habe er bei seinem Hauptmann um Entlassung gebeten, aber jener habe sich geweigert, ihm einen Passport zu geben. Nachdem nun immer mehr Fußknechte mit demselben Anliegen gekommen seien, so dass sich anscheinend ein Tumult bildete, habe der Hauptmann schließlich doch noch zu den Umstehenden gesagt, wie Greff es ausdrückt: „wir solten hin zihenn wo uns Got weiset“<sup>55</sup>. Gesagt, getan, Greff und einige Gesellen fassten die abfällige Äußerung des Hauptmanns als mündliche Erlaubnis zum Abzug auf. Doch zur launigen Anekdoten taugt die Begebenheit leider nicht. Auf Greffs Petitionsschreiben findet sich nämlich ein von einem markgräflichen Kanzlisten verfasster Präsentationsvermerk, dem gemäß ihm, seinen Gesellen und weiteren Deserteuren die Schwurfinger abgeschlagen werden sollten<sup>56</sup>. Die Deserteure traf also die Strafe der Meineidigen, insofern sie ihren Musterungseid gebrochen hatten. Ohne Schwurfinger konnten sie sich nun aber weder erneut mustern lassen, noch den Weg zurück in die Ehrbarkeit finden – vorausgesetzt, dass sie die Exekution der Körperstrafe überhaupt längere Zeit überlebten.

Die Vorgänge der Meuterei und der Desertion erschwerten vom Gesichtspunkt des Rechts und der Ehrbarkeit aus gesehen den Weg zurück in die heimatlichen Sozialverbände. Indem sie kein Rand-, sondern wie gezeigt ein Massenphänomen darstellten, sollte man sie auch als Push-Faktoren aus der „zivilen“ Existenz heraus in eine Randgruppenexistenz oder eine Söldnerkarriere ernst nehmen. Man kann davon ausgehen, dass sich eine Teilnahme an einer Meuterei oder Desertion bei einer neuen

<sup>53</sup> Vgl. *Wilhelm Vogt*, Die Correspondenz des schwäbischen Bundeshauptmannes Ulrich Artzt von Augsburg aus den Jahren 1524–1527. Ein Beitrag zur Geschichte des schwäbischen Bundes und des Bauernkrieges, Teil 4, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 10 (1883), 1–298, hier 7, 12–13.

<sup>54</sup> Vgl. StA Nürnberg, Fürstentum Ansbach, Bauernkriegsakten, Tom. 1, fol. 440, 1525.

<sup>55</sup> StA Nürnberg, Fürstentum Ansbach, Bauernkriegsakten, Tom. 1, fol. 440, 1525.

<sup>56</sup> „Dem und desgleichen sollen die finger abgehauen werden. Meins gnädigen Herren gemeiner beschaid die von dem pundischen here on passportten hinwegk geloffen sind.“ StA Nürnberg, Fürstentum Ansbach, Bauernkriegsakten, Tom. 1, fol. 440, 1525.

Musterung eher verschweigen ließ als bei der Rückkehr in den Heimatort, den die entsprechende Nachricht schon erreicht hatte.

Meutereien und Desertionen schufen aber nicht nur juristische Fakten. Auch aufgrund sozialer Mechanismen förderten sie die Abgrenzung der Söldnerverbände gegen ihre Umwelt. Die Formierung einer Gemeine und die Durchsetzung von Forderungen gegen das Regiment mit Gewalt oder Gewaltandrohung vertiefte in der gegenseitigen Wahrnehmung die Kluft zwischen Regiment, Hauptleuten und Söldnern. Sie schuf eine Außenansicht, die den Söldnerverband zunehmend als geschlossenen Machtblock erscheinen ließ. Wiederholte gemeinsame und gewaltsame Handlungen sind häufig gleichermaßen ein Medium der eigenen Abgrenzung wie auch der Identifikation durch Außenstehende<sup>57</sup>. Es waren dann nicht mehr Nürnberger, Ulmer oder Memminger Söldner und Bürger, sondern einfach Knechte bzw. Landsknechte.

Der Typus des Landsknechts war also kein juristischer Status und er entsprach, obgleich Landsknechtsverbände typische Traditionen kannten, keiner einheitlichen Traditionslinie. Trotzdem setzte er sich im Gebiet des Heiligen Römischen Reiches bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts als Bezeichnung für Fußsöldner durch. Im hier betrachteten Zeitraum wurde der Grundstein für diese Entwicklung gelegt.

## VII. Gemeinschaftsbildende Faktoren

Der Landsknechtsbegriff sollte, wie hiermit vorgeschlagen wird, eher als eine integrative Figur für die heterogenen und zunächst von taktischen, sozialen und monetären Zwängen zusammengehaltenen Söldnerverbände angesehen werden. Das Landsknechtswesen enthielt in seinen Ehrbegriffen, seinen rechtlichen Formen und seiner aus sozialen Praktiken, Liedern und Geschichten bestehenden Kultur genügend Angebote, in denen sich die Söldner wiederfinden konnten. Die Vollzüge dieser Kultur unterschieden sich nicht grundlegend von dem, was in der Zeit üblich war. Auch Kleiderluxus war im frühen 16. Jahrhundert eine ständeübergreifende allgemeine Tendenz<sup>58</sup>. Die in den Heeren idealisierte<sup>59</sup> Mi-

<sup>57</sup> Vgl. Eva Barlösius, Pierre Bourdieu, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 2011, 58–59.

<sup>58</sup> Vgl. Matthias Rogg, „Zerhauen und zerschnitten, nach adelichen Sitten“. Herkunft, Entwicklung und Funktion soldatischer Tracht im 16. Jahrhundert im Spiegel zeitgenössischer Kunst, in: Bernhard R. Kroener/Ralf Pröve, (Hrsg.), Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, Paderborn u.a. 1996, 109–136, hier 110–116; Matthias Rogg, Landsknechte und Reisläufer: Bilder vom Soldaten. Ein Stand in der Kunst des 16. Jahrhunderts, Paderborn u.a. 2002, 18–19.

schung aus Freundschaft und gemeinsamer Wehrhaftigkeit kannten viele auch schon aus dem städtischen Aufgebot und der Stadtwache<sup>60</sup>. Und das in der einschlägigen Literatur zuhauf beklagte Zutrinken gab es bei Leibe nicht nur in den Heeren.

All dies ereignete sich dort aber wahrscheinlich in einer stärkeren Häufung und Intensität, und zwar in Konkurrenz um den besten Ruf, die teuerste Kleidung und die größten Beutestücke. In einer Situation, in der Lebensgefahr zum Alltag gehörte, war schnell gewonnenes kurzfristiges Prestige von höherem Nutzen als solches, das einer langwierigen Werteakkumulation bedurfte. Wobei auch die integrative Funktion dieses Konkurrenzkampfs nicht zu unterschätzen ist. Was vordergründig für Zwietracht sorgte, sorgte unterschiedlich für Gemeinsamkeit, denn bei jedem Wettkampf gibt es Teilnehmer und Ausgeschlossene<sup>61</sup>.

Ähnliches gilt auch für vergleichbar oder noch stärker kompetitive Vorgänge, wie die traditionell gepflegten Feindschaften zu Schweizern und Böhmen oder Konflikte mit der Reiterei. Auch diese wären ohne die Herausbildung einer gemeinsamen Identität auf Seiten des Fußvolks unter der Marke „Landsknecht“ so nicht denkbar. Wahrscheinlich muss man die Söldnerhaufen gerade in dem Sinn als Teil der frühneuzeitlichen Gesellschaft verstehen, dass diese Gesellschaft aus einem Bündel von Standes- und Gruppenidentitäten und den zwischen ihnen ausgetragenen Konflikten bestand.

Innerhalb des Verbands wurden Standesunterschiede allerdings zu einem gewissen Grade nivelliert. Adlige Söldnerführer kämpften selbst zu Fuß in den vordersten Reihen ihrer Haufen<sup>62</sup>. Unter den eingangs erwähnten Seeknechten befanden sich Mitglieder der adeligen Familien Reischach und Landenberg<sup>63</sup>. Der gemeinsame Dienst machte zumindest Hoffnung auf die Möglichkeit sozialen Aufstiegs, auch wenn sich diese in aller Regel nicht erfüllte<sup>64</sup> – aber manchmal gelang es dann eben doch<sup>65</sup>. Solche Karrieren blieben im Söldnerhaufen sicher nicht

<sup>59</sup> Vgl. B. Ann Tlusty, The Martial Ethic in Early Modern Germany. Civic Duty and the Right of Arms, Basingstoke 2011, 14; StA Nürnberg, Rst. Nürnberg, Amts- und Standbücher Nr. 142, p. 174–175.

<sup>60</sup> Vgl. Tlusty, Martial (Anm. 60), 265, 270.

<sup>61</sup> Barlösius, Bourdieu (Anm. 58), 93; Hartmut Rosa et al., Theorien der Gemeinschaft. Zur Einführung, Hamburg 2010, 66.

<sup>62</sup> Vgl. Baumann, Landsknechte (Anm. 3), 33.

<sup>63</sup> Vgl. StA Nürnberg, Rst. Nürnberg, Amts- und Standbücher Nr. 142, p. 54.

<sup>64</sup> Vgl. Baumann, Landsknechte (Anm. 3), 124.

<sup>65</sup> Als Beispiel dafür lässt sich der sächsische Baumeister Paul vom Dolnstein anführen, der aus einem zünftischen Umfeld stammte, wahrscheinlich als einspanniger Reiter diente und schließlich im Jahr 1503 vom dänischen König zum

unbeachtet, lenkten von Schrecken und Gefahren ab und stellten einen nicht zu unterschätzenden Werbefaktor für eine Karriere als Landsknecht dar.

---

Ritter geschlagen wurde. Vgl. Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar, Ernestinisches Gesamtarchiv, Reg. S fol. 460 Nr. 6, Bl. 1r, Zeichnungen Pauls vom Dolnstein, s.d. Erstmals vollständig beschrieben wurde die Quelle, ein Skizzenbuch, erst kürzlich, und zwar von *Danielle Mead Skjelver*, „There I, Paul Dolnstein, Saw Action“. The Sketchbook of a Warrior Artisan in the German Renaissance, Thesis University of North Dakota, 2012. Siehe <http://gradworks.umi.com/15/14/1514599.html> [Zugriff: 11.2.2013].



# **Gewaltexport zwischen „Ausschaffung“ von Straftätern, Soldatenhandel und obrigkeitlichen Interessen an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert**

Von *Ludolf W. G. Pelizaeus*

Gewaltmärkte sind nicht allein Söldnermärkte in der Frühen Neuzeit gewesen, sondern es müssen auch solche Orte in der folgenden Untersuchung einbezogen werden, an denen Menschen ausgetauscht wurden, die ihren Weg nicht freiwillig unternommen hatten. Diese Personengruppen sollen im Zentrum stehen und zur Gesamtthematik beitragen, weil es auch beim Menschenhandel differierende „Werbegebiete“ und Einsatzgebiete gab<sup>1</sup>. Dabei werden die Zusammenhänge nicht für angeworbene, sondern vielmehr entweder für verurteilte oder doch mit Zwang in die Einsatzgebiete gesandte Personen betrachtet.

Es gilt sich daher bewusst zu machen, dass keine Individualentscheidung zum Ortswechsel führte, sondern vielmehr obrigkeitliche Vorgaben ausschlaggebend waren. Mit der Versendung versuchte die Obrigkeit, in

---

<sup>1</sup> Der Begriff „Menschenhandel“ ist für die Frühe Neuzeit nicht klar umrissen. Es wird im folgenden Aufsatz die Überlassung eines Menschen gegen Geld ohne dessen Einwilligung unter Menschenhandel verstanden, womit sich an die Definition in § 233 StGB angelehnt wird: „Wer eine andere Person unter Ausnutzung einer Zwangslage [...] zur Aufnahme [...] einer Beschäftigung bei ihm oder einem Dritten zu Arbeitsbedingungen, die in einem auffälligen Missverhältnis zu den Arbeitsbedingungen anderer [...] stehen, welche die gleiche oder eine vergleichbare Tätigkeit ausüben, bringt [...]“ macht sich strafbar, wodurch allerdings auch nicht der „Menschenhandel“, sondern lediglich „sexuelle Ausbeutung“ und „Ausbeutung“ in § 232 und 233 StGB definiert werden. Vgl. den Text auf URL: <http://www.juraforum.de/gesetze/stgb/232-menschenhandel-zum-zweck-der-sxuellen-ausbeutung> [Zugriff: 15.6.2013]. Der Versuch, eine klare Definition von „Menschenhandel“ zu finden, war bisher nicht erfolgreich. Vgl. zur Diskussion um die Frage der möglichen Scheidung „Sklaverei“ „Gefangene“. Wolfgang Kaiser, Introduction, in: Le commerce des captifs. Les intermédiaires dans l'échange et le rachat des prisonniers en Méditerranée, XVe–XVIIe siècles, hrsg. v. Wolfgang Kaiser, Rom 2008, 1–14, hier 3–6; Nicole Priesching, Von Menschenfängern und Menschenfischern. Sklaverei und Loskauf im Kirchenstaat des 16.–18. Jahrhunderts, Hildesheim/Zürich/New York 2012, 9–10; Michael Mann, Sahibs, Sklaven und Soldaten. Geschichte des Menschenhandels rund um den Indischen Ozean, Darmstadt 2012, 9–19 bezieht sehr unterschiedliche Formen des Menschenhandels ein, liefert aber keine Definition.

dem ihr unterstellten Raum das Gewalt- und Aggressionspotential durch eine Auslagerung zu reduzieren. Indem alle diejenigen, die der Herstellung der Ordnung im Wege standen, „ausgeschafft“ wurden, schien ein solches Ziel erreichbar<sup>2</sup>. Die Zwangsmigration war also ohne die Möglichkeit der Rückkehr gedacht und dies macht verständlich, warum die Galeerenstrafe nicht nur wegen der enormen Strapazen, sondern auch aufgrund ihres endgültigen Charakters als Todesstrafe auf Raten verstanden wurde. Dies bedingte, dass das „Werbegebiet“ peripher zum Kriegsgebiet liegen musste.

Doch konnte das Ziel der geplanten Gewaltreduktion erreicht werden und wie verhielten sich Ausgangs- und Zielregion zueinander? Diese Fragen werden im folgenden Aufsatz vornehmlich anhand von Material aus der Steiermark am Ende des 17. und am Anfang des Jahrhunderts betrachtet werden. Im Sinne der „entangled history“ werden dabei aber auch die Netzwerkbezüge in den südwestdeutschen Raum nicht aus den Augen verloren werden<sup>3</sup>.

## I. Die Migration von der Söldnerlandschaft zum Kriegsgebiet

Für die erfolgreiche „Ausschaffung“ war es der Obrigkeit wichtig, die Gefahr der Rückkehr der Verurteilten gering zu halten, da die Reintegration nach der Entlassung nicht mehr angestrebt wurde. Die gewaltsam geworbenen oder aufgrund einer Verurteilung versandten Männer sollten daher weit von der Heimat eingesetzt werden. Mit Menschentransporten gelangten sie daher entweder auf den ungarischen Kriegsschauplatz oder in den Mittelmeerraum, also jeweils in Zonen ständiger Konfliktivität

<sup>2</sup> Gerd Schwerhoff, Aktenkundig und gerichtsnotorisch. Einführung in die historische Kriminalitätsforschung, Tübingen 1999, 130–140; Wolfgang Wüst, Grenzüberschreitende Landesfriedenspolitik: Maßnahmen gegen Bettler, Gauner und Vaganten, in: Reichskreis und Territorium: die Herrschaft über der Herrschaft? Suprateritoriale Tendenzen in Politik, Kultur, Wirtschaft und Gesellschaft. Ein Vergleich süddeutscher Reichskreise, hrsg. v. Wolfgang Wüst, Sigmaringen 2000, 153–178; Gerd Schwerhoff, Kriminalität, in: Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 7, hrsg. v. Friedrich Jaeger, Stuttgart 2008, Sp. 206–226, hier 215–218; Wolfgang Kaiser, Why not? Gewaltökonomie im Mittelmeerraum in der Frühen Neuzeit, in: Kriegswirtschaft und Wirtschaftskriege – économie de guerre et guerres économiques, hrsg. v. Valentin Groebner, Sébastien Gueux und Jacob Tanner, Zürich 2008, 39–50.

<sup>3</sup> Michel Espagne, Les transferts culturels franco-allemands, Paris 1999, 27–34; Michel Espagne, Der theoretische Stand der Kulturtransferforschung, in: Kulturtransfer. Kulturelle Praxis im 16. Jahrhundert, hrsg. v. Wolfgang Schmale, Innsbruck 2003, 63–75, hier 66–75; Michael Werner/Bénédicte Zimmermann, Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der *Histoire croisée* und die Herausforderung des Transnationalen, in: Geschichte und Gesellschaft 28 (2002), 607–636, hier 630–636.

und damit hoher Mortalität, um am Zielort entweder in den Fußtruppen oder auf den Galeeren eingesetzt zu werden<sup>4</sup>.

Für das Funktionieren des Austauschsystems wirkten Push- und Pull-Faktoren zusammen: Zu dem von der Obrigkeit forcierten Push-Faktor Ausweisung, kam als Pull-Faktor die Nachfrage nach Rekruten und Ruderern<sup>5</sup>. Doch der Markt war starken Schwankungen ausgesetzt. Wachsende Schiffsgrößen nach 1650 ließen den Bedarf steigen, doch besonders Kriege und Epidemien führten zeitweise zu starker Nachfrage. Daher wurden auch dort, wo „freiwillige“ Ruderer zum Einsatz kamen, wie beispielsweise auf den päpstlichen Galeeren, zusätzlich angekauft Männer (forzati) eingesetzt<sup>6</sup>. Gleichermaßen griffen die großen Schiffsnationen Frankreich und Venedig zur Deckung auftretender Lücken auf „importierte“ Straftäter zurück. Der damit gegebenen Pull-Faktor erlaubte es den deutschen Territorialherren seit dem 16. Jahrhundert, „verurteilte Ublhäter [...] uf die Galleren“ zu senden<sup>7</sup>.

---

<sup>4</sup> Wolfgang Kaiser, Les „hommes de crédit“ dans les rachats de captifs provençaux (XVIe–XVIIe) siècles, in: *Kaiser*, commerce (Anm. 1), 291–319; Wolfgang Kaiser, Art. „Mediterrane Welt“, in: Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 8, hrsg. v. Friedrich Jaeger, Stuttgart 2008, Sp. 249–260; Anne Duprat, La guerre de course en récits. Terrains, corpus, séries – Introduction, in: La guerre de course en récits. Terrains, corpus, séries, hrsg. v. Anne Duprat, 2010, URL: [<sup>5</sup> Neben der Versendung auf die Galeere gab es die Zuchthäuser, die ebenfalls mit einem räumlich begrenzten Arbeitseinsatz verbunden waren. Falk Bretschneider, Das „gemeinsame Haus“. Personal und Insassen in den Zuchthäusern der Frühen Neuzeit, in: Personal und Insassen von „Totalen Institutionen“ zwischen Konfrontation und Verflechtung, hrsg. v. Falk Bretschneider/Martin Scheutz/Alfred Stefan Weiß, Leipzig 2011, 157–196, hier 162–165.](http://www.oroc-crlc.paris-sorbonne.fr/index.php/?visiteur/Projet-CORSO/Ressources/La-guerre-de-course-en-recits, 4-14, hier 9–10 [Zugriff: 20.6.2013].</a></p></div><div data-bbox=)

<sup>6</sup> Vgl. für die Situation im Kirchenstaat: Priesching, Sklaverei (Anm. 1), 159–234. Spanien hatte die Galeerenstrafe 1502 eingeführt, gefolgt vom Kirchenstaat 1511, Frankreich war 1490 vorangegangen. Nicole Castan/André Zysberg, Histoire des galères, bagnes et prisons en France de l’Ancien Régime, Toulouse 2002; Marc Vigié, Les galériens du roi, 1661–1715, Paris 1985, 169–171; Hans Schlosser, Die infamierende Strafe der Galeere, in: Festschrift für Hans Thieme zu seinem 80. Geburtstag, hrsg. v. Karl Kroeschell, Sigmaringen 1986, 253–263, hier 255–258.

<sup>7</sup> Nicht die Vergeltung sollte mehr im Zentrum der Strafe stehen, so hat Hans Schlosser nachgewiesen, sondern die „Utilität“, wobei diese Wandlung im Rechtsdenken im Heiligen Römischen Reich eine Rezeption italienischer Rechtsfiguren darstellte. Entscheidend war der seit dem 16. Jahrhundert geführte Diskurs der poena extraordinaria, mit der man eine Anpassung des Strafmaßes an die Tat zu erreichen glaubte. Hans Schlosser, Zwangsarbeit als Strafe, in: Bayern und Italien. Transalpiner Transfer in der Frühen Neuzeit, hrsg. v. Alois Schmid, München 2010, 225–237, hier 230–232; Schwerhoff, Aktenkundig (Anm. 2), 130–140. Zu trennen sind solche Fälle, bei denen eine rechtskräftige Verurteilung mit regulärem Strafverfahren der Versendung vorausging, von solchen Fällen, die nach verkürztem

Für das Funktionieren der Verschickung bedurfte es stets eines Systems, welches als Netzwerk funktionierte und zwischen Deutschland und Venedig, Toulon und Marseille zu funktionieren hatte, um frühzeitig Angebot und Nachfrage regeln zu können. Die meisten im deutschsprachigen Raum arbeitenden Unterhändler für den Menschenhandel verfügten über soziale Strukturen und Netzwerke. Sie besaßen Beziehungen zu zentralen Nachrichtenbörsen vor Ort, so zum Fondaco dei Tedesci in Venedig oder zur Börse nach Lyon und zur Messe nach Nancy<sup>8</sup>.

Das Schätzen der Gesamtgröße der angesprochenen Menschentransporte fällt nicht leicht. Meist sind es zahlenmäßig kleine Transporte, die es schwer machen, genaue Gesamtzahlen benennen zu können<sup>9</sup>. Aufgrund der Hinweise aus verschiedenen Einzelquellen kann aber davon ausgegangen werden, dass Menschenverschickungen im deutschsprachigen Raum nie ähnlich hohe Ziffern wie in Frankreich erreichten. Viel-

---

Policeyverfahren eine Verschickung lediglich wegen Vagabundierens nach sich zogen. Dies bedeutete, dass lediglich solche Personen, die ein ordentliches Verfahren erhielten, gewisse Chancen hatten, der Verschickung zu entgehen. *Thomas Simon*, „Gute Policey“. Ordnungsleitbilder und Zielvorstellungen politischen Handelns in der Frühen Neuzeit, Frankfurt a.M. 2004, 450–459. Vgl. den Fall im Institut für Stadtgeschichte Frankfurt [ISG F], Criminalia 3024, 1714–1720, der ein Beispiel für ein Verfahren darstellt, bei dem der Verurteilte durch seinen Anwalt versucht, gutachtlich Verfahrensfehler nachzuweisen, um eine Aufhebung der Strafe oder evtl. eine Appellationsmöglichkeit an das Reichskammergericht zu erreichen.

<sup>8</sup> Direkte Beziehungen nach Toulon und Marseille und die Verbindungen zu Freikäufern ließen sich bisher nicht nachweisen. Vgl. *Giuseppe Bonaffini*, Intermediari del riscatto degli schiavi siciliani nel Mediterraneo (secoli XVII–XIX), in: Kaiser, commerce (Anm. 1), 251–266. Als Beispiel für weitreichende Netzwerke siehe ebd., 252–255; *Ernstpeter Ruhe*, Les religieux trinitaires dans les pays habsbourgeois et leurs publications sur le rachat, La guerre de course en récits. Terrains, corpus, séries, hrsg. v. Anne Duprat, 2010, URL: <http://www.oroc-crlc.paris-sorbonne.fr/index.php/?visiteur/Projet-CORSO/Ressources/La-guerre-de-course-en-recits>, 69–78 [Zugriff: 20.6.2013] zu den Beziehungen zwischen Mittelmeer und den habsburgischen Landen.

<sup>9</sup> *Rudolf Jaun* (Hrsg.), Schweizer Sold Dienst. Neue Arbeiten, neue Aspekte, Birnensdorf 2010, 105–122; *Dirk Hoerder/Jan Lucassen/Leo Lucassen*, Terminologien und Konzepte in der Migrationsforschung, in: Enzyklopädie Migration Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, hrsg. v. Klaus J. Bade et al., 2. Aufl., Paderborn 2008, 28–53, hier 32–39. Vgl. *Philipp Losch*, Soldatenhandel, Kassel 1974 [Nachdruck der Originalausgabe 1933], 7–59; *Peter Hamish Wilson*, War, State and Society in Württemberg 1677–1793, Cambridge 1995, 26–46; *Peter Hamish Wilson*, War in German Thought, in: European History Quarterly 28 (1999), 5–49, hier 25–27; *Frank Westenfelder*, Eine kleine Geschichte der Söldner. Historische Gestalten auf dem Weg in die Moderne, Sankt Augustin 2011. Es existiert eine Reihe von verschiedenen Geschichten und Einzelschicksalen, aber keine umfassende Darstellung. Vgl. auch: URL: <http://www.kriegsreisende.de/absolutismus.htm> [Zugriff: 15.6.2013].

mehr werden zwischen 1670 und 1740 durchschnittlich kaum mehr als 50 Menschen jährlich aus deutschen Territorien deportiert worden sein. Insgesamt waren aber in dieser Zeit mehrere Tausend Menschen betroffen, so dass der Handel keinesfalls nur eine Marginalie darstellte<sup>10</sup>.

## II. Die Rolle der Landesherrschaft

Die Versendung geschah als „joint venture“. Am Ausgangsort übernahm es die Landesherrschaft, möglichst pünktlich die gewünschte Zahl von Verurteilten oder die auf dem Land als „herumstreifendes Gesindel“ bezeichneten Gefangenen an die Sammelstellen zu liefern. Von dort wurde der Weitertransport von Privatunternehmern organisiert, deren Aufgabe die Übergabe an weitere Zwischenhändler oder die Vertreter der jeweiligen staatlichen Marinen war.

Betrachten wir im Folgenden das Beispiel Steiermark. Der erste Schritt bestand hier stets in einer „Quantitätsermittlung“. Dazu ergingen von der Grazer Regierung seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert regelmäßig Aufforderungen an Bürgermeister und Räte in der ganzen Steiermark, aber auch nach Kärnten oder Niederösterreich, Personen zu melden, die möglicherweise auf die „Galeere“ zu begnadigen seien<sup>11</sup>. So konnte ein funktionierendes Versendungssystem entstehen, in dem die Landesbehörde bereits zu versendende Menschen registriert hatte, bevor sich ein „Menschenhändler“ bei dieser meldete, um Verurteilte in Empfang nehmen zu können<sup>12</sup>. Dies ermöglichte den Landesbehörden gewisse Pla-

<sup>10</sup> Die Zahlen sind Schätzungen, genauso wie die benannten Deserteure aus der französischen Armee 1716–1717, die mit 11'499 angegeben werden. Es steht zu erwarten, dass die Zahl der Verurteilten bei weiteren Forschungen zunehmen wird. In Frankreich war die Strafe der Versendung auf die Galeeren für Deserteure 1685 eingeführt worden. John A. Lynn, *Giant of the Grand Siècle: The French Army, 1610–1715*, Cambridge 1997, 407–412. Vgl. zur Soldatenwerbung Stefan Huck auf URL: [http://www.amg-fnz.de/projekte/akt\\_pro2.php?ID=20](http://www.amg-fnz.de/projekte/akt_pro2.php?ID=20) [Zugriff: 31.5.2011]. In Mainz wurden zwar nur 2 % auf die Galeere gesandt, so lag dies einmal daran, dass die Strafe nur 1715–1723 verhängt wurde und zweitens gerade Mainz keine nennenswerten Subsidientruppen stellte. Karl Härtler, *Policey und Strafjustiz in Kurmainz. Gesetzgebung, Normdurchsetzung und Sozialkontrolle im frühneuzeitlichen Territorialstaat*, 2 Bde., Frankfurt a.M. 2005, Bd. 1, 526.

<sup>11</sup> „Leute, die zum Tod oder [...] ad operas publicas condemnirt sein, der Venezianischen Republica seind den dazu bestellten Leithen nunmehr würklich außgevolget zu werden“. Steiermärkisches Landesarchiv Graz [StLA Graz], Landschaftliches Archiv Antiquum VII Gerichtswesen, 4 Strafrecht 77, Regiment an Landrichter, Graz, 22.8.1645; Kaiserlicher Rat, 13.10.1645.

<sup>12</sup> „[...] bei Abschickung der Delinquenten zur ruderbankh, das verbrechen und die straff Zeit ohnfehlbar beygemerkhet, auch sonst all übriges Beobachtet werde,

nungsmöglichkeiten, spezifischen Angeboten für Gewaltmärkte zu folgen. Stand nun ein Transport an, für den zu wenige Personen gemeldet worden waren oder umgekehrt ein verstärkter Bedarf zu erwarten stand, so übte die Landesbehörde Druck aus, um die Zahl der genannten Personen zu erhöhen. Es erfolgten dann vielfach Aufforderungen, erneut nach „qualifizierten Übelthätern“ Ausschau zu halten und diese zu melden. Eine Erweiterung des „Lieferpotentials“ war möglich, da es dank der „Willkürstrafe“ eine Spannbreite juristischer Interpretation gab, in der eine Verurteilung auf die Galeere angebracht scheinen konnte.

Die Verhängung der „Willkür Strafe“ basierte auf dem Gedanken des Ermessensspielraums der Richter, der freilich vor dem Hintergrund, dass „bey dergleichen Ehrlosen Leuten keine Hoffnung der Verbesserung, auch das Land von selbigen zu reinigen ist“, eher zum Nachteil der Angeklagten ausfiel. Dabei wurde die Verhängung der Galeeren Strafe als Gnadenmittel verstanden, die bei einer durchaus breiten Delinquenzvarietät zum Einsatz kam<sup>13</sup>.

Die örtliche Justiz agierte aber bei der Verurteilung auf die Galeere nicht einfach blind bedarfsorientiert, sondern vielfach wurde von den Lokalgerichten recht umfangreich und abgewogen begründet. Bei einer Versendung wurde meist betont, dass es sich um unverbesserliche (in modernen Worten nicht resozialisierbare) Wiederholungstäter handele, von denen eine grundsätzliche dauerhafte Gefahr für die Gesellschaft ausgeginge<sup>14</sup>. Bei den vielen Verurteilungen konnte es zu Interessenkonflikten kommen, und zwar entweder, weil die vorgesetzte Obrigkeit viele Rudeerer oder Soldaten brauchte und diesen Bedarf weiter zu leiten hatte, oder weil die Lage in dem örtlichen Gefängnis zu eng wurde und sich der Gefangenen auch entledigt werden sollte.

Dies war insbesondere ab 1714 der Fall, als erstens die Türkenkriege hohe Opfer forderten, zweitens das Königreich beider Sizilien mit dem Galeerenhafen in Neapel an die österreichischen Habsburger gefallen war und drittens schließlich viele Menschen aufgrund der langen Kriegs-

---

was Höchstdieselbe wegen sicheren überbringung derlerey [...] listen nach fiume [...] verordnet“. StLA Graz, Landschaftliches Archiv Antiquum VII Gerichtswesen 77, Resolution, Graz, 11.12.1719.

<sup>13</sup> „Schickung auf die Galeeren, [...] mit einer die Todes-Straffe lindernden Umständen versehene Delinquenten, [...] der Capital- und Todes-Straffe gleich geschätzet“. Zedler Universal Lexicon aller Wissenschaften und Künste, Bd. 64, 229, URL: <http://www.zedler-lexikon.de/index.html> [Zugriff: 16.6.2013].

<sup>14</sup> StLA Graz, Meillerakten, XIIIc Landrecht 1716: Begründungen wie „alß ein gefährlicher Mensch“. Bericht des Hauptmanns zu Fiume, Fiume, 28.5.1716 oder „rachgieriger Mensch [...] suspecte Reden“. Richter zu Cilly an Innerösterreichische Regierung, Cilly, 21.8.1716.

zeit aus ihren sozialen Bezügen gerissen worden waren. Die Behörden in den Erblanden fassten den Kreis der zu Verurteilenden relativ weit mit der Folge der Steigerung von Delinquenz. Diese sich gegenseitig bedingende Interaktion bildet sich an den 1721–1727 in Fiume erstellten Listen von Verurteilten ab. Dank dieser auf italienisch geführten Listen verfügen wir für 160 Menschen über Angaben zu Herkunft, Alter und Verurteilungsgrund<sup>15</sup>.

Die meisten waren für Diebstahl und Unterschlagung, das „*crimen furti*“ verurteilt worden<sup>16</sup>. Bei den angeführten Gründen müssen wir jedoch bedenken, dass in diesen Jahren, diktiert durch „Kriegsbedürfnisse“, aufgrund der Anwendung der sogenannten „willkürlichen Strafe“ („*poena arbitraria*“) „Vaganten und Zigeuner“ fast immer und eigene Untertanen teilweise „willkürlich“ verurteilt worden waren<sup>17</sup>. Anders verhält es sich mit Straftaten wie Raub, Aufstand, Sittlichkeits- oder Religionsdelikten, bei denen wir meist, wie oben ausgeführt, weiterhin von regulären Verfahren ausgehen können<sup>18</sup>.

---

<sup>15</sup> StLA Graz, Meillerakten XIIIe Landrecht 1719–1735. Weitere ergänzende Informationen finden sich auf der Datenbank von *Susanne Hohenberger*, unter Mitarbeit von *Evelyne Luef* und *Beate Pamperl*, Kriminalität in und um Wien 1703 bis 1803. Eine Datenbank. Wien 2010, URL: [http://homepage.univie.ac.at/susan.ne.hohenberger/kriminaldatenbank/?page\\_id=8](http://homepage.univie.ac.at/susan.ne.hohenberger/kriminaldatenbank/?page_id=8) [Zugriff: 16.6.2013], die für Wien zwischen 1716 und 1732 263 Verurteilungen auf die Galeere ausweist. Vgl. als anderer Aspekt des Söldnerwesens: *Robert-Peter Eyer*, Die Schweizer Regimenter in Neapel im 18. Jahrhundert (1734–1789), Bern 2008, zur Rekrutierung 333–335.

<sup>16</sup> Nicht nur Diebstahl, sondern auch die „Unterschlagung an beweglichen fremden, wie durch fremdes Pfandrecht dem Angeklagten zur Nutzung zur Verfügung stehende Objekte, welches sich eine Person ganz (*furtum rei ipsus*) aneignen oder für einen Gebrauch (*furtum usus*) aneignen will oder die Entziehung der eigenen Sache aus fremden Rechten (*furtum possesionis*)“ wurden unter „*crimen furtus*“ subsumiert. Zudem wurde keine scharfe Trennung zur Sachbeschädigung gemacht, ja einzelne Fälle des Furtum würden heute als Betrug bezeichnet werden. Vgl. *Karl Binding* (Hrsg.), Grundriß des Deutschen Strafrechts. Allgemeiner Teil, 6. Aufl., Berlin 1902, 6–7.

<sup>17</sup> Allerdings nahmen die „Ausschickungen“ derart überhand, dass man sich in Graz gegen die „Delinquenten in solcher Menge“ wehrte und bat, sie entweder mit genauer Urteilsangabe zu senden, was wohl immer noch nicht funktionierte oder „ad metalla in die ungarischen Bergwercke“ zu senden. StLA Graz, Landschaftliches Archiv Antiquum, VII Gerichtswesen, 4 Strafrecht, 77 Verwendung von Gefangenen auf genuesischen und venetianischen Galeeren, Resolution, Graz, 20.9., 10.10.1727. Vgl. *Härter*, Policey (Anm. 10), Bd. 2, 654–658.

<sup>18</sup> Hier ist nur ein „sample“ vorgestellt, die Quellen erlauben weitere Fragen, wie zu Alter und Herkunft. StLA Graz, VII Gerichtswesen [...] Meillerakten, XIIIe Landrecht 1719–1735, Hafenverwaltung an Graz, Fiume, Wien, 25.9.1721; Fiume, 2.8.1727, fol. 360–409. Bei den von Härter untersuchten Fällen sind von 81 nur 8 Personen wegen Staats, Policey, Gewalt, Sexualdelikten aufgeführt, während 52

Bei der Herkunft der Straffälligen fällt auf, dass ihre Mehrheit aus Wien, Nieder- und Oberösterreich stammte. Doch der geographische Einzugsbereich reicht bis nach Galizien und Böhmen, wobei unklar ist, ob es sich hierbei um Personen handelte, die aus diesen Landschaften stammten oder auch erst dorthin verbracht wurden, letzteres scheint jedoch durchaus wahrscheinlich<sup>19</sup>.

Auch die Altersstruktur war weit gefächert, wenngleich Personen über vierzig selten waren, da sie nicht mehr als diensttauglich galten. Die Dauer der Verurteilung lag im Schnitt bei 3–5, oft auch 7 Jahren. 10 Jahre oder „Lebenslänglich“ waren erheblich seltener, doch gilt dabei zu bedenken, dass nur selten Verurteilte zurückkehrten, da zwei Jahre auf der Galeere vielfach den Tod bedeuteten<sup>20</sup>.

### III. Die Soldunternehmer

Das System der Versendung funktionierte wie Zahnräder, die ineinander greifen mussten<sup>21</sup>. Zunächst bedurfte es der Erfassung durch die Lokalbehörden, auf deren Grundlage die regionalen Stellen sich an Menschenhändler wenden konnten, die den eigentlichen Transport nach Frankreich und Italien durchzuführen hatten. Oft handelte es sich bei ihnen um verabschiedete Militärs oder Werbeoffiziere, die aber durchaus Geld und Ansehen hatten. Denn die Begleitung eines Gefangenentransports verlangte gute Beziehungen, um den Bedarf zu ermitteln und ausreichend Geldmittel, um alle während des Transportes anfallenden Ausgaben aufbringen zu können. Dabei handelte es sich nicht allein um Lebensmittel für die Gefangenen, sondern auch um die Bezahlung von Begleitpersonal, das möglichst mit der Eskortierung von dienstunwilligen Personen Erfahrung haben sollte. Gezahlt wurde erst bei Übernahme

---

wegen Diebstahl und 31 wegen Vagantentum verurteilt wurden. *Härter, Policey* (Anm. 10), Bd. 1, 517–532.

<sup>19</sup> Vgl. *Stefan Kroll*, Kursächsisches Militär und ländliche Randgruppen im 18. Jahrhundert, in: *Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit*, hrsg. v. Stefan Kroll/Kersten Krüger, Hamburg 2000, 275–295 zu den grenzüberschreitenden Aktivitäten von Räuberbanden im böhmisch-sächsischen Grenzbereit.

<sup>20</sup> StLA Graz, Meillerakten, XIIIId Landrecht, Hafenverwaltung an Graz, Fiume, 22.11.1721, fol. 360.

<sup>21</sup> Wenngleich der „Staat“ natürlich die Gerechtsame für die Strafverfolgung hatte, bedurfte er der Zusammenarbeit mit den lokalen Gruppen für die Erreichung von Tätern. *Frank Kleinhagenbrock*, Untertanenpartizipations im frühneuzeitlichen Hohenlohe, in: *Württembergisch Franken* 92 (2008), 37–48, hier 38–43 zu den Möglichkeiten von Partizipation.

und nur für solche Personen, die geeignet waren. Das Risiko der Agenten war also hoch<sup>22</sup>. Sie mussten sich selbst um die „Einwerbung“ von Aufträgen in Deutschland kümmern, zugleich die Abnahme in Italien und Frankreich sicherstellen und schließlich die Kosten weitgehend vorstrecken<sup>23</sup>. Das hohe Geschäftsrisiko macht es verständlich, dass die Agenten darauf drangen, dass vor der Versendung aus den Gefängnissen alle Kandidaten auf der Liste mit einem „Taugt“ hinter dem Namen versehen wurden oder besser noch ein ärztliches Zeugnis für die menschliche Ware mitgegeben wurde. Anders als Werbeoffiziere konnten sie die zur Verschickung vorgesehenen Menschen vielfach vorher nicht inspizieren<sup>24</sup>. Erst nach 1740, als die Abnahme der Galeoten zunehmend schwierig wurde, zahlten die Behörden für die Abnahme ein Kopfgeld und gaben „Zehrgeld“ für den Transport<sup>25</sup>.

Betrachten wir das Funktionieren dieses Systems für das Reich am Beispiel von Nicolaus Friedrich Langmantel von Wertheim, Stadthauptmann in Augsburg<sup>26</sup>. Sein Rekrutierungsgebiet war Schwaben, welches

---

<sup>22</sup> So bemerkt ein Agent 1756 resignierend in Bezug auf Frankreich: „In der Intendance konnte man mir die Unkosten, so an die Marechaussee wegen Übernahme und Begleitung der Galériens zu bezahlen, eigentlich nicht determinieren [...]“ Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden [HHStA W], 152/29, Deimling an Geheimen Rat, Lahr, 11.12.1756. Vgl. *Martin Klinsmann, Origine, traitement et destin des condamnés aux galères dans le sud-ouest de l'Allemagne et en Bourgogne, unveröffentlichte maîtrise, Cotutelle Mainz/Dijon 2007*, 64.

<sup>23</sup> Am Ende des 17. Jahrhunderts wurden Wünsche der italienischen Agenten laut, die sich an den Standards in Frankreich und Teilen Italiens orientierten. Sie forderten von den deutschen Behörden, dass bei allen Galeoten zumindest ihr Delikt angegeben werden sollte, was eine Versicherung gegen mögliche Regressforderungen für sonst von Kapitänen abgelehnte Gefangene darstellte. StLA Graz, Landschaftliches Archiv Antiquum, VII Gerichtswesen, 4 Strafrecht, 77 Verwendung von Gefangenen auf genuesischen und venetianischen Galeeren, Resolution, Graz 11.12.1719.

<sup>24</sup> StLA Graz, Meillerakten, XIIIif Landrecht Ablieferung von Delinquenten auf Galeeren 1669–1684, Reg. Berichte der innerösterreichischen Landgerichte, 2.1684.

<sup>25</sup> „mit den bekannt gemachten Gebührnissen samt der anliegenden Akte der Condemnation wie auch dem nötigen Passport und Zehrgeld“. HHStA W, Abt. 152, 29/17, An fürstl. Amt zu Neu-Saarwerden, Weilburg den 19.3.1760.

<sup>26</sup> Institut für Stadtgeschichte Frankfurt [ISGF], Criminalia Akten 4739, [Rat?] an „Stadtgardehauptmann“ Wertheim v. Langenmantel, [Frankfurt a.M.], 24.1.1738; Wertheim an Bürgermeister und Rat, Augsburg, 16.3.1739; Wertheim an Pfleger, Bürgermeister und Rat, Frankfurt a.M., Augsburg, 19.1.1738; Rat zu Frankfurt a.M. an Wertheim, Frankfurt a.M. 7.3.1739. Zur Familie vgl. Langmantel von Wertheim, in: *Stadtlexikon Augsburg*, online unter [http://www.stadtlexikon-augsburg.de/\[Zugriff: 12.5.2013\]](http://www.stadtlexikon-augsburg.de/[Zugriff: 12.5.2013]); *Hans Schlosser, Lukrativer Handel der Reichsstadt Augsburg mit Straftätern im 18. Jahrhundert*, in: *Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben* 102 (2010), 387–397.

er durch Hessen erweiterte. Daher wandte er sich 1737 an den Rat von Frankfurt am Main<sup>27</sup>, verwies zunächst auf seine Empfehlungen, nämlich sowohl im Namen von Kurbayern wie der Stadt Augsburg den „würckliche aufftrag“ erhalten zu haben, „einige Durch verschiedene verbrechen ad tiremes qualificierte maleficanten [...] biß nachher Venedig zu überlieffern“. Er konnte hervorheben, beide Reichsstände hätten ihm „so gleich eine ziembliche anzahl [...] zu lieffern“ zugesagt. Es wird deutlich, wie der Zug von Gefangenen anstand und Langmantel durch die Ausweitung des Einzugsradius hoffte, seinen Transportaufwand zu ökonomisieren, weswegen er dem Frankfurter Magistrat verdeutlichte, er hoffe Menschen geliefert zu bekommen, „so fern von solchen maleficanten etwas vorhanden seyn solte“<sup>28</sup>.

So wie Langmantel im Reich war der aus einer friaulischen Familie stammende „Kommissar Mateo Wencelao Koidelli“, der Besitzungen in der Nähe des slowenischen Görz aufzuweisen hatte, für die Grazer Regierung als Agent tätig, um die Menschentransporte durch das heutige Slowenien nach Venedig zu organisieren<sup>29</sup>. Langmantel von Wertheim stammte aus einer Augsburger Patrizierfamilie, war Stadthauptmann, besaß sowohl die notwendigen enge Kontakte nach München wie zu den „Tavole“, also den beiden deutschen Kaufmannsorganisationen in Venedig<sup>30</sup>. Mateo Coidelli am Anfang des 18. oder Carlo della Oneda am Ende des 17. Jahrhunderts stammten ebenso aus angesehenen Familien und nutzten Familitentradition wie Prestige für enge Beziehungen nach Triest und Neapel<sup>31</sup>.

Die soziale Herkunft der Verschickten ist nur sehr lückenhaft zu klären. Von dem Zug von Coidelli haben wir beispielsweise deshalb Informationen, weil die Gefangenen ausbrachen, teilweise zurückgebracht

<sup>27</sup> Zur Bedeutung der Handelsmetropolen anhand von „Avisi“ zwischen Venedig und Augsburg: Wolfgang Kaiser, Ein europäisches Medienereignis: die Belagerung und „Einnahme“ von Marseille (17. Februar 1596), in: Kriegs/Bilder in Mittelalter und Früher Neuzeit, hrsg. v. Birgit Emich/Gabriela Signori, Berlin, 2009, 183–196, hier 191–193.

<sup>28</sup> ISG F, Criminalia Akten 4739, Wertheim an Pfleger, Bürgermeister und Rat, Frankfurt a.M., Augsburg, 19.1.1738.

<sup>29</sup> StLA Graz, Meillerakten XII c-6, Stadt und Landgerichte und Beisitzer, nom. Joseph Hartmann an Ks., [Graz, 11.1716].

<sup>30</sup> Ludolf Pelizaeus, Räumliche Bezugsebenen: Grenzüberschreitende Strafverfolgung im Oberrheinischen Kreis und der Steiermark bei der Verschickung auf die Galeeren im 18. Jahrhundert, in: Reichskreise und Regionen im frühmodernen Europa – Horizonte und Grenzen im spatial turn, hrsg. v. Wolfgang Wüst/Michael Müller, Frankfurt a.M. 2011, 443–466.

<sup>31</sup> Ich danke André Holenstein (Bern) und Saso Jerse (Ljubljana) für ihre Hinweise auf die Familie. Zu Coidelli auch: StLA Graz, Carlo della Oneda [?] an Rgt. Graz, Giutiu [?], 3.3.1669.

und dann befragt wurden. Zwei Personen seien nun auch hier heraus ge- griffen: Jörg Peytacht (24 Jahre) und „Andreas Clapizerth“ (28 Jahre). Wir erfahren zwar aus den Quellen, dass beide Leinenweber waren, aber leider keinen Verurteilungsgrund. Beide waren im böhmisch-schlesischen Grenzraum beheimatet, doch während Peytacht aus „Altstatt in Ober- Schleßien“ (Staré Město pod Sněžníkem; Mährisch Altstadt) stammte, kam Clapizerth ursprünglich um Malenovice („Malinoviz“) bei Mährisch Ostrau (Ostrava) und war bis zum Abtransport „gewester unterthan der Herrschaft friedegg in Ober Schlesien Sagan“, also an die Grenze zu Oberschlesien nach Frýdek-Místek (*Friedeck-Mistek*) gezogen. Die Kom- munikation im Gefangenenzug war schwierig, da die übrigen fünf Ge- fangenen „so deutsch geredet“, während Peytacht und Clapizerth „mit- einand alleinig Böhmischt“ sprachen. Der Plan der Beiden war es, „sich ohnfehlbar widerumb in Mähren“ einzufinden, also einfach zurück zu kehren. Beide Verurteilte waren nur Mitläufer beim Fluchtversuch, die von „Josef“ organisiert wurde, „so schon vorhin einmahl auf die Galeer- en condemniert worden“<sup>32</sup>. Die hier vorgestellte Gruppe setzte sich aus kleinkriminellen Wiederholungstätern, einem Hochstapler und straffällig gewordenen Kleinhandwerkern zusammen, was möglicherweise typisch war, sich aber beim derzeitigen Forschungsstand noch nicht sicher sagen lässt<sup>33</sup>.

Es ist nachvollziehbar, dass das engmaschige Netz der Weitergaben gut funktionieren musste, weil jede Verzögerung mit Kosten verbunden wa- ren. So geriet Langmantel in Bedrägnis, weil sich „erhöbliche Rück- stände“ beim Marsch „durch Tyrol [...] geäußert“ hatten<sup>34</sup>. Die habsburg- ische Verwaltung hatte den durchziehenden Wertheim mit den „uncös- ten“ belastet. Welches Schicksal er und die Menschen, die er begleitete, nahmen, bleibt im Dunkeln. Auch von Coidelli haben wir lediglich des- wegen Kenntnis, weil seine Gefangenen in Slowenien ausgebrochen wa-

<sup>32</sup> Zitate aus: StLA Graz, Meillerakten XII c-6, Gefangenenaussage, o.O. 22.11.1716. Mit von der Partie war ein „sich vorgebender Baron“, also wohl ein Hochstapler.

<sup>33</sup> Vgl. Martin Scheutz, Alltag und Kriminalität: Disziplinierungsversuche im steirisch-österreichischen Grenzgebiet im 18. Jahrhundert, Wien 2001, 375–402; StLA Graz, Meillerakten XIIIID Landrecht, Verlautbarung f. Crain, 13.6.1716. Vgl. allgemein Robert von Friedeburg, Lebenswelt und Kultur der unterständischen Schichten in der Frühen Neuzeit, München 2002, 61–73; Otto Ulbricht, Mikroge- schichte: Menschen und Konflikte in der Frühen Neuzeit, Frankfurt a.M. 2009, 275–276. Bei Bretschneider, Haus (Anm. 5), 170–184 wird die soziale Zusam- mensetzung der Zuchthausinsassen auch nicht weiter beleuchtet.

<sup>34</sup> Der Aufsatz von Schlosser berücksichtigt, da er nur die Augsburger Archiv- bestände heranzieht, das Ende des Falles nicht. Vgl. Schlosser, Lukrativer Handel (Anm. 26), 387–397.

ren und deren Einfangen zu umfangreicher Behördenkorrespondenz führte, welche sich in der schriftlichen Überlieferung erhalten hat<sup>35</sup>.

Es eröffnet sich vor unseren Augen ein weites Netzwerk von Transferbewegungen, welches verschiedene regionale Kreise zog. Verschiedene Verwaltungsebenen, spezialisierte Agenten, lokales Begleitpersonal, schließlich aber auch Fachkräfte, wie Ärzte, Schiffer und Führer für die Wege bildeten das Handelsnetz<sup>36</sup>.

#### IV. Die soziale Herkunft der versandten Menschen

Ohne Netzwerk, so kann man also festhalten, war die Versendung nicht möglich. Doch reichte die Reaktionspalette der Bevölkerung von aktiver Unterstützung über Duldung bis hin zur Verhinderung. Vaganten und Zigeuner wurden durch Patrouillen gesucht, festgenommen und ausgeliefert. Dabei bedienten sich die Territorien gerne kleiner Einheiten der Kreistruppen, weil diese überregional als leichte Reitereinheiten unterwegs sein konnten. Vielfach waren sie jedoch selber zweifelhafter Herkunft und kooperierten mit lokalen Banden, besonders in der Nähe von wichtigen Grenzen, so im böhmisch-sächsischen oder im steierisch-krautnischen Grenzgebiet, wo sich auch die Bevölkerung, ja sogar der Lokaladel, an der Zusammenarbeit beteiligte<sup>37</sup>. Daher ließ sich hier die Verfolgung oft nur schwer umsetzen, während sich in den vielherrigen Gebieten Westdeutschlands keine Belege dafür gefunden haben, ob Jagden auf Vagabunden von der lokalen Bevölkerung erschwert oder verhindert worden seien<sup>38</sup>.

<sup>35</sup> StLA Graz, Meillerakten XII c-6.

<sup>36</sup> StLA Graz, 85 Strafarbeit und Arbeitshäuser 1716–1860, Graz, 16.3.1715.

<sup>37</sup> Scheutz, Alltag (Anm. 33), 462–486. Vgl. auch ähnliche Vorgänge in Kurmainz: Bayerisches Staatsarchiv Würzburg [BStA Wü], Wp, 3. Abg AR 11/25 Nr. 1: Herumstreifendes Gesindel, 1720–1741, Bericht von Johann Heinrich Serarius über Verfolgung von Zigeunern und deren Duldung in Metternichschem Gebiet und den Einsatz von Major Arndt, Hirschhorn, 29.11.1721. In Kursachsen wurde zwar jedem Angehörigen der Miliz, der einen einheimischen oder fremden Bettler der Obrigkeit übergab, ein Kopfgeld von 12. Gr. zugesagt, aber nur mit eingeschränktem Erfolg. Kroll, Militär (Anm. 19), 279–281.

<sup>38</sup> „[...] verderbliche Zigeuner Jauner und andere Diebs- Raub und Mord, wie auch Herrenloß und liederliche Bettel und Landstreicher Gesind [...] in diesem Ober Rheinischen Creyß [...] vor Vogelfrey erklärte Leuthe noch schärfere Mittel vorzukehren, um diesem so nachtheiligen Ohnwesen mit besserem Nachdruck zu steuern [...] wie das Zigeuner oder anderes Raub- und Diebs Gesind aufgehenckt oder nach jeder Lands-Herrschaft Gutbefinden auf die Galleeren Lebenslang condemniert werden sollen“. Hessisches Staatsarchiv Darmstadt [HStA D], R 1 A, 42/49, 1726.

Es ist einsichtig, dass der mit Zwang durchgeführte Transport von Personen zur Entstehung von Gegengewalt beitrug. „Zigeuner“, Vagabunden, Deserteure bewaffneten sich, um dem Zugriff durch die Behörden zu entgegen. Dadurch entstand ein „Gegennetzwerk“, nämlich jenes der Zusammenarbeit der Vagabunden oder der entflohenen Gefangenen mit der örtlichen Bevölkerung, die ihnen Waffen oder Lebensmitteln verkaufen<sup>39</sup>. Damit wurde das Ziel der Obrigkeit, die „Ausschaffung“ der Gewalt entschieden konterkariert. Die Verbreitung und Verteilung von gewaltbereiten Gruppen durch die Transporte führte zu Gewallexport<sup>40</sup>. Die Gewaltausbreitung wurde möglich, da die Gefangenentransporte oft aus eher kleinen Gruppen bestanden, die nicht von Soldaten, sondern von Hilfspersonal begleitet wurden, die meist nicht mit Schusswaffen, sondern nur mit Hiebwaffen und Knüppeln ausgerüstet waren. Gelang dann den aneinander angeketteten Gefangenen die Befreiung, so war es schwer möglich, alle Geflohenen wieder einzufangen<sup>41</sup>. Die Geflohenen versuchten sich entweder zum Herkunftsor durchzuschlagen, an welchem aber eine Reintegration in die Gesellschaft nicht mehr möglich war, oder sie blieben in der Region, schlossen sich Räuberbanden an oder versuchten Solddienste zu nehmen, was freilich nicht einfach war, da sie meist vor dem Transport mit einem Brandzeichen versehen wurden. Wer seinen Weg nicht zurückfand, erhöhte in der Region das Gewaltpotential. Klassische Durchzugsgebiete mit einer schwachen Zentralgewalt, so etwa der Terra ferma Venedigs, wurden auch hierdurch zu gewaltoffenen Räumen<sup>42</sup>.

<sup>39</sup> StLA Graz, Landschaftliches Archiv Antiquum VIII Polizei, Karton 9, H 24 Graff Jörger, Ödenburg (Sopron), 12.4.1724. „[...] bey letzterem Jagen auff die Zigeuner [...] hat ein Bauer von Gegendorff [...] denen Zigeiner von Ortenburg auch Pulver und Bley verkauft und ihnen zugetragen, dann hat deß Wald Forstners Tochter von Rohrbach denen selben sv. sieben paar Schuh von Schuster abgeholt und denenselben hinauß getragen und ferner, als die Miliz in die Waldungen außgerucket seynd, die Zigeuner so nach der Hand verrathen worden [...], daß bey dergleichen Umbständen alles Jagen und Postierung fruchtlos seyn muss [...]“. Berichte über weitere Kooperation auch bei *Kroll*, Militär (Anm. 19), 282–284 oder im BstA Wü.

<sup>40</sup> *Härter*, Policey (Anm. 10), Bd. 2, 656.

<sup>41</sup> StLA Graz, Meillerakten XII c-6.

<sup>42</sup> Eric J. Hobsbawm, Die Banditen, Frankfurt a.M. 1972, 42–44; Carsten Küther, Räuber und Gauner in Deutschland. Das organisierte Bandenwesen im 18. und frühen 19. Jahrhundert, Göttingen 1976, 121–127; Uwe Danker, Räuberbanden im Alten Reich um 1700. Ein Beitrag zur Geschichte von Herrschaft und Kriminalität in der Frühen Neuzeit, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1988, Bd. 1, 54–85; Benoît Garnot (Hrsg.), La justice et l’histoire. Sources judiciaires à l’époque moderne (XVIIe, XVIIIe siècles), Rosny-sous-Bois 2006, 129–140; Carsten Küther, Menschen auf der Straße. Vagierende Unterschichten in Bayern, Franken und Schwaben in

Die durch diese Fluchten entstehenden langfristigen Veränderungen in der Gewaltbalance der Region wurden bereits damals als Problem erkannt. Es wurde angemahnt, sich um die unsichere Situation zu kümmern, da „sich Banditen hauffenweiß zu Triest befinden und die Zeit hero die wenigsten sich in Khriegswesen gebrauchen lassen, sondern täglich allerley Rumohr unnd Raufhändler vermer sachen, daraufß dan Mort unnd totschlag entstehen“ verursachen würden<sup>43</sup>. Der Einsatz im Militär verlief also nicht wie gewünscht, doch zeigt die regelmäßige Wiederholung ähnlich lautender Forderungen, dass sich bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, als die Verurteilung auf die Galeere durch Bergwerksarbeit oder Sendung an die Militärgrenze ersetzt wurde, am System der Gewaltreduktion durch Gewaltverlagerung wenig änderte<sup>44</sup>.

## V. Kapital und Finanzmittel

Bei den Geldflüssen stellt sich die Situation umgekehrt zu jener der Söldner dar. Die hier betrachtete Obrigkeit war um die Ausschaffung und nicht um die Anwerbung von Menschen bemüht, weswegen die Geldströme umgekehrt liefen und lediglich im Empfangsgebiet mit der Söldnerwerbung verglichen werden kann. Daher fiel das bei der Rekrutierung übliche Handgeld weg, aber stattdessen entstanden Kosten für den Transport bis an die Landesgrenzen. Falls möglich, versuchten die Behörden durch Konfiskation der Habseligkeiten eine partielle Kostenabdeckung zu erreichen<sup>45</sup>. Nach der Übergabe erfolgte der eigentliche Eintritt in den Gewaltmarkt. Allerdings musste, dies wissen wir aus der Übergabe von Menschen für die Galeeren wie aus dem Subsidiengeschäft, die Übergabe an den neuen Dienstherrn schnell erfolgen, wie andererseits die Aufteilung auf Galeeren und Regimenter unverzüglich geschah, um keine unnötigen Kosten entstehen zu lassen und das Desertionsrisiko zu mindern.

---

der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Göttingen 1983, 7–19; *Jutta Nowosadtko, Ordnungsselement oder Störfaktor? Zur Rolle der stehenden Heere innerhalb der frühneuzeitlichen Gesellschaft*, in: *Klio in Uniform? Probleme und Perspektiven einer modernen Militärgeschichte der Frühen Neuzeit*, hrsg. v. Ralf Pröve, Köln u.a. 1997, 5–34, hier 11–14.

<sup>43</sup> StLA Graz, Meilleraukten, XIIIq Beziehungen zu Venedig Ascanio Valin an Regierung, Ehrenfels, 18.8.1618; 12.8.1612; 31.1.1623; Graz, 3.2.1627, 18.4.1628.

<sup>44</sup> Bernd Roeck, Außenseiter, Randgruppen, Minderheiten. Fremde im Deutschland der Frühen Neuzeit, Göttingen 1993, 85–90; von Friedeburg, Lebenswelt (Anm. 33), 5–7.

<sup>45</sup> Zedler Universal Lexicon aller Wissenschaften und Künste, Bd. 42, 672, URL: <http://www.zedler-lexikon.de/index.html> [Zugriff: 16.6.2013].

## VI. Das Potenzial für die Menschenhändler

Das Geschäft verlangte von den Agenten vor ihrer Ankunft recht viel Flexibilität. Nach Möglichkeit war vor Ankunft zu klären, wem man wo für Menschen lieferte<sup>46</sup>. Gerade wenn der Bedarf an Soldaten nur durch weiter nördliche gewonnene Rekruten gedeckt werden konnte und Venedig daher bedarfsbedingt die gezahlten Pro-Kopf Preise pro gezahltem Soldaten oder Ruderer anheben musste, bedienten die erbländischen Behörden wieder die Venetianer<sup>47</sup>. Für die Agenten bot dies eine gewisse Verhandlungsoption. Als die Habsburger ab 1714 selber keine Männer mehr ziehen lassen wollten, verringerte sich naturgemäß der Verhandlungsspielraum für Agenten. Noch problematischer wurde die Situation nach 1735, als die deutschen Stellen weiterhin Verurteilte los werden wollten, die Mittelmeerländer aber nur noch in Ausnahmefällen an gelieferten Menschen interessiert waren<sup>48</sup>.

---

<sup>46</sup> So wurde am Ende des 17. Jahrhunderts die Anfrage aus Venedig nach Galeoten aus Graz negativ beschieden, denn sie hätten nur „die Kriegß gefangene[n]“. Das „herumlogen Gesindl“ sei nämlich in einer „Ziemblische[n] Anzahl durch [...] vorkherte Werbungen geworben, und zu der Kays Armee wirklichen hinauß geschicket worden“. StLA Graz, Meillerakten, XIIIIf Landrecht Ablieferung von Delinquenten auf Galeeren 1669–1684, Bürgermeister und Rat an Grazer Reg, Bruck, 10.2.1684. Auch in Frankreich gab es diese enge Verflechtung zwischen der Sendung zum Militär und auf die Galeere. *Castan/Zysberg*, Histoire (Anm. 6), 109–113.

<sup>47</sup> Allein der Soldatenhandel mit Venedig 1687–1688 führte zur Versendung von 22'000 Mann. 1688 reichen die 11'442 Mann an die Zahl von 1775 heran. Die Verluste waren dabei stets sehr hoch. Bayreuth (6000 Mann) verlor 1500, Württemberg von 12'500 mehr als 3000, Sachsen von 6000 2200, Hessen-Kassel von 2000 820, Hannover schließlich von 12'800 mehr als 3000, wobei wir von Waldeck und Sachsen Meiningen keine Zahlen haben. Diese Zahlen bilden aber nur die von den Territorialfürsten abgegebenen Truppen ab, nicht die später in Einzelverhandlungen mit Prinzen versandten Soldaten. Hinzu kommen noch jene Soldaten, die in habsburgische Verbände eingeordnet wurden, wie Kreistruppen. *Peter Hamish Wilson*, German Armies. War and German Politics, 1648–1806, London 1998, 78. Zur Rekrutierung französischer Soldaten durch Venedig: *Lynn*, Grand Siècle (Anm. 10), 411.

<sup>48</sup> Vgl. die Sektion auf dem Historikertag *Ressource Mensch. Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit der Netzwerke des europäischen Menschenhandels in der Frühen Neuzeit* von Ludolf Pelizaeus (Mainz)/Anne Duprat (Paris); die Tagungen der AG FNZ im Historikerverband unter: *Gabriela Signori/Birgit Emich*, Kriegs/Bilder in Mittelalter und Früher Neuzeit. Eine Einleitung, in: Emich/Signori, Kriegs/Bilder (Anm. 27), 7–32, hier 7; *Valentin Groebner*, Schock, Abscheu, schickes Thema. Die Kulturwissenschaften und die Gewalt, URL: [www.unilu.ch/files/schock,-abscheu,-schickes-thema.pdf](http://www.unilu.ch/files/schock,-abscheu,-schickes-thema.pdf) [Zugriff: 15.6.2013]; *Wolfgang Wüst*, Die „gute“ Policey im Schwäbischen Reichskreis, unter besonderer Berücksichtigung Bayerisch-Schwabens, Berlin 2001, 13; *Gerhard Fritz*, Sicherheitsdiskurse im Schwäbischen Kreis

## VII. Fazit

Der Handel mit Menschen auf die Galeeren oder als Zwangsrekrutierte für Regimenter auf dem ungarischen Kriegsschauplatz weist in Bezug auf die Beziehungen zwischen Rekrutierungs- und Einsatzgebiet eine Reihe von Besonderheiten, aber auch viele Parallelen auf. Neben den rechtskräftig Verurteilten gab es eine großen Zahl von Menschen, die eingefangen oder mit Gewalt geworben worden waren, was damit eine fließende Grenze zur üblichen Anwerbungspraxis darstellt<sup>49</sup>. Da die Agenten, meist Angehörige angesehener Familien, die auch die für die Transporte nötigen Gelder vorstrecken konnten, eng mit dem Soldatenhandel verbunden waren, überlappten sich die Netzwerke. Deren Funktionieren und damit die Verbindung zwischen Söldnerlandschaften und Gewaltmärkten war entscheidend für den Erfolg. Nur die aktiven Beziehungen nach Venedig, Lyon, Triest, Fiume garantierten die schnelle Abnahme der versandten Menschen, was für die Agenten sich wichtig war, um die Kosten gering zu halten. Die abnehmenden Gewaltmärkte zahlten zwar, aber je nach Bedarf waren die Preise erheblichen Schwankungen ausgesetzt. Da für die Verschickung der Menschen ihre Sicherung Bedingung war und sie daher mit Fußfesseln aneinander gebunden wurden, andererseits aber ihre Übernahme vor Ort nur erfolgte, wenn sie stark und gesund waren, mussten die Agenten stets darauf achten, Geschäftsinteressen und Vorgaben zu verbinden. Darüber hinaus musste die schwierige Aufgabe bewältigt werden, über regionale Räume hinaus zu operieren und zwar zum einen, um möglichst große Gefangenenzüge aus verschiedenen Territorien zusammenzustellen, und zum anderen, um nicht in Konflikt mit der Landesherrschaft zu treten, wenn sich der Gefangenkonvoi in Bewegung gesetzt hatte. Diesen Zügen wohnte ein großes inhärentes Gewaltpotential inne, versprach doch einzige die Flucht gewisse Chancen, überhaupt zu überleben. Andererseits wurden die Züge nicht von Soldaten begleitet, es sei denn, die Gefangenen konnten auf dem eigenen Gebiet überführt werden (Habsburgerreich), sondern vielmehr von für die Abschnitte zwangsgeworbenem Begleitpersonal. Gewaltpotential konnte sich also stets dann ungeordnet ausbreiten, wenn den Gefangenen die

---

im 18. Jahrhundert, in: Repräsentationen von Kriminalität und öffentlicher Sicherheit. Bilder, Vorstellungen und Diskurse vom 16. bis zum 20. Jahrhundert, hrsg. v. Karl Härtter et al., Frankfurt 2010, 223–271, hier 226–239.

<sup>49</sup> Weitere Beispiele zur Zunahme an gewaltsamer Soldatenwerbung bei: *Ralf Pröve*, Zum Verhältnis von Militär und Gesellschaft im Spiegel gewaltsamer Rekrutierungen (1648–1789), in: *Ralf Pröve, Lebenswelten. Militärische Milieus in der Neuzeit. Gesammelte Abhandlungen*, hrsg. v. Bernhard R. Kroener/Angela Strauß, Berlin u.a. 2010, 7–38, hier 24 mit Hinweisen zu Hannover und Mecklenburg, Scheutz, Alltag (Anm. 33), 318–348 zu Österreich.

Flucht gelang. Insofern sind auch die Push- und Pull-Faktoren, die dem obrigkeitlichen Wunschenken entsprechen, kritisch zu sehen. Der Push-Faktor – obrigkeitliches Interesse an „Ausschaffung“ – konnte nur dann in eine klare Relation mit dem Pull-Faktor – Abnahme von Menschen auf einem Gewaltmarkt – gelangen, wenn die Kette auf dem Weg nicht unterbrochen wurde. Sonst kam es zur unkontrollierten Freisetzung eines Gewaltpotentials. Den einmal Verurteilten stand kaum eine andere Möglichkeit als die kriminelle Karriere oder eben unter Umständen eine spätere Anwerbung für Truppen noch als seltene Option zur Verfügung, da sie mit einem Brandzeichen versehen dauerhaft aus der Frühnezeitlichen Gesellschaft ausgestoßen waren.

Die weitere Erforschung des Themenbereichs „Menschenhandel“ sollte weitere Einblicke in die Netzwerke der Gewalt- und Gewaltstrukturen, aber auch der Familiennetzwerke mit sich bringen und zeigen, wie internationale Beziehungen in diesem Bereich funktionierten<sup>50</sup>. Dabei dürfen aber die Einzelschicksale zur Rekonstruktion alltagsgeschichtlicher Phänomene genauso wenig außer Betracht bleiben, wie die Untersuchung der Sprache, mit der über die Problematik gesprochen und geschrieben wurde. Denn es fällt auf, wie stark die Behörden darum bemüht waren, ihr Handeln, auch nach gesprochenen Urteilen, zu rechtfertigen. Dies gilt besonders dann, wenn eine protestantische Obrigkeit Untertanen auf „katholische“ Galeeren sandte. Hinzu kommt, dass sich, bedingt durch die Verurteilung, anders als für Gefangenberichte aus dem Mittelmeer oder von Söldnern, keine Selbstzeugnisse erhalten haben<sup>51</sup>. Auch dies macht die verbindende Untersuchung mit dem Gewalthandel im Rahmen des Soldatenhandels reizvoll.

---

<sup>50</sup> Vgl. Nathalie Büsser, Die „Frau Hauptmannin“ als Schaltstelle für Rekrutenerwerbungen, Geldtransfer und Informationsaustausch. Geschäftliche Tätigkeiten weiblicher Angehöriger der Zuger Zurlauben im familieneigenen Solddienstunternehmen, in: Jaun, Solddienst (Anm. 9), 105–122; François Cojonnex, Entre parentèle et clientèle, l'exemple de la création et de l'apogée d'un réseau de solidarités: la famille de Chandieu au service de France (1640–1728), in: Jaun, Solddienst (Anm. 9), 123–138.

<sup>51</sup> Vgl. für die Gruppe der Selbstzeugnisse: Marc Höchner, Selbstzeugnisse von Schweizer Söldnern im Siebenjährigen Krieg, in: Jaun, Solddienst (Anm. 9), 61–82, hier 63–64; José Antonio Martínez Torres, Europa y el rescate de cautivos en el Mediterráneo durante la temprana Edad Moderna, in: Espacio, tiempo y forma, Serie IV, Historia moderna 18–19 (2005–2006), 71–85; Ralf C. Müller, Franken im Osten. Art, Umfang, Struktur und Dynamik der Migration aus dem lateinischen Westen in das Osmanische Reich des 15./16. Jahrhunderts auf der Grundlage von Reiseberichten, Leipzig 2005, 37, 279–287.



## Anmerkungen

Von *Michael Sikora*<sup>1</sup>

Die „Schweizer“, die „Iren“, die „Kroaten“, die „Hessen“ – in der Militärgeschichte der Frühen Neuzeit wurden und werden in der Tat in nicht wenigen Fällen Soldaten als distinkte Gruppen wahrgenommen, als deren Signum in erster Linie eine gemeinsame regionale Herkunft galt. Wie nahe liegt da die Idee, diese Zuschreibungen ernst zu nehmen und auf ihrer Grundlage die Chance zu ergreifen, die Vielzahl dieser Zuschreibungen zu nutzen, um vergleichend strukturellen Gemeinsamkeiten und spezifischen Unterschieden dieser Gruppen nachzugehen – eine Chance, die auf dieser Grundlage verspricht, das Bild des frühneuzeitlichen militärischen Arbeitsmarkts<sup>2</sup> tatsächlich um substantielle Einsichten zu erweitern, zu vertiefen, zu differenzieren. Aber wie das mit naheliegenden Ideen so ist, sie setzen einen gewissen Diskussionsstand erst voraus, ebenso Methoden und Perspektiven, die solche Vergleiche operationalisierbar machen, und nicht zuletzt die notwendige Initiative. Es ist daher das Verdienst der Initiatoren dieses Projekts, diese Idee geplückt und der nunmehr seit Jahrzehnten regen neueren Militärgeschichte damit innovative Anregungen gegeben zu haben. Wie nachhaltig dieses Angebot wirken wird, kann sich erst in Zukunft erweisen.

---

<sup>1</sup> Ich danke den Herausgebern für das Privileg, die Ergebnisse der Tagung an diesem Ort kommentieren zu können. Der Text geht auf meinen mündlichen Impuls zur Schlußdiskussion zurück, die Belege beschränken sich hauptsächlich auf einige über den Rahmen der hier viel diskutierten und häufig zitierten Literatur hinausgehende Hinweise.

<sup>2</sup> Dabei sollte der Akzent zunächst einmal auf den marktmäßigen Strukturen liegen. Der Begriff der „Arbeit“ muß nicht zwangsläufig auf den Typus des Söldners beschränkt bleiben. Alternativ dazu liegt einem jüngst abgeschlossenen Projekt des Internationalen Instituts für Sozialgeschichte in Amsterdam die Prämisse zugrunde, jede Form militärischer Dienstleistung als Arbeit zu begreifen, auch Zwangsdiene etwa, und den Militärdienst damit auch in Parallelen setzen zu können zu anderen Kontexten von Arbeit, die am Institut untersucht werden. Auf dieser Grundlage wurde, in globaler Dimension, auch dort der Versuch unternommen, spezifische Merkmale militärischer Strukturen und ihrer Wandlungen mit spezifischen sozialen und politischen Strukturen in Verbindung zu bringen, vgl. Erik-Jan Zürcher (Hrsg.), *Fighting for a Living. A Comparative History of Military Labour 1500–2000*, Amsterdam 2013.

Die erste Sammlung und Diskussion von Beobachtungen läßt hoffen. Gewiß, von einem systematischen Vergleich kann in diesem Stadium noch nicht die Rede sein, obwohl die methodischen Vorgaben den Erkenntnisprozeß durchaus schon in eine bemerkenswert einheitliche Richtung steuerten. Indes sind die empirischen Grundlagen noch zu unterschiedlich, die kategorische Vergleichbarkeit einzelner Phänomene noch zu unsicher, so lange nicht auch systematisch die Grundlagen solcher Vergleiche erhoben werden, was womöglich nur in Arbeiten aus einer Hand gelingen kann.

Die Vorgaben dafür sprudelten umso reicher. Zweifellos muß den Agenten des Soldatenmarkts besondere Aufmerksamkeit gelten, den Kriegsunternehmern, wie man sie seit Fritz Redlich zu nennen sich angewöhnt hat. Verschiedentlich ist die an sich nicht ganz unbekannte Bedeutung familiärer, clanförmiger oder feudaler Vernetzungen neu akzentuiert worden, auf deren Grundlage Menschen, Güter und Kapital mobilisiert werden konnten, bis hin zu einem König als Akteur einer „Söldnerpolitik“ wie in Böhmen. Vielleicht sollte dies einmal als Warnung wahrgenommen werden, sich nicht zu einseitig auf den Spuren Redlichs zu bewegen, der als Unternehmenshistoriker fand, was er suchte<sup>3</sup>, und statt dessen neben der unternehmerischen Handlungsrationale stärker die feudalen und adelsethischen Wurzeln einer traditionellen Kriegerschicht beachten, die sich in einer Zeit des militärischen Umbruchs neu zu orientieren hatte.

Gewiß, weitere Faktoren konnten hinzu treten, die Strukturen eines potentiellen Kapitalmarkts etwa, der in der Lage war, flexibel und punktuell ökonomisches Potential zu realisieren. Vergangene und aktuelle Konflikte in der Region trugen anscheinend dazu bei, Bereitschaft zur Gewalt und Fertigkeit im Umgang mit Waffen zu steigern. Das Angebot an militärischen Arbeitskräften setzte gewiß auch entsprechende demographische Entwicklungen voraus; die gängige Ansicht hingegen, der Militärdienst diene als Ventil für Regionen, die im Verhältnis zu ihren Ernährungssachen überbevölkert waren, so daß also umgekehrt Armutssregionen mehr oder weniger exklusiv dazu disponiert gewesen seien, wurde gelegentlich relativiert. Schließlich mußten Verbindungen hinzutreten, um dieses Gewaltpotential später auch an entferntere Schauplätze zu vermitteln.

---

<sup>3</sup> Es ist in dieser Hinsicht lohnend, sich des spezifischen Erkenntnisinteresses Redlichs bewußt zu sein, dazu kann etwa verwiesen werden auf die Nekrologie, die sein Gesamtwerk würdigen; die wichtigsten sind aufgelistet als Anhang zu seinem Wikipedia-Artikel (zuletzt aufgerufen am 5.4.2014) und müssen hier nicht extra aufgeführt werden, zu ergänzen wäre vielleicht *Hans Jäger*, Fritz Leonhard Redlich 1892–1978, in: The Business History Review 53 (1979), 154–160.

Reichen solche Kriterien hin, um eine Region als Söldnerlandschaft begreifen zu können, also als einen Raum, in dem unterschiedliche strukturelle und vielleicht auch akzidentielle Umstände es besonders leicht machten, beliebig mobile Söldner in großer Zahl anzuwerben? Nicht ohne Grund ist das Problem, die Grenzen solcher Landschaften näher zu begrenzen, in den Diskussionen rasch beiseite gelegt worden, eine einhellige und sicher pragmatisch sinnvolle Reduktion absehbarer empirischer und methodischer Verstrickungen. Dabei gerät aber auch die Frage in den Hintergrund, inwiefern es sich dabei um Regionen gehandelt hat, die sich nicht nur untereinander, über die Distanz, vergleichen lassen, sondern sich auch durch bestimmbare Merkmale von ihrer unmittelbaren Nachbarschaft abhoben. Zu fragen wäre, in welchem Verhältnis Umstände und Ereignisse zu sozialen und ökonomischen Strukturen stehen, um ein überschießendes Potential an militärischer Gewalt hervorzubringen.

Ob das Konzept des Gewaltmarkts dabei weiterführt, bleibt nicht ohne Fragezeichen. Der damit verbundenen Vorstellung eines „gewaltoffenen Raums“ scheinen doch zu moderne Merkmale von „failed states“ zu grunde zu liegen, von de facto anarchischen Räumen, in denen Warlords zur strukturbildenden Kraft werden können<sup>4</sup>. Die Schweiz oder Hessen können so gewiß nicht beschrieben werden, aber selbst frühneuzeitliche Kriegsgebiete mögen sich bei näherem Hinsehen zwar zweifellos als gequalte, aber nicht notwendig als entrechtete, legitimierter Herrschaft entkleiderter Räume erweisen<sup>5</sup>.

Von daher leitet sich die regionale Verortung spezifischer Rekrutierungsräume denn doch erst einmal von eben jener Zuschreibung der Söldner selbst ab. Eine Landschaft wird als Söldnerlandschaft in erster Linie deshalb besonders, weil die Söldner von dort als etwas Besonderes wahrgenommen werden. Sie können besonders erscheinen aufgrund ihrer Sprache, die außerhalb ihrer Heimat immer als fremd wahrgenommen werden wird. Fremdheit kann auch durch das äußere Erscheinungsbild konstituiert werden, sei es im Sinne der Extravaganz wie bei den Landsknechten oder im Sinne einer eher exotischen Fremdheit wie etwa bei den Schotten. Zu dem, was eine Söldnertruppe besonders macht, können aber auch spezifische Gewalttechniken gehören, Spezialistentum etwa im Hinblick auf die Handhabung einer Waffe oder einer besonderen

<sup>4</sup> Vgl. in dieser Hinsicht etwa Werner Ruf (Hrsg.), Politische Ökonomie der Gewalt. Staatszerfall und die Privatisierung von Gewalt und Krieg, Opladen 2003.

<sup>5</sup> Vgl. nur exemplarisch Frank Kleinehagenbrock, Die Grafschaft Hohenlohe im Dreißigjährigen Krieg, Stuttgart 2003, oder Jörg Rathjen, Soldaten im Dorf. Ländliche Gesellschaft und Kriege in den Herzogtümern Schleswig und Holstein 1625–1720, Kiel 2004.

Taktik. Es scheint, als habe sich die Besonderheit auch in einer besonderen Skrupellosigkeit der Gewalt niedergeschlagen. In dieser Hinsicht wäre aber noch genauer zu prüfen, ob sich diese Phänomene aus der Fremdheit an sich ergaben<sup>6</sup> oder aus spezifischen Kampfweisen oder doch nur mehr oder weniger als Zuschreibungen erweisen.

Es gehört nicht zu den geringsten Erkenntnissen aus den Beiträgen dieses Projekts, daß sich diese Besonderheiten auf Dauer von der regionalen Herkunft der Soldaten lösen konnten. Die Besonderheit wird dann zu einem Label, das einer bestimmten Truppe anhaftet, zu der dann aber auch Mitglieder ganz anderer regionaler Herkunft gehören können. Das gilt selbst für die „Hessen“, mit welchem Begriff letztlich alle deutschen Subsidientruppen im Unabhängigkeitskrieg angesprochen werden konnten. Die Hessen sind auch ein instruktives Beispiel für die Variabilität und Konstruktion von „Fremdheit“, haftet ihnen doch aus europäischer Perspektive eigentlich nichts Besonderes an. Sie werden erst im Kontext des Krieges in Amerika zu Fremden, fremd zudem nicht nur aufgrund ihrer am Konflikt eigentlich unbeteiligten Herkunft, fremd auch in dem Sinne, daß sie als „Fürstenknechte“ wahrgenommen wurden, im revolutionären Kontext also auch sozusagen als politische Fremdkörper<sup>7</sup>.

Mit diesem Kriterium zur Identifizierung von „Söldnerlandschaften“ ist zudem noch ein weiteres strukturelles Problem verknüpft. Es werden nämlich auf diese Weise eben nur Soldaten und Regionen erfaßt, die per se durch ihre Fremdheit auf anderen Kriegsschauplätzen in Erscheinung traten. Das mag durchaus eine besondere Relevanz anzeigen, erfaßt aber eben auch nur einen Teil der militärischen Strukturen der Frühen Neuzeit, selbst wenn man sich auf das Söldnerwesen konzentriert, also auf einen spezifischen Rekrutierungsmodus, der auf einem Kontrakt zwischen Söldner und Dienstherr beruht, von der Intention her auf freiwilliger Basis, wenn auch in der Praxis von verschiedenen Zwängen überlagert, was an dieser Stelle aber nicht von Bedeutung ist.

Nun wird man beispielsweise den spanischen Truppen im 16. Jahrhundert gewiß nicht absprechen können, daß sie die Epoche wesentlich mit-

<sup>6</sup> Die in der Alltagsgeschichte des Dreißigjährigen Krieges häufig dokumentierte Erfahrung, daß die Zivilbevölkerung bei den Drangsaliierungen durchziehender Truppen mit der Zeit immer weniger Unterschiede zwischen Freund und Feind wahrnahm, mahnt dazu, diese Annahme nicht voreilig zu unterstellen.

<sup>7</sup> Dominierender aber noch war auch in diesem Kontext die Zuschreibung besonderer Gewalttätigkeit, das, ohne Reflektionen über die tatsächlichen Praktiken in Hessen, zugleich mit einem bestimmten Konzept von „mercenaries“ verbunden wurde, siehe die differenzierten Beobachtungen bei *Inge Auerbach*, Die Hessen in Amerika 1776–1783, Darmstadt/Marburg 1996, 91–214.

geprägt haben. Zu einem Teil setzten sie sich aber auch aus freiwillig geworbenen Spaniern zusammen, die gerade die gefürchteten Tercios formierten<sup>8</sup>. Da sie jedoch für die spanische Krone kämpften, blieben sie sozusagen einem Binnenmarkt verhaftet und wurden daher auch nicht als käufliche Truppe aus der Fremde wahrgenommen. Machte sie der Dienst auf Grundlage des Kontrakts aber nicht trotzdem zu Söldnern? Darauf ist gleich zurückzukommen, an dieser Stelle führen eindeutigere Beispiele weiter: Auch die Spanier warben nämlich ihrerseits in großer Zahl Freiwillige am Ort des Geschehens, also auch Italiener, um in Italien Krieg zu führen, oder Niederländer, um den niederländischen Aufstand zu bekämpfen<sup>9</sup>. Andere Beispiele aus dem 17. Jahrhundert bestätigen<sup>10</sup>, daß Truppenwerbungen im Krieg zunächst einfach Rekruten aus der Nähe der Werbeorte anzogen; es handelte sich also um freiwillig Angeworbene, von denen, je nach Werbeort, viele in den Dienst einer auswärtigen Obrigkeit traten, die aber nicht als distinkte Gruppen thematisiert wurden.

„Söldnerlandschaften“ brachten also zweifellos signifikante Erscheinungen des Söldnerwesens hervor, aber nicht alle Söldner stammten offensichtlich aus Söldnerlandschaften. Von daher müßte auch noch schärfer über die spezifische Rolle nachgedacht werden, die die „Söldnerlandschaften“ und ihre Söldner im Zuge der militärgeschichtlichen Entwicklung eingenommen haben. In dieser Hinsicht sollte wohl noch systematischer die chronologische Dimension einbezogen werden, die im Rahmen des Tagungsprojekts notgedrungen noch nicht ausbuchstabiert werden konnte. Dabei hängen mindestens drei grundlegende Probleme damit zusammen.

Das gilt erstens für die Dauer und das Verschwinden von „Söldnerlandschaften“. Die Landsknechte verflüchtigten sich als wahrnehmbare Gruppe ebenso wie die Böhmen. Das kann man mit Fortentwicklungen militärischer Taktik und Technik erklären, aber man muß das auch Phänomenen von längerer Dauer gegenüberstellen, etwa den Iren oder erst

---

<sup>8</sup> Siehe etwa I. A.A. Thompson, *El soldado del imperio: una aproximación al perfil del recluta español en el Siglo de Oro*, in: *Manuscrits. Revista d'Història Moderna* 21 (2003), 17–38; Lorraine White, *Spain's Early Modern Soldiers: Origins, Motivation and Loyalty*, in: *War and Society* 19 (2001), 19–46.

<sup>9</sup> Vgl. Geoffrey Parker, *The Army of Flanders and the Spanish Road 1567–1659*, Cambridge 1972, 27–33, am prägnantesten die Graphik 28 und die Tabellen 271–272, außerdem 33–49 auch zu den Rekrutierungspraktiken, auch in Spanien selbst, ergänzend zu den Aufsätzen in der vorstehenden Anmerkung.

<sup>10</sup> Vgl. zum Beispiel die Stichproben bei Peter Burschel, *Söldner im Nordwestdeutschland des 16. und 17. Jahrhunderts*, Göttingen 1994, 145–150, und Cordula Kapser, *Die bayerische Kriegsorganisation in der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges 1635–1648/49*, Münster 1997, 250–261.

recht den Schweizern, die es offenbar fertigbrachten, sich dem militärischen Wandel immer wieder anzupassen. Im Grunde stellt sich das Problem sogar noch subtiler, denn in der Praxis wurden ja selbst in Südwestdeutschland bis Ende des 18. Jahrhunderts von vielen Mächten weiterhin Soldaten rekrutiert, aber sie wurden nicht mehr als „Landsknechte“, als eigenständige Gruppe wahrgenommen.

Obwohl die Schweizer schon in den zeitgenössischen Diskursen, man denke nur an die „Zapoteken“ in Morus’ Utopia, als Söldner schlechthin galten, machte sie doch die Dauer ihrer wahrnehmbaren Präsenz, aber auch ihre strukturelle Fremdheit, indem sie auf den Kriegsschauplätzen prominent, aber fast immer als Söldner in auswärtigen Diensten in Erscheinung traten, eher zu einer Ausnahme. Jedenfalls sollte man im Hinblick auf das Konzept der „Söldnerlandschaft“ insofern vorsichtig sein, als sich leicht eine womöglich zu einseitige schweizerische Perspektive einschleicht.

Indes gilt auch für die Schweizer die Frage, unter welchen Umständen um 1800 mit dem Söldnerwesen schlechthin auch das Phänomen der „Söldnerlandschaft“ sich mehr oder weniger verflüchtigt hat und unter welchen Voraussetzungen neue Söldnerstrukturen des 19. Jahrhunderts sich als vergleichbar erweisen. Das Phänomen der Fremdheit ist evident bei den Fremdenlegionen, die sich aber eben nicht mehr bestimmten Regionen zuordnen lassen<sup>11</sup>. Das wäre aber etwa noch der Fall bei den Gurkhas in britischen Diensten, womöglich eine „Söldnerlandschaft“ in einem globalisierten Söldnermarkt repräsentierend<sup>12</sup>.

Schon vorher aber stellt sich zweitens das Problem, welcher Typ militärischer Streiter eigentlich als Söldner angesprochen werden soll. Die stehenden Heere des späten 17. und des 18. Jahrhunderts setzten sich nach wie vor zu einem relevanten Teil aus freiwillig Geworbenen zusammen, die aber zu einem anscheinend zunehmenden Anteil im Inland angeworben wurden<sup>13</sup>. Dabei stellt sich der schon oben im Hinblick auf die

<sup>11</sup> Die jüngste Deutung der französischen Fremdenlegion als „transnationaler“ und „transkultureller“ „Erfahrungsräum“ bei *Christian Koller*, Die Fremdenlegion. Kolonialismus, Söldneramt, Gewalt 1831–1962, Paderborn 2013, thematisiert Fremdheit in erster Linie aus der Binnenperspektive und in der Begegnung mit kolonisierten Welten, rekapituliert aber auch die Antilegionspropaganda hauptsächlich in Deutschland und der Schweiz, vor allem 50–67, siehe dazu auch *Eckard Michels*, Deutsche in der Fremdenlegion 1870–1965, Paderborn 1999, passim.

<sup>12</sup> Die an sich reichhaltige Literatur über die Gurkhas verharret noch überwiegend in wenig reflektierter, heroisierender Ereignisgeschichte, vgl. als quasi amtliche Darstellung *Christopher Bullock*, Britain’s Gurkhas, Winchester 2009.

<sup>13</sup> Aus den Forschungen zur französischen Militärgeschichte lässt sich allmählich eine Geschichte der dortigen inländischen Werbung rekonstruieren, vgl. etwa

Spanier erwähnte Umstand ein, daß diese (mehr oder weniger) Freiwilligen im Dienst ihrer Monarchen nicht als Fremde in Erscheinung traten. Ich habe an anderer Stelle dafür plädiert, trotz der vielen strukturellen Veränderungen des Militärdienstes vom 16. zum 18. Jahrhundert auch diese Freiwilligen unter einen weiten Begriff von Söldner zu fassen<sup>14</sup>. Ohne dies hier im einzelnen auszuführen, scheint es mir analytisch sinnvoll zu sein, auf dem im Prinzip freiwilligen Kontrakt als dem formal einzig trennscharfen Kriterium einen spezifischen Typ der Rekrutierung und damit korrespondierend einen Typ des Streiters, eben den Söldner, zu gründen und ihn nicht durch letztlich nur diffuse Kriterien der Mentalität und der Herkunft aufzuspalten. Gerade ein Ansatz, der nationalstaatliche Perspektiven überwinden will, sollte zumindest nicht unüberlegt ein Kriterium der Fremdheit zugrunde legen, das wir rückblickend nur durch die Brille des Nationalstaats hindurch wahrzunehmen Gefahr laufen. Auch darauf ist noch einmal zurückzukommen.

Die Vermehrung und Verfestigung des Militärs im späten 17. und 18. Jahrhundert wurde aber nicht nur durch inländische Werbung bewerkstelligt, sondern auch durch zunehmenden Rückgriff auf andere Rekrutierungsformen, deren Abgrenzung zur freiwilligen Werbung in der Praxis sich durchaus verflüssigen konnte<sup>15</sup>. Die wesentliche Alter-

---

James B. Wood, *The King's Army. Warfare, Soldiers, and Society during the Wars of Religion in France, 1562–1576*, Cambridge 1996, 55–66 u.ö.; David Parrott, *Richelieu's Army*, Cambridge 2001, u.a. 287–292, 305–312, 320–330; John A. Lynn, *Giant of the Grand Siècle. The French Army, 1610–1715*, Cambridge 1997, u.a. 326–332; André Corvisier, *L'Armée Française de la fin du XVIIe siècle au ministère de Choiseul. Le Soldat*, Bd. 1, Paris 1964, 147–195, 410–448. Die Nachrichten über die inländische Werbung sind indes oft diffus und werden auch nicht immer explizit identifiziert im Gegensatz zu kompakten Kapiteln über die ausländischen Verbände aus Deutschen und Schweizern. Angaben für andere Länder ließen sich ergänzen, würden aber den Rahmen sprengen. Eine kleine Übersicht über die Anteile an „foreigners“ an europäischen Armeen, die mit „mercenaries“ gleichgesetzt werden, bei Janice E. Thomson, *Mercenaries, Pirates, and Sovereigns*, Princeton 1994, 26–31, macht im Umkehrschluß deutlich, wieviele Soldaten in den Ländern selbst rekrutiert werden mußten, freilich ohne daß die Angaben nach Modi der Rekrutierung differenzieren.

<sup>14</sup> Michael Sikora, Söldner – historische Annäherung an einen Kriegertypus, in: Geschichte und Gesellschaft 29 (2003), 210–238; ich erlaube mir, auch auf eher esayistische Überlegungen an anderer Stelle zu verweisen, die gerade die Aspekte von Identität und Fremdheit zuspitzen, Michael Sikora, Der Söldner, in: Grenzverletzer. Von Schmugglern, Spionen und anderen subversiven Gestalten, hrsg. v. Eva Horn/Stefan Kaufmann/Ulrich Bröckling, Berlin 2002, 114–135.

<sup>15</sup> Die Variationen und Unschärfen lassen sich an den vielfältigen Rekrutierungspraktiken der armierten Stände des Reichs besonders differenziert vorführen, vgl. etwa Peter H. Wilson, *The Politics of Military Recruitment in Eighteenth-Century Germany*, in: English Historical Review 117 (2002), 536–568; Michael

native bestand in der Form einer Dienstverpflichtung, deren Grundlage von der Pflicht zur gemeinschaftlichen Selbstverteidigung auf kommunaler Basis hin zur naturrechtlich fundierten Untertanenpflicht mutierte. Auch im Kontext der Tagung sind mit den Finnen oder den Kroaten oder den Hessen Gruppen zur Sprache gekommen, die nicht oder nicht ausschließlich auf der Grundlage von Werbekontrakten rekrutiert wurden. Das mag man pragmatisch in Kauf nehmen, aber die Vermengung der Rekrutierungsmodi entfernt sich vom reinen Typ des Söldners, was sowohl im Hinblick auf die Vergleichbarkeit als auch im Hinblick auf die Aufhebung marktähnlicher Mechanismen per se reflektiert werden müßte.

Schließlich ist drittens, wie angekündigt, der Aspekt der Fremdheit noch einmal in chronologischer Perspektive aufzugreifen. Es ist verschiedentlich darauf hingewiesen worden, daß es im 15. und 16. Jahrhundert zu den Vorzügen der oder zumindest einiger Söldnerlandschaften, also etwa der Schweiz, Süddeutschlands oder Böhmens, gehörte, relativ nahe an den relevanten Kriegsschauplätzen verortet gewesen zu sein. Die Söldnergruppen, die für das 17. und 18. Jahrhundert als Exempel vorgeführt wurden, waren dagegen eher durch größere Distanzen zwischen den Räumen der Rekrutierung und den Räumen der Kriegsführung gekennzeichnet. Allem Anschein nach zeichnet sich also in dieser Hinsicht eine Tendenz ab, deren empirische Grundlage freilich noch systematischer abgeklopft werden müßte.

Es hat aber auch den Anschein, daß mit der wachsenden Distanz in einigen Fällen auch die Fremdheit eine neue Qualität gewinnt, die man offenbar als eine Art Exotisierung ansprechen könnte. Damit scheint auch einherzugehen, daß sich deutlicher noch als früher zumindest mit einigen dieser Gruppen spezifische Gewaltformen oder Kriegstaktiken verbunden, womit dann aber auch ein eher isolierter Einsatz dieser Verbände verbunden war. Womöglich bekommen wir damit gerade die umgekehrte Seite der zuvor besprochenen Medaille zu Gesicht. In dem Maße, in dem sich die anschwellenden Heere immer nachhaltiger aus den eigenen Territorien oder aus eher diffuser Nachbarschaft ihre Rekruten beschafften, scheint die Rolle fremder Truppen immer ausschließlich an die Peripherie gerückt zu sein, sowohl im Hinblick auf die Herkunft als auch im Hinblick auf ihre mehr oder weniger isolierte Verwendung. Gewiß, das gilt nicht generell, auch in dieser Hinsicht bleibt zu beachten, daß etwa die Schweizer in der französischen Armee durchaus keine periphere Rolle spielten – wobei auch hier daran zu erinnern ist, daß sie sich dann bei

---

*Sikora, Disziplin und Desertion. Strukturprobleme militärischer Organisation im 18. Jahrhundert*, Berlin 1996, 216–255.

der Verteidigung der Tuilerien 1792 ihrer Umgebung sozusagen auch politisch entfremdet haben.

Es scheint sich also schon im Rahmen des vorrevolutionären Militärs eine Arbeitsteilung abzuzeichnen, die es dann im 19. Jahrhundert, unter den Vorzeichen der Wehrpflicht als dem dem Nationalstaat adäquaten Rekrutierungsmodus, aber auch zur Legitimierung des nationalen Berufssoldaten, leicht macht, das Söldnerwesen als das Fremde, Ausländische, Unpatriotische schlechthin zu stigmatisieren, wobei Fremdheit in einem neuen Kontext eben auch neue Konnotationen annimmt. Es wäre viel gewonnen, wenn das Konzept der „Söldnerlandschaften“ dazu beitragen könnte, auch diese Prozesse methodisch präziser zu fassen, zu überprüfen und zu interpretieren. Gewiß, dafür müßten manche Voraussetzungen noch kritischer reflektiert werden. Daß aber alles dieses schon im Licht der Tagungsbeiträge deutlichere Konturen gewonnen hat, stimmt optimistisch. In diesem Sinne legen hoffentlich auch die Beiträge dieses Bandes Zeugnis ab von dem Potential dieses Ansatzes.



## Autorenverzeichnis

*Stefan Aumann*, M.A., Hessisches Landesamt für geschichtliche Landeskunde,  
Wilhelm-Röpke-Str. 6 C, D-35039 Marburg; aumann@staff.uni-marburg.de

*Dr. Reinhard Baumann*, Paganinistr. 21, D-81247 München; baumann.mmr@t-online.de

*Prof. Dr. Horst Carl*, Neuere Geschichte II (Frühe Neuzeit), Justus-Liebig-Universität Giessen, Historisches Institut, Otto-Behaghel-Str. 10c, D-35394 Giessen; Horst.Carl@geschichte.uni-giessen.de

*Prof. Dr. Marian Füssel*, Georg-August-Universität Göttingen, Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte, Kulturwissenschaftliches Zentrum, Heinrich-Düker-Weg 14, D-37073 Göttingen; Marian.Fuessel@phil.uni-goettingen.de

*Prof. Dr. Holger Th. Gräf*, Hessisches Landesamt für geschichtliche Landeskunde, Wilhelm-Röpke-Str. 6 C, D-35039 Marburg; graef@staff.uni-marburg.de

*Dr. Benjamin Hitz*, Universität Basel, Departement Geschichte, Hirschgässlein 21, CH-4051 Basel; benjamin.hitz@unibas.ch

*PD Dr. Michael Jucker*, Historisches Seminar, Universität Luzern, Kultur- und Sozialwissenschaftliche Fakultät, Frohburgstrasse 3, Postfach 4466, CH-6002 Luzern; Michael.Jucker@unilu.ch

*Dr. Heinrich Lang*, Otto-Friedrich Universität Bamberg, Lehrstuhl für Neuere Geschichte, Fischstr. 5–7, D-96045 Bamberg; heinrich.lang@uni-bamberg.de

*Apl. Prof. Dr. Ludolf W. G. Pelizaeus*, Leibniz Institut für Europäische Geschichte, Alte Universitätsstr. 19, D-55116 Mainz; Pelizaeus@ieg-mainz.de

*Dr. Philippe Rogger*, Historisches Institut der Universität Bern, Länggassstrasse 49, CH-3000 Bern 9; philippe.rogger@hist.unibe.ch

*Apl. Prof. Dr. Michael Sikora*, Westfälische Wilhelms-Universität, Historisches Seminar, Domplatz 20–22, D-48143 Münster; sikora@uni-muenster.de

*Jean Steinauer*, Grand-Rue 24, CH-1700 Fribourg; jean.steinauer@bluewin.ch

*Dr. Uwe Tresp*, Universität Potsdam, Historisches Institut/Geschichte des Mittelalters, Am Neuen Palais 10, D-14469 Potsdam; uwe.tresp@gmx.net

*Stefan Xenakis* M.A., Mitarbeiter im LOEWE-Projekt „Untertanen vor Gericht“ an der Forschungsstelle für Höchstgerichtsbarkeit im Alten Europa, Rosengasse 16, D-35578 Wetzlar